

Joachim Söder-Mahlmann

**Geschichte und Strukturen  
sozialer Ungleichheit**

*Skript zur Lehrveranstaltung*

*Institut für Soziologie  
Leibniz Universität Hannover*

Oktober 2019

»Zu keinem anderen Zweck geboren zu sein als die Früchte der Erde zu genießen ist das Privileg ... von sehr wenigen. Der größere Teil der Menschheit muß [diese Güter] im Schweiße ihres Angesichts produzieren, oder die Gesellschaft wird nicht länger dem Zweck dienen, für den sie bestimmt ist«. (Henry Fielding 1751).

## INHALT

Vorwort.....	5
1. Gegenstandsbestimmung und Fragestellungen .....	6
2. Gleichheit und Gegenseitigkeit .....	11
<i>Exkurs: Ethnographie und Geschichte</i> .....	17
3. Die Vertreibung aus dem Paradies.....	19
<i>Die Grenzen der "ursprünglichen" Gleichheit</i> .....	21
<i>Exkurs: Glaube, Ideologie und Legitimität von Herrschaft</i> .....	28
4. Der Weg aus der Knechtschaft – von der Feudal- zur Industriegesellschaft	32
<i>"Feudale Revolution" und "Krise des Feudalismus"</i> .....	32
<i>Der "schwarze Tod" und das Ende der Knechtschaft</i> .....	35
<i>Vom Handwerk zur Industrie</i> .....	38
<i>Gewinner und Verlierer</i> .....	41
5. Macht und Reichtum .....	47
<i>Entdecker und Eroberer</i> .....	47
<i>Entwicklung und "Unterentwicklung"</i> .....	50
6. Freihandel und Wirtschaftswachstum .....	58
<i>Produktivität, Akkumulation und Konzentration</i> .....	58
<i>Der Zwang zum Wachstum</i> .....	61
7. "Jenseits von Stand und Klasse"? .....	64
8. Drei Facetten von "Prekarität" .....	72
9. Chancenungleichheiten in der Bildungs- und Berufsbiographie .....	79
10. Armut in der Überflußgesellschaft .....	89
11. Wohltäter und Bedürftige: <i>Die undankbaren Bettler</i> .....	95
12. Der Wert eines Menschen .....	101
Fazit .....	107
Literatur .....	111



## Vorwort

Das vorliegende Skript ist die schriftliche Ausarbeitung der Inhalte von vier Lehrveranstaltungen, die ich jeweils im Sommersemester 2016, 2017, 2018 und 2019 hielt. Die schriftliche Ausarbeitung soll primär den Studierenden helfen, die Seminarinhalte nochmals vertiefend zu rekapitulieren. Der Text kann aber sicherlich auch jenseits des Seminarzusammenhangs gewinnbringend gelesen werden.

Wie ein Blick in das Inhaltsverzeichnis unmittelbar verdeutlichen sollte, ist sowohl das Seminar als auch dieses Skript darauf ausgerichtet, Orientierungswissen zu vermitteln, welches befähigt, aktuelle politische Debatten und Entwicklungen in einen historischen und systematischen Kontext zu stellen. **Die Studierenden sollen diesbezüglich vor allem in die Lage versetzt werden, die Zusammenhänge zwischen Gesellschaft und Ökonomie zu erkennen, und kritisch zu reflektieren, wie die höchst ungleiche Verteilung von Ressourcen legitimiert wird – sowohl innerhalb einer Gesellschaft als auch im globalen Kontext.**

Ich muß an dieser Stelle bereits anmerken, daß das Geschlechterverhältnis in den folgenden Ausführungen leider sträflich vernachlässigt wird. Der Grund hierfür liegt nicht darin, daß ich es in diesem Kontext für weniger bedeutsam halte als die Staturdifferenzen zwischen Schichten oder Klassen, eine dezidierte Berücksichtigung hätte schlicht den Rahmen des Seminars und dieses Skripts gesprengt. Ich baue deshalb darauf, daß im Studiengang Lehrveranstaltungen zum Geschlechterverhältnis in den Gegenwartsgesellschaften angeboten werden und die Studierenden diese besuchen.

Weiterhin wurde der Zusammenhang zwischen sozialer Ungleichheit und wachsendem Konsumniveau (der sog. "imitative Konsum") bereits in meinem Skript zur Konsumsoziologie ausführlich thematisiert, so daß ich mich im vorliegenden Text mit einigen diesbezüglichen Anmerkungen begnügen werde.

Die globale Dimension sozialer Ungleichheit kommt gleichfalls deutlich zu kurz. Ich stelle zwar insbesondere im fünften Kapitel im Kontext der Diskussion von "Entwicklung" und "Unterentwicklung" heraus, welche Bedeutung die schlecht bezahlte Arbeit von Menschen in der sog. "Dritten Welt" für das Wohlstandsniveau in den Industrienationen hat, dieser Aspekt müßte aber wohl noch deutlich intensiver herausgearbeitet werden. Für den Moment habe ich mich entschlossen, dies zum Gegenstand einer gesonderten Lehrveranstaltung und damit eines eigenen Skripts zu machen, ggf. werde ich im Zuge der Überarbeitung dieses Textes aber auch noch Ergänzungen vornehmen.

Mein Dank gilt insbesondere Rebecca Hausig und Insa Kriwall, die mich nicht nur im Seminar als Tutorinnen unterstützt, sondern auch substantiell inhaltlich zu diesem Skript beigetragen haben. Weiterhin danke ich Melissa Gottschalk, Linda Kachler, Timon Ahlborn, Lina Kieseritzky und Lukas Prieske für Diskussionen und wertvolle Anregungen.

Alle Leserinnen und Leser sind ausdrücklich eingeladen, das vorliegende Skript kritisch zu kommentieren und Vorschläge zur Präzisierung und Ergänzung zu machen!

## Gegenstandsbestimmung und Fragestellungen

"Ungleichheit" ist ein ebenso omnipräsentes wie vielschichtiges Phänomen. Während einerseits die ökonomischen Ressourcen sowohl innerhalb der Nationen als auch im globalen Maßstab höchst ungleich verteilt sind, leben und arbeiten andererseits die Menschen in allen Gesellschaften innerhalb mehr oder weniger starrer Hierarchien. Diese ökonomischen respektive politischen Sachverhalte machen die gesellschaftlichen Ungleichheiten aber nicht automatisch zum Gegenstand der Soziologie, zumindest dann nicht, wenn man im Anschluß an Émile Durkheim Soziologie als "Wissenschaft von den Institutionen" definiert. Aus dieser Perspektive sind ungleiche Ressourcenverteilung und Statusunterschiede erst dann relevant, wenn sie **institutionalisiert** und mithin in der **Sozialstruktur** verankert sind bzw. von dieser determiniert werden. "Soziale Ungleichheit" setzt demnach mithin die Existenz von mindestens zwei **dauerhaft bestehenden sozialen Gruppen** (Schichten oder "Klassen") voraus, zwischen denen die gesellschaftlichen und ökonomischen Ressourcen ungleich verteilt sind. Dies impliziert notwendig auch die **ungleiche Verteilung von Chancen** (d.h. die **vertikale Undurchlässigkeit der Gesellschaft** in Gestalt **erblicher Statusunterschiede**).

Diese Definition schließt z.B. keineswegs alle Formen hierarchischer Beziehungen ein: Eltern und Kinder, Studierende und Dozenten sind zum Beispiel dahingehend "ungleich", daß zwischen Ihnen ein Macht- und Statusgefälle besteht, idealerweise wachsen aber die Jüngeren im Laufe ihres Lebens in die Position der Älteren hinein und sind selbst wiederum Eltern oder Lehrende. Gleiches gilt für politische und ökonomische "Funktionseliten; solange tatsächlich nur die am besten hierfür geeigneten Personen herausgehobene Positionen bekleiden und der Zugang zur "Elite" für alle gleichermaßen offen steht, d.h. alle die gleichen Chancen haben, ausgewählt oder befördert zu werden, müssen wir uns in diesem Kontext nicht damit befassen. Gleiches gilt für die ungleiche Verteilung des Reichtums. Wenn eine Person über mehr Geld verfügt, weil sie tatsächlich mehr leistet als andere, ist dies *per se* kein soziologisches Phänomen – dies gilt allerdings nur so lange, wie die Tätigkeiten weitgehend identisch sind.<sup>1</sup>

Bei den vorstehenden Einschränkungen handelt es sich aber um Sonderfälle. In aller Regel ist es letztlich so, daß hierarchische Positionen weitgehend "vererbt" werden, und eben keine Chancengleichheit besteht; die Kinder der Privilegierten bleiben privilegiert, die Kinder der Armen hingegen arm und machtlos. Dies gilt nicht nur für Bauern in Afrika oder Textilarbeiterinnen in Bangladesh, die "soziale Durchlässigkeit ist auch in unserer Gegenwartsgesellschaft geringer, als wir vielleicht wahrhaben wollen.

Mit diesen knappen Bemerkungen sollte der Gegenstand der folgenden Ausführungen hinreichend klar umrissen sein. Die erste Frage, die sich diesbezüglich nachgerade aufdrängt lautet: **gehört soziale Ungleichheit notwendig zum "Wesen" der menschlichen Gesellschaft?** Die Antwort lautet eindeutig nein. Die Evidenzen der Ethnographie sind in dieser Hinsicht eindeutig, es existiert eine Vielzahl von egalitären Gesellschaft ohne erbliche Statusunterschiede, deren soziales und politisches Leben auf dem doppel-

---

<sup>1</sup> Allerdings ist "Leistung" keine rein objektive, sondern vor allem auch eine gesellschaftliche Kategorie; eng an den "Wert" gebunden, der einem Beruf bzw. einer Tätigkeit beigemessen wird. Dieser Wert wiederum korrespondiert mit der gesellschaftlichen Hierarchie. Die Definition von "Leistung" ist mithin durchaus problematisch und durchaus ein soziologisch relevanter Sachverhalt, da systematisch einige Berufsgruppen zu Lasten anderer begünstigt werden. Ich komme insbesondere im siebten Kapitel darauf zurück.

ten Prinzip "Gleichheit und Gegenseitigkeit" beruht. Da es sich bei diesen Kulturen in doppelter Hinsicht quasi um Gegenentwürfe zu unserer eigenen Gesellschaft handelt (es existieren dort weder Schichten oder Klassen noch spezialisierte Berufsgruppen), werden wir uns im auf diese Einleitung folgenden **zweiten Kapitel** zunächst damit befassen, wie diese Gesellschaften "funktionieren". Sie dienen uns damit zuzusagen als eine Art Negativfolie, vor deren Hintergrund die spezifischen Merkmale unserer Gegenwartsgesellschaft klarer hervortreten.

Diese *systematische* Gegenüberstellung von zwei unterschiedlichen Gesellschaftstypen hat auch eine *historische* Dimension. Wir können nämlich mit einigem Recht davon ausgehen, daß auch unsere fernsten Vorfahren in Gesellschaften lebten, in denen das Zusammenleben der Menschen von einem Ethos der Gleichheit und Gegenseitigkeit bestimmt wurde. Dies änderte sich grundlegend, als die Menschen ihre Wirtschaftsweise von der ursprünglichen Jagd- und Sammeltätigkeit auf den Anbau von Getreide umstellen. Von nun an mußten sie ihr Brot buchstäblich im "Schweiße ihres Angesichts" erarbeiten – nicht zuletzt deshalb, weil spätestens um das Jahr 3000 v.u.Z. eine Klasse von Adligen entstanden war, die den Bauern alles abpreßte, was diese an Überschüssen erwirtschafteten. Als in Ägypten und in Mesopotamien die ersten sog. "Hochkulturen" entstanden, war die Gesellschaft in drei Klassen von Menschen zerfallen: jene, die herrschten; jene, die dafür sorgten, daß die Herrschenden ihre Stellung angemessen durch Luxus und Monumentalbauten dokumentieren konnten (Händler und Handwerker); und schließlich die überwältigende Mehrheit jener, die das Land bestellten und auf deren Rücken die Repräsentationskultur des Adels errichtet wurde. Die Frage, wie es dazu kommen konnte, ist keineswegs trivial. Im **dritten Kapitel** werden wir uns deshalb im Anschluß an eine Reflexion der "ursprünglichen Gleichheit" mit den **möglichen Ursachen für die Entstehung der Klassengesellschaft** befassen.

An der gerade skizzierten Sozialstruktur änderte sich über Jahrtausende nur wenig. Große Reiche entstanden und vergingen, Monumente wurden errichtet und verfielen, alte Götter gerieten in Vergessenheit als neue Propheten erschienen; und immer noch arbeitete die überwältigende Masse der Menschen auf dem Land, um mit vergleichsweise primitiven Methoden dem Boden jene kargen Überschüsse abzuringen, die es den "Edlen" ermöglichten, im Luxus zu leben, sich in Monumenten zu verewigen und ihre endlosen Kriege zu führen. Auch wenn einem mesopotamischen Bauern aus der Zeit des legendären König Gilgamesh die eisernen Werkzeuge fremd gewesen wären, mit denen seine Standesgenossen im europäischen Mittelalter das Land bearbeitet, hätte eine Zeitreise für ihn ansonsten wenig Überraschungen bereit gehalten – die sozioökonomischen Verhältnisse hatten sich in viertausend Jahren kaum verändert. Dann aber setzte nach der großen Pestepidemie um ca. 1350 u.Z. in Nordwesteuropa ein grundlegender irreversibler Wandel ein.

Insbesondere verbesserte Anbaumethoden (ertragreichere Sorten, Fruchtwechsel, verbesserte Gerätschaften) führten zunächst dazu, daß die Produktivität in der Landwirtschaft kontinuierlich anstieg. Es wurden folglich immer weniger Arbeitskräfte auf dem Land benötigt; die Nachfahren der ehemaligen Bauern arbeiteten schließlich ab dem ausgehenden 18. Jahrhundert in den neu entstehenden Fabriken, nachdem die Produktivitätsentwicklung auch den gewerblichen Bereich erfaßt hatte. Die Rekonstruktion dieser **Transformation von der Agrar- zur Industriegesellschaft**, mithin der Übergang vom "Feudalismus" zum "Kapitalismus" ist Gegenstand des **vierten Kapitels**, in welchem auch (in aller gebotenen Kürze) diskutiert wird, wer von dieser Entwicklung profitierte, und wer zu den Verlierern zählte.

Die Transformation der europäischen Gesellschaften in der frühen Neuzeit hat auch eine globale Dimension. In den Jahren von 1500 bis 1800 bildeten sich die Grundlagen der heutigen "Weltwirtschaft" heraus, d.h. der "internationalen Arbeitsteilung". Das moderne "Weltsystem" ist aber ebenso wie die Gegenwartsgesellschaften (vielleicht sogar noch in höherem Maße) durch eine strukturelle Ungleichheit gekennzeichnet. Die Welt zerfiel in den Jahrhunderten nach der Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Indien in reiche und arme Nationen – wobei Reichtum in der Regel mit Macht, und Armut mit Ohnmacht einherging. Gegenstand des **fünften Kapitels** ist, die Herausbildung des Welthandels, der internationalen Arbeitsteilung zu rekonstruieren und hinsichtlich der Rekapitulation der **Ursachen von "Entwicklung" und "Unterentwicklung"** zu reflektieren.

Insbesondere die **Bedeutung des Freihandels für die ökonomische Entwicklung** wird heute intensiv diskutiert. Ist der freie Austausch von Waren und Dienstleistungen ein Weg aus der Armut, oder vielmehr Teil einer "Armutsfalle", aus der sich diejenigen Länder, die primär Rohstoffe und billige Arbeitskräfte anbieten, kaum befreien können? Werden die Reichen im Welthandel immer reicher und die Armen notwendig ärmer? Diese Fragen bieten sich an, um im **sechsten Kapitel** nochmals die in den beiden vorangegangenen Kapiteln dargelegten Mechanismen vertiefend zu erläutern. Eine detaillierte Rekapitulation der Konsequenzen einer divergierenden Produktivitätsentwicklung verdeutlicht die überragende Bedeutung, welche Wettbewerbsfähigkeit und Wirtschaftswachstum für unsere Gesellschaft haben. Angesichts der globalen Umweltproblematik ist der **"Wachstumszwang"** als primärer politischer Imperativ der Gegenwart schon für sich genommen hochgradig problematisch; in unserem Zusammenhang ist aber vor allem bedeutsam, daß sich im Zuge des wirtschaftlichen Wachstums auch Arbeitswelt und Sozialstruktur verändern.

Mit der Ausbreitung des materiellen Wohlstands über nahezu alle Teile der Bevölkerung im Zuge des wirtschaftlichen Wachstums nach Ende des Zweiten Weltkriegs schien sich in den westlichen Industrienationen auch die Sozialstruktur fundamental zu wandeln. Die veränderten Anforderungen der Arbeitswelt eröffneten ungeahnte Chancen für den sozialen Aufstieg, der Zugang zu höherer Bildung wurde für nahezu alle gesellschaftlichen Gruppen möglich. Im Zuge einer mit dieser Entwicklung korrespondierenden **Pluralisierung von Lebensstilen und Individualisierung der Lebensführung** schienen die bisher zur Darstellung der Sozialstruktur verwendeten (hierarchischen) Schichtenmodelle obsolet zu sein. Da an Stelle des "Klassenkampfes" die "Sozialpartnerschaft" getreten war, benötigte die Soziologie vermeintlich einen neuen analytischen Bezugsrahmen; einen solchen lieferten die sog. "Milieus", denen die Menschen sich anhand ihrer individuellen Vorlieben (ihres "Geschmacks") zuordneten. Bei genauerer Betrachtung des Sachverhalts fragt sich allerdings, ob die Menschen heutzutage tatsächlich frei entscheiden können, wer und vor allem was sie sein wollen? Reduzieren sich soziale Differenzen auf den Unterschied zwischen selbstgestrickten und gekauften Socken? Die sich in den 1980er Jahren in der Soziologie ausbreitenden auf die Lebensstile fokussierten Milieuansätze täuschen zumindest tendenziell darüber hinweg, daß sich möglicherweise hinsichtlich der sozialen Hierarchien in den vergangenen einhundert Jahren weniger geändert hat, als wir vielleicht wahrhaben wollen. Die Hierarchie der Menschen korrespondiert nach wie vor mit einer Hierarchie der Dinge; man sieht den Menschen ihre Herkunft und ihre Schichtzugehörigkeit nach wie vor an. Diese These, die den meisten Leserinnen und Lesern noch aus meinem Seminar zur Konsumsoziologie vertraut sein sollte, werde ich im **siebten Kapitel** nochmals vertiefend diskutieren.

Während die einen tatsächlich in einer Freizeit- und Erlebnisgesellschaft existieren und einem neuen "postmaterialistischen" Lebensstil huldigen, haben andere entweder zu viel Freizeit (weil sie arbeitslos sind) oder zu wenig davon (weil ein einziger Job nicht zum Leben reicht), und verzichten nicht freiwillig, sondern aus Mangel an Geld. Und auch wenn das Geld reicht, sind vielleicht die Verhältnisse unsicher, und der drohende Verlust des Arbeitsplatzes liegt wie ein dunkler Schatten über den Familien. Ich werde im **achten Kapitel** anknüpfend an die Rekapitulation der ökonomischen Dynamik in den modernen Industriegesellschaften zunächst deren Auswirkung auf individuelle Berufsbiographien diskutieren. Diese Facette von "**Prekarität**" ist aber nur Teil eines umfassenderen Phänomens, denn "Prekariat" ist ein gleichermaßen beschreibender wie wertender Begriff. Wenn wir also über "Prekarisierung" sprechen, müssen wir auch die soziale Konstruktion gesellschaftlicher Gruppen, insbesondere von sog. "Unterschichten" thematisieren (ich werde im zehnten Kapitel darauf zurückkommen).

Im **neunten Kapitel** verbleiben wir zunächst bei der Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit sozialen Aufstiegs und thematisieren die **ungleiche Verteilung von Bildungs- und Karrierechancen** in Deutschland. Alle Menschen haben bei ihrer Geburt das Potential, eine Million mögliche Leben zu leben – am Ende haben sie dann nur eines gelebt. Diese vermeintliche Binsenweisheit hat einen problematischen Kern, denn die Möglichkeiten, die sich im Laufe des Lebens bieten, sind in hohem Maße herkunftsabhängig. Das deutsche Schul- und Hochschulsystem ist in hohem Maß sozial selektiv, alle Phasen der Bildungs- und Berufsbiographie werden von herkunftsabhängigen Effekten beeinflusst, und ich werde (soweit das insbesondere für den Hochschulbereich erstaunlich dürftige empirische Material dies zuläßt) erläutern, warum das so ist. Armut manifestiert sich in Deutschland auch als Chancenarmut; das Versprechen des "Aufstiegs durch Bildung" ist ebenso fragwürdig wie die Rede von der "Leistungsgesellschaft" weitgehend Ideologie ist, da die Kinder sozial benachteiligter Schichten hinsichtlich der Entwicklung ihrer Leistungsfähigkeit deutlich weniger gefördert werden als Kinder auf "bildungsnahen" Milieus.

Im **zehnten Kapitel** geht es schließlich um die Frage, was es darüber hinaus heißt, in Deutschland arm zu sein. **Armut ist sowohl absolute als auch relative Kategorie**, einerseits leben deutsche Hartz-IV Empfänger im Vergleich zu Textilarbeiterinnen und -arbeitern in Bangladesch auf einem materiell deutlich höheren Niveau, andererseits sind sie in vielfältiger Hinsicht arm, nicht nur an Chancen. Die Diskussion darüber, ob der deutsche Sozialhilfesatz ausreicht, um ein menschenwürdiges Leben zu führen, wird nochmals verdeutlichen, wie unterschiedlich die materielle Situation einer Person oder einer Familie wahrgenommen werden kann. Das ein "postmaterialistischer" Lebensstil (d.h. der Verzicht auf Statussymbole) möglicherweise nur Menschen aus "arrivierten" Mittelschichtsmilieus offensteht könnte auch daran liegen, daß diese weder um "Anschluß" noch gegen soziale Stigmatisierung kämpfen müssen, sondern sich ihres "sozialen Werts" sicher sein können.

Die vorstehenden knappen Erläuterungen sollten bereits hinreichend verdeutlicht haben, daß das Phänomen soziale Ungleichheit nicht nur eine formale (Verfügbarkeit von Ressourcen und Chancen), sondern auch eine "inhaltliche" Dimensionen hat. Die gesellschaftliche Hierarchie ist durchdrungen von **Werturteilen**, welche wir über Menschen aus jeweils anderen sozialen Schichten fällen. Nun dürfte fraglos zutreffen, daß auch die Menschen "unten" (mehr oder weniger berechnete) Vorurteile gegen die sog. "Eliten" (d.h. die Reichen und Mächtigen) pflegen, im Unterschied zu jenen haben sie aber nicht die Macht, andere Personen aufgrund ihres Habitus auszugrenzen. Ich werde

im **elften Kapitel** zunächst (im Anschluß an die Diskussion aus den vorangegangenen Kapiteln) nochmals die Abwertung von Menschen aus sog. "Unterschichtsmilieus" thematisieren um dann anhand einer empirischen Untersuchung von Rebecca Hausig den Mechanismus der sozialen Grenzziehung vertiefend erläutern.

Gegenstand des abschließenden **zwölften Kapitels** ist schließlich die "**Semantik der sozialen Hierarchie**", d.h. die **soziale Konstruktion des "Werts" einer Person bzw. einer Tätigkeit**. Ausgehend von einer mit den Studierenden durchgeführten kurzen Umfrage zu Gehaltsunterschieden werde ich zunächst diskutieren, inwiefern die unterschiedliche Wertigkeit respektive Entlohnung einer Tätigkeit auf die erbrachte Leistung bzw. den generierten (gesamtgesellschaftlichen) Nutzen einer Berufsgruppe zurückgeführt werden kann. Dies ist nur in überraschend geringem Maß der Fall, tatsächlich scheinen der sozialen und ökonomischen Hierarchie auch den modernen Industriegesellschaften erstaunlich archaische Maßstäbe zugrunde zu liegen, wie ein kurzer Vergleich der deutschen Gegenwartsgesellschaft mit den indischen Kastenwesen illustriert – in beiden Fällen bestimmt ein soziales Konstrukt von "Reinheit" den Wert einer Person bzw. sozialen Gruppe (das gesellschaftliche "Unten" hat geringeren Wert, weil es "unrein" ist). Damit sind zwar nicht alle Fragen beantwortet, aber zumindest sollten die Leserinnen und Leser Anregungen erhalten haben die sie befähigen, die eigene Gesellschaft mit anderen Augen zu sehen.

Soziale Ungleichheit ist eine "totale soziale Tatsache". Der französische Sozialanthropologe Marcel Mauss verwendete den Terminus ("*fait social total*") um Phänomene zu beschreiben, welche sämtliche Bereiche des gesellschaftlichen Lebens, d.h. die Ökonomie, das Rechtssystem, die Moral, die Ästhetik, Religion und Mythologie, die Sozialstruktur und die sozialen Beziehungen durchdringen. Diese Facetten und ihre Interdependenz sollten im folgenden Text hinreichend deutlich werden. Mauss hatte dieses Konzept allerdings nicht auf die "modernen" Klassengesellschaften bezogen, sondern auf die wechselseitigen Verpflichtungen der Menschen in klassenlosen sog. "primitiven" Gesellschaften. Die dort vorzufindende Gleichheit der Menschen auf Basis von Solidarität und Gegenseitigkeit stellt sowohl historisch als auch systematisch den Gegenpol zu Ungleichheit und Ausbeutung dar, weshalb mir notwendig erscheint, die Darstellung hiermit zu beginnen.

## Gleichheit und Gegenseitigkeit

Nicht alle menschlichen Gesellschaften waren oder sind durch die Existenz von Schichten oder "Klassen" gekennzeichnet. Die Faszination, welche die sog. "Stammesgesellschaften" bzw. "primitive Kulturen"<sup>2</sup> auf die Menschen in den westlichen Industriegesellschaften ausübten, gründete nicht zuletzt auch in deren egalitärer Sozialorganisation und ihrer Wirtschaftsweise. Die Ökonomie in diesen Gesellschaften zielt nicht auf die Akkumulation individuellen Reichtums ab, sondern ist vielmehr auf Ausgleich und Umverteilung ausgerichtet – womit die Herausbildung einer sozioökonomischen Hierarchie von vornherein verhindert wird. Das mag uns auf den ersten Blick als fremdartig (und je nach politischer Präferenz als faszinierend oder rückständig) erscheinen, die Wirtschaftsethik der "Stammeskulturen" gründet aber auf einer normativen Basis, welche uns durchaus vertraut und auch in unserer Gesellschaft wirksam ist.

In den einfachsten menschlichen Gesellschaften, denen der Jäger und Sammler<sup>3</sup> ist die (neben dem universellen Inzesttabu) wichtigste Institution die **Verpflichtung, zu teilen**. Wenngleich die Mechanismen sich jeweils im Detail unterscheiden, wird in jedem Fall sichergestellt, daß unabhängig vom Ertrag ihrer Jagd und Sammeltätigkeit jede der Gruppe angehörende Familie gleich große Portionen Nahrung erhält. Richard B. Lee beschreibt diese Praxis am Beispiel der südwestafrikanischen !Kung San:

»Nicht allein Familienangehörige legen ihre Tagesausbeute an Nahrung zusammen, sondern die gesamte Lagergemeinschaft ... teilt die zur Verfügung stehende Gesamtmenge an Nahrung zu gleichen Teilen auf. So setzt sich das Abendessen jeder einzelnen Familie aus Speiseportionen zusammen, die sie von allen anderen Familien erhielt. Die Nahrung wird entweder roh verteilt oder erst von den Sammlerinnen gekocht und dann verteilt. Nüsse, Beeren, Wurzeln und Melonen wandern solange von Familienfeuerplatz zu Familienfeuerplatz, bis jeder Lagerbewohner eine gleich große Portion wie alle übrigen erhalten hat.« (Lee 1969: 58)

Kirk Endicott hebt die gesellschaftliche Dimension derartiger Praktiken am Beispiel der in Malaysia lebenden Batek hervor: »Das Teilen von Fleisch ist für die Batek eine absolute normative Verpflichtung und liegt nicht im Ermessen des Jägers. Wie ein Jäger sagte: "Wenn ich das Fleisch nicht ins Lager zurückbrächte, wären alle wütend auf mich"« (1988: 117). Von einer Person wird erwartet, daß sie teilt; versäumt sie das, zögern die anderen nicht, ihr Recht einzufordern. Die Verpflichtung, Nahrung zu teilen, ist verknüpft mit der Erwartung, daß alle Mitglieder der Gruppe ihr Bestes geben, einen möglichst reichhaltigen Ertrag zu erzielen. Eine Erwartung, der Endicott zufolge nicht immer alle entsprechen. Aber auf die Frage des Ethnologen, warum sie nicht einfach einen Mann, dessen offensichtliche Faulheit für Mißstimmung in der Gruppe sorgte, auffordern, diese zu verlassen, antworteten die Batek: "Weil er ein Batek ist" – was für Endicott bedeutet, »daß sie einem Batek etwas derart Gefühlloses einfach nicht antun könnten, was auch immer seine Verfehlungen sein mochten« (Ibid.: 118).

---

<sup>2</sup> Der Begriff "primitiv" ist nicht wertend gemeint, sondern bedeutet in diesem Kontext lediglich "einfach" oder "ursprünglich". Um mögliche Mißverständnisse zu vermeiden sei bereits an dieser Stelle darauf verwiesen, daß ich die Begriffe "Kultur" und "Gesellschaft" hier weitgehend synonym verwende.

<sup>3</sup> Diese "Wildbeuter" leben in der Regel in kleinen Gruppen, welche ein mehr oder weniger klar definiertes Territorium auf der Suche nach eßbaren Tieren und Pflanzen durchwandern.

Diese Einstellung mag uns als durchaus naheliegend erscheinen, da die Jäger- und Sammler in der Regel in kleinen verwandtschaftlich verbundenen Gruppen leben. Die normative Basis ihrer Wirtschaftsethik ist (wie oben bereits angedeutet) tatsächlich vergleichbar mit dem, was bei uns für den Umgang unter Verwandten und Freunden gilt. Für die südwestafrikanischen !Kung ist denn auch Lorna Marshall zufolge »die Vorstellung, alleine zu essen und nicht zu teilen, beunruhigend und erschreckend, diese läßt sie ängstlich, besorgt und verwundert lächeln. Löwen könnten das tun, sagen sie, aber doch nicht Menschen« (Marshall 1961: 236).

Man darf das Teilen der Nahrung bei den Jägern und Sammlern keinesfalls als "Urkommunismus" mißverstehen, es ist mitnichten so, daß in diesen Gesellschaften alles allen gehört – eher ist das Gegenteil der Fall: das soziale Band manifestiert sich in der Verpflichtung, etwas *eigenes* zu geben. Die Tauschbeziehungen, welche die Stammesgesellschaften nicht nur durchdringen, sondern sie nachgerade konstituieren, bedürfen der vorgängigen Definition von Eigentumsrechten – denn wenn ich nichts habe, kann ich nichts geben. Dieser Sachverhalt wird noch wesentlich deutlicher, wenn wir uns den Tauschbeziehungen in komplexeren Gesellschaften zuwenden.

Die Organisation von Gesellschaft und Ökonomie auf Basis der Verwandtschaft ist nicht auf kleine Gruppen beschränkt, die ethischen Prämissen welche das Leben in den Jäger- und Sammler-Kulturen bestimmen finden sich auch in den seßhaften, deutlich größeren und komplexeren sog. segmentären Gesellschaften. Die sozialen "Segmente", welche diese Gesellschaften konstituieren, sind das genaue Gegenteil von Schichten oder "Klassen": es handelt sich um Abstammungsgruppen, die weder ökonomisch spezialisiert sind noch in einer hierarchischen Beziehung zueinander stehen.<sup>4</sup>

Das soziale Band zwischen den Segmenten ("Clans" oder "Lineages") wird typischerweise durch Eheschließungen und aus diesen resultierenden ökonomischen Verpflichtungen perpetuiert. Ist eine derartige Gesellschaft in drei Clans geteilt, so bestehen Heiratsregeln, welche z.B. vorschreiben, daß eine Frau aus Clan X immer einen Mann aus Clan Y heiratet, eine Frau aus Clan Y stets einen Mann aus Clan Z, und eine Frau aus Clan Z notwendig einen Mann aus Clan X. Diese Regel stellt sicher, daß alle sozialen Segmente verwandtschaftlich verbunden sind. Die Heirat zieht zudem eine endlose Reihe von Verpflichtungen und Tauschakten zwischen den verbundenen Familien (und mithin den Clans) nach sich, das Band der Verwandtschaft wird immer wieder im Transfer von Gütern und Dienstleistungen bekräftigt.<sup>5</sup>

Bronislaw Malinowski liefert in seiner berühmtem Monographie über die Trobriand-Insulaner ("Argonauten des westlichen Pazifik") ein berühmtes Beispiel für derartige, aus der Eheschließung resultierende Obligationen: Ein Trobriander muß einen Großteil seiner Yamsernte (d.h. des wichtigsten Grundnahrungsmittels) an seine weiblichen Blutsverwandten abtreten.

»Diese regelmäßigen und verlässlich dargebotenen Gaben sind so ansehnlich, daß sie den Hauptteil des Einkommens eines Mannes an Lebensmitteln bilden. Soziologisch gesehen stellen sie die vielleicht stärkste Faser im Gewebe des Stammesaufbaus bei den Trobriandern dar. Sie erlegen

---

<sup>4</sup> Die Abstammungsgruppen führen ihren Ursprung oft auf ein bestimmtes Tier zurück. Dieses "Totem" fungiert in der Mythologie als Kulturstifter und markiert in der Überlieferung den Übergang vom Natur- in den Kulturzustand. So kann z.B. der Kakadu das Feuer gezähmt haben, der Otter die Töpferei oder der Bär die Herstellung der Kleidung erfunden haben.

<sup>5</sup> Die Institution der Ehe wurzelt also nicht in gegenseitiger Liebe oder Anziehung sondern in einer gesellschaftlichen Notwendigkeit.

jedem Mann die lebenslange Verpflichtung auf, für seine weiblichen Blutsverwandten und deren Familien zu arbeiten. Beginnt ein Junge mit dem Gartenbau, so tut er dies für seine Mutter. Wachsen seine Schwestern heran und heiraten, so arbeitet er für sie. Hat er weder Mutter noch Schwestern, so wird seine nächste weibliche Blutsverwandte den Ertrag seiner Arbeit beanspruchen« (Malinowski 1922: 220f.).

Ein Mann versorgt also seine Schwester und damit auch deren Gatten, während er wiederum vom Bruder seiner Ehefrau Nahrung erhält. Damit besteht keine Beziehung direkten wechselseitigen Tauschs bzw. Ausgleichs ("Reziprozität") zwischen den Schwägern, die Bewegung des Yams geht immer nur in eine Richtung – von einem Mann zum Gatten seiner nächsten weiblichen Verwandten –, sie beschreibt einen Kreis, der sich (analog zu den Heiratsregeln) notwendig schließt, weil jeder Mann von einem Verwandten seiner Frau Yamswurzeln erhält.<sup>6</sup>

Was bereits für die Jäger- und Sammler-Kulturen festgestellt wurde gilt noch ausgeprägter für segmentäre Gesellschaften wie die der Trobriander: Man hat, um zu geben, die Ökonomie ist sozusagen eine "Funktion" der Gesellschaft. Dies wird exemplarisch deutlich in Karl Polanyis folgender Nachzeichnung von Margaret Meads Beschreibung des Lebens der in Neu-Guinea lebenden Arapesh:

»Der typische Arapesch-Mann wohnt zumindest einen Teil seiner Zeit (denn jeder Mann wohnt in zwei oder mehr Dörfern, sowie in den Gartenhütten, Hütten in der Nähe des Jagdbusches und in Hütten bei seiner Sagopalme) auf Boden, der ihm nicht gehört. Um das Haus befinden sich Schweine, die von seiner Frau gefüttert werden, die aber einem ihrer oder seiner Verwandten gehören. Neben dem Haus stehen Kokos- und Betelpalmen, die wiederum anderen Personen gehören und deren Früchte er niemals ohne die Erlaubnis des Besitzers oder einer Person berühren wird, dem vom Besitzer das Verfügungsrecht über die Früchte eingeräumt worden ist. Zumindest für einen Teil seiner Jagdzeit geht er auf das Buschland seines Schwagers oder Neffen jagen, in der restlichen Zeit schließen sich andere ihm auf seinem Buschland an, sofern er eines besitzt. Er gewinnt sein Sago in den Sagobeständen von anderen ebenso wie in den eigenen. Von seiner persönlichen Habe in seinem Haus sind alle Gegenstände von einigem Wert, etwa große Gefäße, schön geschnitzte Teller, gute Speere, bereits seinen Söhnen übertragen worden, obwohl sie noch Kleinkinder sind. Seine eigenen Schweine befinden sich fernab in anderen Dörfern; seine Palmen sind drei Meilen in der einen Richtung und zwei Meilen in der anderen Richtung verstreut, seine Sagopalmen sind noch weiter verstreut, und seine Gartenbeete befinden sich da und dort, meist aber auf dem Boden anderer. Wenn sich auf dem Räuchergestell über seinem Feuer Fleisch befindet, dann ist es entweder Fleisch, das von einem anderen erbeutet wurde, einem Bruder, einem Schwager einem Neffen etc., und ihm übergeben wurde: in diesem Fall dürfen er und seine Familie es verzehren; oder es handelt sich um Fleisch, das er selbst erbeutet hat und das er nun räuchert, um es jemandem anderen zu schenken, denn die eigene Beute zu verzehren, und sei es nur ein kleiner Vogel, ist ein Verbrechen, das nur moralisch verkommene Personen ... begehen wür-

---

<sup>6</sup> Mit der Bewegung des Yams korrespondiert eine zweite: Wenn ein Mann stirbt, erstatten die Frauen die Yamsgaben symbolisch mit großen Mengen von Bananenblatt-Bündeln zurück, die im Gegensatz zum Yams weiblicher Reichtum sind. Immer, wenn ein Verwandter der Frau (ein Mitglied ihrer matrilinearen Abstammungsgruppe, Matrilineage) stirbt, muß sie große Mengen dieser Bündel beschaffen, die anschließend zeremoniell an die Trauernden verteilt werden. »Wenn Männer ihren Schwestern und deren Ehemännern Yams geben, schaffen sie eine Schuld, die nur in weiblichem Reichtum zurückgezahlt werden kann« (Weiner 1988: 121). Eine Frau kann die Unterstützung ihres Gatten bei der Beschaffung der Bündel nur einfordern, weil dieser von ihrem Bruder Yamswurzeln erhielt. Umgekehrt wird ein Mann, wenn der Gatte seiner Schwester diese nicht bei der Beschaffung der Bündel unterstützt, keinen großen Yamsgarten für das Ehepaar anlegen, denn seine Gartenarbeit wird nach Weiner daran gemessen, inwieweit sie den Bedarf der Abstammungsgruppe bei einem Todesfall befriedigt. Zwischen beiden Bewegungen, der des Yams und derjenigen der Bündel, besteht also eine untrennbare Verbindung, es handelt sich um zwei verallgemeinerte Tauschmuster, die in Relation zueinander gesetzt sind.

den. Auch wenn das Haus, in dem er sich befindet, nominell ihm gehört, so wurde es zumindest teilweise aus den Pfosten und Planken von anderen Leuten gehörenden Häusern errichtet, die auseinandergenommen oder zeitweilig verlassen wurden und von denen er sich das Holz ausgeborgt hat. Er wird die Dachbalken, wenn sie zu lang sind, nicht zuschneiden, damit sie auf sein Haus passen, denn sie könnten später für das Haus eines anderen benötigt werden, das eine andere Form oder Größe hat« (1957a: 157f., vgl. auch Mead 1937a).

Die bis hierhin aufgeführten Beispiele für die Organisation von Gesellschaft und Ökonomie auf Basis der Verwandtschaft und der mit ihr einhergehenden ethischen Prämissen sind zugegebenermaßen weit von dem entfernt, was wir als "ökonomisch" definieren. Gerade im Kontext der segmentären Kulturen wird durch die Tauschregeln eine künstliche Abhängigkeit geschaffen, die keinen wirtschaftlichen, sondern allein einen gesellschaftlichen Nutzen (oder "Mehrwert") erzeugt. Es wäre aber ein grobes Mißverständnis, daraus zu folgern, in diesen Kulturen bestände kein Anreiz zur Arbeit, weil jede und jeder sozusagen auf Kosten der anderen lebt. Malinowski erklärt diesbezüglich das Funktionieren der Trobriander-Gesellschaft mit der Existenz eines sozialen Zwangs:

»Der soziale Zwang, die Achtung für die wirklichen Rechte und Ansprüche anderer sind im Denken und im Verhalten der Eingeborenen immer deutlich vorhanden. [...] Er ist auch unerlässlich für das reibungslose Funktionieren ihrer Institutionen. [...] Jeder, der weiß, wie gut und bereitwillig sie die Arbeit in ihren gewohnten Tätigkeiten verrichten, wird die Funktion und die Notwendigkeit des Zwangs erkennen, der aus der Überzeugung der Eingeborenen resultiert, ein anderer habe Anspruch auf ihre Arbeit« (Malinowski 1926: 138)

Es mag zwar sein, daß im Zweifelsfall ein gewisser Nachdruck von Seiten der Verwandtschaft erforderlich ist, das vorstehende Zitat widerspricht aber Malinowskis eigenen Beobachtungen. Die Arbeit, insbesondere diejenige in den Yamsgärten ist nämlich bei den Trobriandern positiv konnotiert; oder anders formuliert: die Trobriander sind leidenschaftliche Gärtner, die ihren ganzen Ehrgeiz darauf verwenden, möglichst viel und möglichst große Yamsknollen zu ernten – obwohl diese nicht ihnen selbst, sondern ihren Schwestern und deren Familie gehören. Die Ernteerträge übersteigen in der Regel bei weitem den Bedarf an Nahrungsmitteln, »in einem durchschnittlichen Jahr ernten sie vielleicht mehr als das zweifache dessen, was sie verzehren können« (Malinowski 1922: 86). Sie erzeugen diesen Überschuß zudem »in einer Art, die ihnen weit mehr Arbeit aufbürdet, als zur Gewinnung der Ernte unbedingt nötig wäre. Viel Zeit und Mühe verwenden sie auf ästhetische Ziele, darauf, daß die Gärten ordentlich, sauber, von allen Felsstücken frei sind, auf den Bau schöner, stabiler Zäune und die Beschaffung starker und großer Yamsstangen« (Ibid.). Die Gärten und ihre Erträge sind der Stolz der Gärtner: »Alle Feldfrüchte werden nach der Ernte noch einige Zeit in den Gärten ausgestellt und dann in ordentlichen, kegelförmigen Haufen unter dem Schutz von Dächern aus Yamsreben aufgeschichtet. Die Ernte jedes einzelnen wird so auf seinem eigenen Grundstück zur Kritik ausgestellt, und die Eingeborenen gehen in Gruppen von Garten zu Garten, bewundern, vergleichen und loben die besten Ernteresultate« (Ibid.: 89). Wer viel erntet, hat viel zu geben – wie bei uns gewinnt bei den Trobriandern derjenige an Ansehen, der anderen gibt; ungeachtet der Tatsache, daß seine Großzügigkeit obligatorisch ist, und keine Dankbarkeit erwartet wird (ich komme auf diesen Zusammenhang später zurück, wenn wir uns mit "Mildtätigkeit" in unserer Gesellschaft befassen).

Die vorstehend beschriebenen Sachverhalte dürfen allerdings keinesfalls die Tatsache verdunkeln daß diese Kulturen jenseits des ökonomischen Nullsummenspiels, welches der

Tausch von Yams gegen Yams fraglos darstellt, zumeist auch Handelsbeziehungen unterhalten, welche dem wechselseitigen Nutzen der Beteiligten dienen. Diese bestehen in der Regel zwischen Partnern aus z.T. weit entfernten (und "ethnisch" verschiedenen) Gemeinwesen, die dauerhafte Kontakte pflegen. Der Handel wurzelt in erster Linie in einer regional unterschiedlichen Ressourcenverteilung und dem Bestreben oder der Notwendigkeit, sich in den Besitz knapper und begehrter Güter zu setzen. "Primitiver Handel" hat mithin (fast) stets eine die Subsistenz lediglich ergänzende Funktion. Niemand produziert allein für den Austausch, auch wenn dieser, wie z.B. in Neu-Guinea und Melanesien, bemerkenswerte Ausmaße annehmen kann. Der deutsche Ethnologe Richard Thurnwald stellte bereits 1919 (ebenfalls bezogen auf Neu-Guinea) fest, der Handel bei den papuanischen Gesellschaften sei

»zwar – absolut betrachtet – gering, und man kann mit Recht von geschlossener Wirtschaft ... reden. Produktion und Verbrauch erschöpfen sich im wesentlichen innerhalb der Sippe. Aber doch nicht ausschließlich. Fast überall, selbst bei den primitivsten Stämmen, gibt es Dinge, die sie von auswärts beziehen und gegen eigene Erzeugnisse eintauschen. Dazu gehört nicht allein der sich über weite Strecken ausdehnende Handel mit Töpfereiprodukten von Stellen, wo Töpfererde gewonnen wird und die Technik bekannt ist, sondern auch der Handel mit Naturprodukten, wie rohen und bearbeiteten Muscheln als Schmuck, und Beilklingen nach dem Inneren, ebenso wie umgekehrt aus dem groben Schotter der Oberläufe der Flüsse die Klingen für Steinbeile geholt und nach den steinarmen Gebieten der Mittel- und Unterläufe sowie der Sumpfgebiete verhandelt werden. Auch Nahrungs- und Genußmittel spielen eine Rolle; so werden Muscheln und geräucherte Fische von der Küste nach dem Innern verhandelt, während in entgegengesetzter Richtung Tabak, Yams, Sago und Schweine gebracht werden, die man gegen Muschelschmuck in Tausch gibt. Diese Aufzählung ist keineswegs erschöpfend. Sie soll nur zur Illustration dienen. Der Handel ist bei den primitiven Stämmen viel erheblicher, als die doktrinaire Konstruktion ihn anzunehmen geneigt ist. Ja, wenn man die relative Armut an Gegenständen des Gebrauchs und des Genusses in Betracht zieht, wird man zu dem Ergebnis gelangen, daß er sogar mitunter einen überraschenden Prozentsatz ausmacht. Allerdings ist dieser Handel "Außenhandel", also Handel mit fremden Stämmen, gewöhnlich mit solchen, die unter anderen Naturbedingungen leben oder bei denen sich besondere Fertigkeiten, z.B. das Knüpfen von großen Fischnetzen, das Flechten von Reusen, das Knoten der Netzbeutel oder auch die Verfertigung von Pfeilen und Bogen, entwickelt haben. Hier kann man also von "lokalen Hausindustrien" sprechen, die ihre Erzeugnisse tauschen. Innerhalb der Sippe selbst erübrigt sich der Handel ebenso wie von Sippe zu Sippe im Dorfe« (Thurnwald 1919: 44).

Wenngleich der "primitive Handel" zum wechselseitigem Nutzen der Beteiligten betrieben wird, gelten nichtsdestotrotz die gleichen ethischen Prämissen wie innerhalb der Gruppe: die Partner begegnen sich wie Verwandte oder Freunde – sie versuchen nicht, sich gegenseitig zu übervorteilen (Großzügigkeit, nicht Habgier ist die Norm!), und sie helfen sich in Notlagen. Dieser Aspekt unterscheidet die "primitiven" Handelsbeziehungen drastisch von Marktbeziehungen in westlichen Industriegesellschaften.

Wie Elizabeth Cashdan bemerkt, wird »in den meisten Fällen ... der Austausch sowohl wegen der Güter selbst als auch wegen der zwischen den Tauschpartnern gepflegten sozialen Beziehung geschätzt« (1989: 43). Auf die persönliche Bindung zwischen Handelspartnern verweist auch E.E. Evans-Pritchard: Wenn die im Sudan lebenden Nuer etwas von einem arabischen Händler erwerben, ist das

»für sie keine unpersönliche Transaktion, und sie haben keine der unseren entsprechende Vorstellung von Preis und Währung. Ihre Vorstellung vom Kauf ist diejenige, daß man etwas einem Händler gibt, der dadurch verpflichtet ist, einem zu helfen. Zur gleichen Zeit bittet man ihn um etwas aus seinem Warenbestand, das man braucht, und er muß es geben, weil er mit Annahme der

Gabe in eine wechselseitige Beziehung eintrat. Folglich bedeutet *kok* "kaufen" oder "verkaufen". Beide Handlungen sind Ausdruck einer einzigen Beziehung der Reziprozität. Da ein arabischer Händler die Transaktion anders wahrnimmt, tauchen Mißverständnisse auf. Aus der Perspektive der Nuer geht es bei einer derartigen Transaktion eher um ein Verhältnis zwischen Personen als zwischen Dingen. Mehr als seine Güter ist es der Händler, welcher "gekauft" wird« (Evans-Pritchard 1956: 223f.)

Das Ethos von "Gleichheit und Gegenseitigkeit" ist schließlich auch auf der politischen Ebene präsent. Die segmentären Gesellschaften werden oft als "akephal", d.h. "Kopflös" beschrieben. Der Begriff ist allerdings teilweise irreführend, da er möglicherweise suggeriert, es gäbe in diesen Kulturen keine "Anführer". Die Institution des "Häuptlings" ist aber in den meisten Gesellschaften ebenso vorhanden wie diejenige des Schamanen oder der Schamanin. Es ist allerdings zutreffend, daß in den segmentären Gesellschaften oftmals keine Äquivalent eines staatlichen Gewaltmonopols existiert bzw. existierte.<sup>7</sup> Der Häuptling als Anführer der Gruppe wurde in diesem Fall gewählt und konnte seine Position keinesfalls vererben. Wenn er den Gefährten als nicht mehr geeignet erschien, d.h. er seine Funktion nicht adäquat erfüllte, mußte er sein Amt wieder abgeben.<sup>8</sup>

Institutionalisierte Hierarchien gehören folglich ebensowenig zum "Wesen" der menschlichen Gesellschaft, wie Kultur ein Resultat der Herausbildung von "Eliten" ist (im komme im folgenden Abschnitt darauf zurück). Es existiert (bzw. existierte) eine Vielzahl von Gesellschaften in denen das Miteinander (und zumindest zum Teil auch der Umgang mit Fremden) von einem universellen Ethos geprägt ist, welches in unseren Gesellschaften durchaus noch präsent ist, und die Sphäre von Verwandtschaft und Freundschaft konstituiert. Während aber bei uns ein deutlicher Gegensatz zwischen dieser Sphäre und den politischen und ökonomischen Beziehungen besteht, welche den Großteil des sozialen Lebens ausmachen, existiert dieser Unterschied in den egalitären Gesellschaften nicht. Auf die Wirtschaftsethik bezogen heißt dies: Während *wir* Geschäfte mit Freunden oder Verwandten vermeiden (weil Geld bekanntermaßen die Freundschaft zerstört), unterhalten *sie* fast ausschließlich ökonomische Beziehungen zu Verwandten, und behandeln diejenigen mit denen sie Handel treiben wie Freunde.

Uns mögen die Menschen in den sog. "primitiven" Kulturen als arm erscheinen, sie selbst sehen sich gänzlich anders. Tatsächlich ist es paradox, daß es den Menschen in den fortgeschrittensten westlichen Industriegesellschaften offenbar stets an etwas mangelt, während die vermeintlichen "Wilden" (zumindest viele von ihnen) ein Leben der Fülle lebten. Wie Claude Lévi-Strauss schreibt, erscheinen aus Perspektive der westlichen Industriegesellschaft

»die sogenannten "primitiven" Gesellschaften ... als solche vor allem deshalb, weil sie von ihren Mitgliedern konzipiert wurden, um zu dauern. Ihre Öffnung nach außen ist sehr begrenzt ... Den Fremden, sogar wenn er ein naher Nachbar ist, hält man für schmutzig und roh; oft wird ihm so-

---

<sup>7</sup> Es gibt allerdings eine Reihe von ethnographischen Beispielen für Gesellschaften, in denen Clanorganisation und erbliches Häuptlingstum koexistierten, wie z.B. die afrikanischen Zande oder die Trobriander.

<sup>8</sup> Pierre Clastres zufolge besteht in Jäger- und Sammler-Gesellschaften eine Art kollektiver Konsens die Herausbildung erblicher Hierarchien (1974, Kap. 2, 7 und 11). "Staatsfeinde", so heißt das zitierte Buch, ist allerdings ein mißverständlicher Titel, es geht um etwas gänzlich anderes, um das Beharren auf der Egalität, der Gleichwertigkeit der Mitglieder der Gesellschaft. Clastres setzt "Staatlichkeit" gleich mit der Herrschaft des Menschen über den Menschen, aber "Staat" konnotiert auch "Gesellschaftsvertrag", und genau damit haben wir es hier zu tun: ein kollektives Übereinkommen, welches die Herausbildung erblicher Statusunterschiede verhindern soll (vgl. auch Balandier 1967: 47).

gar die Eigenschaft Mensch abgesprochen. Doch umgekehrt ist die innere soziale Struktur enger gesponnen und reicher verziert als in komplexen Zivilisationen. Nichts wird hier dem Zufall überlassen, und das doppelte Prinzip, daß jedes Ding einen Platz haben und jedes Ding an seinem Platz sein muß, durchdringt das gesamte moralische und soziale Leben. Es erklärt auch, warum Gesellschaften mit einem sehr niedrigen ökonomischen Niveau oft ein Gefühl des Wohlbefindens und der Fülle empfinden und daß jede von ihnen meint, ihren Mitgliedern das Leben bieten zu können, das einzig sich lohnt, gelebt zu werden« (Lévi-Strauss 1961: 361f.).

Vielleicht ist es auch gerade jene obligatorische Großzügigkeit und Freigiebigkeit welche den Umgang der Menschen in diesen Gesellschaften bestimmt, die dieses Gefühl erzeugt.

#### *Exkurs: Ethnographie und Geschichte*

Die Auseinandersetzung mit fremden Kulturen spielte seit jeher eine zentrale Rolle bei der Formierung des okzidentalen Selbstverständnisses. Die Schiffe der europäischen Entdecker bewegten sich nicht nur im Raum, sondern auch in der Zeit. Der Blick auf den "Wilden" war stets auch ein Blick in unsere (Vor-)Geschichte, die frühen "ethnographischen" Evidenzen, welche Reisende, Verwaltungsbeamte und Missionare vom 15. Jahrhundert an in Amerika zusammentragen erlaubten den Europäern vermeintlich,

»sich die ersten Formen des sozialen Lebens zu vergegenwärtigen, sich an den Anfang der Institutionen zu begeben und damit das verborgene Prinzip ihrer weiteren Entwicklung zu entdecken. Das explizite theoretische Prinzip, das der Verwendung des anthropologischen Materials allgemeine Tragweite verleiht, ist folglich die Hypothese, daß die zeitgenössischen Formen sozialer Organisation, wie man sie bei den Wilden antrifft, den vergangenen und überholten Formen sozialer Organisation der zivilisierten Völker entsprechen. Diese Hypothese einer Entsprechung von Gegenwart und Vergangenheit, von Ethnographie und Geschichte, legitimiert eine bestimmte Art und Weise der Analyse und des Vergleichs der sozialen Institutionen.« (Godelier 1984: 80)

Einige erblickten in Amerika das verlorene Paradies, wo die Menschen im Zustand ursprünglicher Unschuld lebten: edle Wilde. Michel de Montaigne problematisierte bereits 1582 in seinen *Essais* die eigene kulturelle Position:

»Waren die Art und Weise, in der diese Menschen nach gottgewolltem, natürlichem Recht ihr Leben ordneten, die Unvoreingenommenheit, mit der sie urteilten, die Spontaneität, mit der sie empfanden, nicht ein deutlicher Hinweis darauf, daß man sich im Abendland sehr von den Ursprüngen reinen Menschentums entfernt hatte? Und bot nicht jener Urzustand, ... frei von Neid und Ehrgeiz ... eine bessere Voraussetzung für die Erreichung wahrer Glückseligkeit?« (Bitterli 1991: 233)

Montaignes Fragen wurden im 17. Jahrhundert von vielen Europäern aufgegriffenen, die das Bild einer "ursprünglichen" und unverdorbenen Unschuld und Reinheit im Zustand der "Wildheit" zeichneten:

»Manche Kirchenmänner sprachen offen von der allgemeinen Korruption der christlichen Völker, welcher sie die Reinheit und Simplizität der frühen Sitten entgegenstellten, und gerieten mit ihrem freimütigen Lob heidnischer Lebensart in eine gefährlich unorthodoxe Haltung. Der Dominikanerpater Du Tertre, der sich um 1640 in Westindien aufhielt, verwahrte sich dagegen, daß man die Bewohner der heißen Zonen als Barbaren bezeichne, es seien dies im Gegenteil die zufriedensten, glücklichsten, wohlgestalteten, am wenigsten lasterhaften und sorglosesten Menschen aller Nationen der Welt. Der in Kanada tätige Franziskanerpater Sagard ... zögerte nicht, sich zu fragen, ob es richtig sei, die Indianer, welche soviel glücklicher und tugendhafter wären, mit den

zweifelhaften Gaben der westlichen Zivilisation zu beschenken, und der Jesuit Chauchetière schrieb 1694 ...: "Wir sehen in den Wilden die schönen Überbleibsel der menschlichen Natur, wie sie bei den polizierten Völkern nur noch in vollkommen korrumpierter Gestalt erscheint... Alle unsere Patres und die übrigen Franzosen, welche Umgang mit den Wilden haben, sind der Meinung, daß diese ihr Leben auf angenehmere Art verbringen als wir"« (Ibid.: 233f.).

Diese spezifische Konfrontation des Wilden mit dem Zivilisierten hatte ihren Höhepunkt in Jean-Jacques Rousseaus "Discours sur l'inégalité parmi les hommes" ("Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen") aus dem Jahre 1754. »Nie zuvor ... waren Naturmensch und Zivilisationsgeschöpf in so spannungsvoller Antithese einander gegenübergestellt worden. Rousseau ging ... von der Vorstellung eines selbst unter Indianern längst verlorenen Naturzustandes aus, in welchem die Menschen, in seliger Vereinzelnung ..., ohne Kenntnis von Gut und Böse und im ungetrübten Einklang mit der Schöpfung eine selbstgenügsame und sorglose Existenz führen« (Ibid.: 236). Rousseau zeigte den Preis auf, der für den Fortschritt zu entrichten war: vor allem wird der Mensch zum Sklaven seiner wachsenden Bedürfnisse, Ehrgeiz und Neid entspringen der Ungleichheit der materiellen Verhältnisse und bedürfen wiederum gesetzlicher Regelungen, welche die Freiheit der Individuen beschränken:

»Unser Los ist es, nachdem wir dem Naturzustand entwachsen sind, fortan im Spannungsfeld zwischen technischem Fortschritt und sittlicher Korruption existieren zu müssen. Eine Rückkehr zu den Ursprüngen ist uns nicht mehr vergönnt, aber indem wir den Blick auf die archaischen Menschen anderer Kulturen richten, die noch im glücklichen Intermediärzustand zwischen Natur und Kultur verharren, gewinnen wir Einblick in das Wesen unserer geschichtlichen Situation und eine Möglichkeit zur Neubesinnung« (Ibid.: 237).

Auch wenn die Verwendung ethnographischer Evidenzen zum Zweck der Rekonstruktion unserer eigenen Geschichte dergestalt moralisch "überdeterminiert" ist, und die Ureinwohner Amerikas ebensowenig wie die Völker Melanesiens umstandslos mit den frühen Bewohnern des europäischen Kontinents gleichgesetzt werden können, liefert die Ethnographie nichtsdestotrotz einige Hinweise darauf, wie die Organisation der Gesellschaften unserer Vorfahren beschaffen war.<sup>9</sup> Und auch wenn diese Annahme einen gewissen spekulativen Anteil beinhaltet, so können wir meines Erachtens durchaus davon ausgehen, daß auch die Kulturen der europäischen Frühgeschichte weitgehend egalitär aufgebaut waren. Im folgenden Abschnitt wird uns deshalb die Frage beschäftigen, wie soziale Ungleichheit historisch entstand.

---

<sup>9</sup> Vgl. zu dieser Problematik auch Conard/Kind 2017, 34-49.

### Die Vertreibung aus dem Paradies

Nachdem der anatomisch moderne *Homo Sapiens* vor ca. 40.000 Jahren Europa erreicht hatte (was den Beginn der jüngeren Altsteinzeit markiert), durchstreiften kleine Gruppen von Männern, Frauen und Kindern auf der Suche nach Nahrung ein mehr oder weniger großes Gebiet. Abhängig von den ökologischen Gegebenheiten wurden große und kleine Tiere gejagt, sowie eßbare Beeren, Gräser und Wurzeln (und wenn möglich Meeresfrüchte) gesammelt. Die sozialen Beziehungen innerhalb der Gruppen dürften von dem bereits ausführlich illustrierten Prinzip der Gleichheit auf Basis von Gegenseitigkeit geprägt gewesen sein. Wie gerade erwähnt ist es zwar nicht unproblematisch, die in zeitgenössischen Kulturen gemachten Beobachtungen auf die eigene Vergangenheit zu projizieren (schließlich haben die heute noch existierenden Jäger- und Sammler-Gesellschaften ihre eigene Geschichte), nichtsdestotrotz spricht viel dafür, davon auszugehen, daß in diesen Gesellschaften durchgängig vorhandenen Institutionen auch bereits das Leben unserer fernen Vorfahren regulierten.

Als sich um das Jahr 3000 v.u.Z. die ersten sog. Hochkulturen formierten, war diese ursprüngliche Gleichheit nicht einmal mehr eine ferne Erinnerung. Zunächst in Mesopotamien und Ägypten, später auch in China und Indien entstanden Klassengesellschaften, welche von einer fundamentalen Ungleichheit der Menschen geprägt sind. Das Muster, welches sich dort herausbildet, sollte sich über Jahrtausende kaum verändern: Eine kleine Klasse von Adligen und Priestern herrscht über die große Masse der Bauern, die im Schweiß ihres Angesichts den Boden bestellen. Eine Zwischenschicht von Händlern und Kaufleuten versorgt die "Elite" mit jenen Luxusgütern, die gleichzeitig Privileg und Ausdruck ihrer gesellschaftlichen Stellung sind, während Schreiber und Verwalter sowie Soldaten sicherstellen, daß die Bauern ihre Abgaben entrichten.

Die meisten Menschen existieren in dieser Sozialordnung nur, um zu dienen – indem sie das Land bearbeiten und die Felder instandhalten oder ihre Herrinnen und Herren bedienen und sie unterhalten. Mit deren Tod endet auch die Existenzberechtigung der Dienerinnen und Diener. Als der britische Archäologe Leonard Woolley in den 1930er Jahren die Ruinen von Ur ausgrub, stieß er auf eine Gruppe von 16 "Königsgräbern". Im der am besten erhaltenen dieser Anlagen ruhte Pu-abi. Ihr Grab war angelegt wie ein Palast, und entsprechend prachtvoll ausgestattet. Die Königin oder Priesterin (ihr Rang ist aufgrund des Fehlens schriftlicher Dokumente nicht völlig geklärt)<sup>10</sup> wurde von fünf Männern mit Kupferdolchen in der Vorkammer der Anlage bewacht, hinter diesen lagen zehn Frauen mit goldenem Kopfschmuck und ebensolchen Ketten aufgereiht. In der eigentlichen Grabkammer waren neben Pu-abi noch zwei weitere weibliche Bediente bestattet. Diese Menschen hatten ebenso wie der Schmuck, die Kleider, die Kosmetika, Musikinstrumente und Skulpturen der Königin gehört und mußten sie nun in die Unterwelt begleiten – um der Herrin auch über den Tod hinaus zu dienen, sie zu beschützen und zu unterhalten. In einem benachbarten Grab, welches einem König gehörte, lagen sechs männliche und 19 weibliche Körper; in einer weiteren Anlage, die keiner Person zuzuordnen war und die Woolley als "great death pit" bezeichnete (also "große Todesgrube"), waren 74 Personen bestattet, 68 davon Frauen, die ihren Herren oder ihre Herrin in die Unterwelt begleiteten (Leick 2001: 113f.).

---

<sup>10</sup> Wir kennen Pu-abis Namen von einem mit ihr bestatteten Rollsiegel aus Lapilazulis, das kostbare Material war aus dem heutigen Afghanistan importiert worden. Eine recht gute Systematisierung der Funde mit entsprechenden Abbildungen findet sich in Fankfort 1954, Kapitel 2.

Die Königsgräber von Ur sind allerdings dahingehend einzigartig, daß die Praxis des Opfertodes der Dienerschaft auf eine kurze Phase der Geschichte beschränkt blieb und in den frühen Hochkulturen keine Parallele hat (vgl. Snell 2011: 31f.). Nichtsdestotrotz stellen sie ein Sinnbild des tiefgreifenden gesellschaftlichen und religiösen Wandels dar, der in der ausgehenden Jungsteinzeit eingesetzt hatte. Die Menschen waren nicht länger von Geburt an gleich, sondern im Gegenteil von vornherein dazu bestimmt, zu herrschen oder zu dienen. Einem mesopotamischen Mythos zufolge existierten vor der großen Flut zwei Klassen von Göttern, die göttliche Aristokratie der *Anunnaki* und die niederen Götter, die *Igigi*. Letztere mußten für ihre Herren Bewässerungskanäle graben und Felder bestellen, bis die Last ihnen zuviel wurde, und sie revoltieren. Daraufhin erschufen die Anunnaki die Menschen, welche fortan die Arbeit der *Igigi* übernahmen. Insbesondere Enlil aber empfand die Menschen schon bald als störend und lästig. Nachdem er sie zunächst mit Seuchen und Hungersnöten dezimiert hatten, beschloß Enlil, die Menschheit mittels einer verheerenden Flut gänzlich auszurotten. Ein anderer Gott, Enki, durchkreuzte aber diesen Plan, indem er einem Mann namens Atrahasis den Auftrag erteilt, ein Schiff zu bauen für seine Angehörigen und sein Vieh. Nachdem die Menschheit auf diese Weise gerettet war, zogen sich schließlich die Götter in den Himmel zurück und setzen die Adligen als ihre Stellvertreter auf Erden ein (vgl. Armstrong 40, 43f. und Leick 2001: 82f.). Der Adel übernimmt in wichtigen Ritualen dann tatsächlich die Rolle der Götter, so z.B. wenn der König von Ur und seine Gemahlin in der ersten Neumondnacht des neuen Jahres symbolisch den Geschlechtsakt von Inanna (Ishtar) und Dumuzi wiederholen um die Fruchtbarkeit des Landes zu erneuern (die Wiedergabe des zugehörigen Hymnus findet sich in Wolkstein/Kramer 1983: 107ff.). Das Verhältnis von Göttern zu Menschen entspricht mithin der Beziehung des Adel zu den Bauern: Hohepriester dienen den Göttern, indem sie Opfer bringen, während die Könige mit Hilfe ihrer Krieger die weltliche Ordnung aufrechterhalten – was wenig mehr meint, als denen, die das Land bestellen die Früchte ihrer Arbeit abzapfen.

Der Kontrast zu den egalitären "Stammeskulturen" könnte nicht größer sein. Während wir dort wie gesehen ein Ethos fundamentaler Gleichheit und *Gleichwertigkeit* der Menschen vorfinden, waren die frühen "Hochkulturen" von einer Ideologie der *Ungleichwertigkeit* der Menschen und der von ihnen ausgeübten Tätigkeiten geprägt. Das soziale Band zwischen den die Sozialordnung konstituierenden Gruppen gründete nicht länger in verwandtschaftlichen Beziehungen (und den daraus resultierenden Verpflichtungen) sondern in Dominanz und Unterwerfung. Ich werde weiter unten noch ausführlich diskutieren, inwiefern die Vorstellung von der "Ungleichwertigkeit" der Menschen und ihrer Tätigkeiten auch in unserer Gegenwartsgesellschaft noch wirksam ist, an dieser Stelle soll es zunächst um die Frage gehen, wie die Transformation von einer egalitären zur Klassengesellschaft vonstatten ging. Da wir über keine entsprechenden historischen Aufzeichnungen verfügen, ist diese Rekonstruktion zwar selbstverständlich hochgradig spekulativ, sie ist aber auch hinsichtlich des Selbstverständnisses unserer Gesellschaft hochgradig instruktiv, denn letztlich geht es um die Frage, ob der historische Übergang zwangsläufiges Resultat veränderter Lebensumstände war oder vielmehr aus einer Abfolge von spezifischen historischen Ereignissen resultierte.

### *Die Grenzen der "ursprünglichen" Gleichheit*

Bevor ich den von ca. 10.000 Jahren einsetzenden Transformationsprozeß kurz rekonstruiere, sind zunächst noch einige Einschränkungen bezüglich der unterstellten universonalen Egalität der menschlichen Gesellschaften zu machen. In nominell egalitären Gesellschaften ohne institutionalisierte (d.h. erbliche) Statusunterschiede ist die formale Gleichheit tatsächlich in der Regel auf die erwachsenen Männer beschränkt. Wenngleich die Gesellschaften, welche nach dem Prinzip "Gleichheit auf Basis von Gegenseitigkeit" organisiert sind (bzw. waren) im 20. Jahrhundert auch deshalb eine solche Faszination ausübten, weil sie quasi als Gegenentwurf der (kapitalistischen) Klassengesellschaft erschienen, existierten auch in diesen Kulturen drei elementare Formen von Ungleichheit: zwischen Kindern und Erwachsenen, zwischen Männern und Frauen und zwischen Einheimischen und Fremden. Kinder sind den Erwachsenen immer, Frauen den Männern zumeist untergeordnet. Fremde stehen solange außerhalb der für die Gruppe geltenden Rechtsnormen, solange mit ihnen keine sozialen Beziehungen auf Basis von Gleichheit und Gegenseitigkeit bestehen, wie Heiratsbande oder Tausch von Gütern.

(a) Insbesondere das **Geschlechterverhältnis** stellt einen möglichen Ausgangspunkt der systematischen Abwertung von Personengruppen und Tätigkeiten dar. Wenngleich die Stellung der Frau sich von Gesellschaft zu Gesellschaft jeweils deutlich unterscheidet, sind in den meisten Kulturen die Frauen den Männern gegenüber nicht nur nicht *gleichberechtigt*, sondern häufig keine *gleichwertigen* Menschen. Claude Lévi-Strauss merkt diesbezüglich zu den brasilianischen Nambikwara (es handelt sich um Jäger und Sammler) an:

»Obwohl die sexuelle Arbeitsteilung den Frauen eine entscheidende Rolle zuweist (da das Überleben der Familie weitgehend von der weiblichen Tätigkeit des Sammelns abhängt), gilt ihre Tätigkeit doch als minderwertig, das ideale Leben wird nach dem Muster der landwirtschaftlichen Produktion und der Jagd begriffen [...] Dieser Gegensatz ... spiegelt sich auf philosophischer und religiöser Ebene wieder [...] Nach dem Tod verkörpern sich die Seelen der Männer in den Jaguaren, die Frauen und Kinder hingegen werden in die Atmosphäre getragen, wo sie sich für immer auflösen. Dieser Unterschied erklärt, warum die Frauen von den geheiligsten Zeremonien ausgeschlossen sind« (Lévi-Strauss 1955: 281ff.).

Ähnliches gilt für die im Hochland von Neuguinea lebenden Baruya. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung verbietet den Männern, sowohl zu ernten als auch zu kochen, sie müssen sich von den Frauen ernähren lassen. Dennoch (oder vielleicht gerade deshalb) betrachten die Männer die Frauen als minderwertige Geschöpfe. Begegnete ein Mann auf seinem Weg einer Gruppe von Frauen, so blieben diese sofort stehen, »wandten den Kopf ab und zogen, wenn sie eine Hand frei hatten, lebhaft einen Zipfel ihres Rindencapes vor ihr Gesicht. Der Mann ging vorbei, ohne sie eines Blickes zu würdigen, und sie setzten ihren Weg fort« (Godelier 1982: 27). Die Baruya-Frauen sind ebenso ausgeschlossen vom Eigentum an Grund und Boden wie von der Herstellung der materiellen Produktionsmittel: »Sogar der Grabstock, das wichtigste Werkzeug der Frau, mit dem sie pflanzt und erntet, wird nicht von ihr hergestellt. Ein Vater macht einen für seine Tochter, ein Ehemann einen für seine Frau, und sie geben sie ihnen« (Ibid.: 30). Das weibliche Geschlecht ist zudem primäre Quelle der Unreinheit, und für Männer extrem bedrohlich. Zumindest auf den ersten Blick scheint der Geschlechtsverkehr bei den Baruya niemals dem Vergnügen zu dienen, sondern allein der Fortpflanzung (die Jungen werden ab dem siebten Lebensjahr in homosexuelle Praktiken eingeführt):

»Wenn [ein Ehepaar] zu kopulieren beschließt, [muß es] eine gewisse Zeit vorher und nachher all seine Tätigkeiten einstellen. Es muß den richtigen Zeitpunkt wählen, zu Hause bleiben, wenn alle anderen Dorfbewohner auf den Feldern arbeiten, kurz, es muß sich von der Gesellschaft absondern und sich trotzdem ihrer bedienen, denn man teilt einer Mutter oder einer Schwester der Gattin diskret mit, daß sie am Abend die Schweine füttern soll« (ibid.: 94).

Die Baruya stellen zwar einen Extremfall dar, aber die Dominanz der Männer durchzieht das ethnographische Material wie ein roter Faden. Ein anderes Extrem ist die Opferung von Mädchen bei den Guayaki. Wenn bei diesen ein Jäger vor seiner Zeit stirbt, töten die Angehörigen seiner Gruppe eines seiner Kinder, vorzugsweise ein Mädchen, welches ihm im Jenseits Gesellschaft leistet (dieses Jenseits ist bei den Guayaki ein ähnlich unerfreulicher Ort wie bei den alten Sumerern; vgl. Clastres 1972: 160ff.).

Diese wenigen Beispiele sollen zur Darstellung des Sachverhalts genügen. Und auch wenn die ethnographischen Evidenzen aus Südamerika und Neuguinea nicht einfach auf die eurasische Vorgeschichte projiziert werden können, illustrieren sie doch ein Potential, einen Möglichkeitsraum. Die Stellung der Frau dürfte sich in den historischen Gesellschaften zwar ebenso deutlich unterscheiden haben wie in den ethnographisch dokumentierten, nichtsdestotrotz besteht stets die Möglichkeit, daß sich ein einzelnes Muster auch auf andere Kulturen ausbreitet. Das mag für den Augenblick zwar ein wenig kryptisch klingen, wird aber klarer werden, wenn wir die historische Entwicklung genauer betrachten.

(b) Möglicherweise spielt auch die **Unterordnung der Jüngeren unter die Älteren** eine Rolle bei der Herausbildung von Klassengesellschaften, die Stellung Letzterer veränderte sich wahrscheinlich, als sich ab ca. 10.000 v.u.Z. das Leben der Menschen in Europa und dem vorderen Orient fundamental veränderte.<sup>11</sup> Die Jäger und Sammler wurden sesshaft, sie domestizierten unterschiedliche Getreidearten und Tiere (Ziegen, Schafe, Schweine und Rinder) und stellten schließlich Tongefäße her. Ab ca. 7000 v.u.Z. breitete sich der Getreideanbau nach Europa aus, um 5000 v.u.Z. war der Ackerbau mit Ausnahme der nördlichen Ränder des Kontinents (Skandinavien und die britischen Inseln) dort überall an Stelle der ursprünglichen Lebensweise der Jäger und Sammler getreten (vgl. Cunliffe 2015: 53ff.). Die in unserem Zusammenhang zentrale Frage lautet, welche sozialen Konsequenzen diese Entwicklung nach sich zog.<sup>12</sup>

Für Claude Meillassoux (1975) führt die Verwaltung des für die Aussaat bestimmten Getreides durch den oder die Gruppenältesten nachgerade zwangsläufig zu Entstehung von Klassengesellschaften. Diese Annahme ist aber völlig unplausibel, vor allem, weil bestimmte politische oder ökonomische Funktionen nicht die Herrschaft des Menschen über den Menschen bedingen oder notwendig begründen – ich hatte diesen Sachverhalt bereits betont. Meines Erachtens setzt Meillassoux fälschlich die Existenz einer sozialen Hierarchie mit der Existenz von Klassen gleich. Aber die Existenz spezifischer

---

<sup>11</sup> Es handelte sich dabei aber nicht, wie V. Gordon Childe in den 1930er Jahren postulierte, um eine "Revolution", sondern um eine langsame, Jahrtausende dauernde Entwicklung, die durch den klimatischen Wandel am Ende der letzten Eiszeit ausgelöst wurde.

<sup>12</sup> In gewisser Hinsicht war der Übergang zum Ackerbau tatsächlich so etwas wie eine "Vertreibung aus dem Paradies": Der Mensch war fortan verdammt, sein Brot im Schweiß des Angesichts zu essen. Das Leben der Menschen wurde mit dem Übergang zum Ackerbau keinesfalls leichter; das von Marshall Sahlins für die Jäger und Sammler-Kulturen verwendete Etikett der "ursprünglichen Überflußgesellschaft" kann zwar auch auf die Trobriand-Insulaner übertragen werden, aber keinesfalls auf die frühen Bauern. Die von Theya Molleson (1994) vorgenommene Rekonstruktion des Lebens in einem frühen neolithischen Dorf steht jedenfalls in drastischem Kontrast zum fröhlichen Treiben der Trobriander. Es wäre allerdings verfehlt, die Lebensbedingungen unter vollkommen unterschiedlichen klimatischen Bedingungen vergleichen zu wollen.

Funktionen in einem Gemeinwesen impliziert nicht, daß diese auch vererbt werden – was wie gesehen die Vorbedingung für die Existenz sozialer Klassen ist. Segmentäre Gesellschaften sind durchaus imstande, die landwirtschaftliche Produktion in Abwesenheit erblicher "Eliten" zu organisieren; dies gilt auch für den Getreideanbau, selbst wenn hierfür die Anlage und der Unterhalt von aufwendigen Bewässerungssystemen erforderlich ist. Der Übergang von der Jagd- und Sammeltätigkeit zum Ackerbau dürfte deshalb schwerlich für sich genommen den Übergang von einer egalitären zu einer hierarchischen Sozialorganisation erklären.

Etliche Indizien weisen darauf hin, daß die agrarischen Gemeinwesen im "alten Europa" noch über eine segmentäre Sozialorganisation verfügten in welcher Gleichheit und Gegenseitigkeit das Zusammenleben bestimmten. Zwischen 3700 und 3400 v.u.Z. existierten z.B. in der heutigen Westukraine Siedlungen der sog. Cucuteni-Tripolye-Kultur, die zwar deutlich größer waren als die zeitgleich in Mesopotamien entstehenden Proto-Städte (für eine dieser Siedlungen wurde eine Bevölkerungszahl von 5.500 bis 7.500 Menschen geschätzt), aber mit Ausnahme eines zentralen Platzes keine Tempel oder Palastanlagen aufwiesen (vgl. Anthony 2007: 279ff. und Cunliffe 2015: 80ff.). Dies spricht dafür, daß die Gesellschaften, die diese Siedlungen hervorbrachten, ähnlich organisiert waren wie die ethnographisch dokumentierten Clangesellschaften, mit letzter Sicherheit ist das aber nicht zu konstatieren. Jedenfalls entwickelten die Siedlungen sich nicht zu Städten, sondern wurden verlassen – vielleicht war mit ihnen tatsächlich eine Obergrenze der Integrationsfähigkeit der segmentären Struktur erreicht (wie David Anthony nahelegt), vielleicht waren sie aber auch gar nicht Resultat eines Anwachsens der Bevölkerung, sondern erreicht worden, um den Menschen Schutz zu bieten vor räuberischen Gruppen, die aus den angrenzenden Steppen vordrangen (ich komme wenig später auf diese Möglichkeit zurück).

Weder die mit der Sesshaftigkeit und der Umstellung der Wirtschaftsweise auf den Anbau von Getreide einhergehende Notwendigkeit zur Vorratswirtschaft noch die später mit der Ausweitung der Anbaufläche erfolgende Anlage von Bewässerungssystemen kann also für sich genommen die Herausbildung einer herrschenden Klasse erklären, da sämtliche gemeinschaftlichen Aufgaben im Kontext des Systems der wechselseitigen Verpflichtungen in einer segmentären Gesellschaft organisiert werden können. (Um es nochmals hervorzuheben: es geht hier nicht um die Existenz gewählter Anführer oder "Ältester", sondern um erbliche Statusunterschiede). Die Übergänge sind jedenfalls nicht in der sozio-ökonomischen und politischen Organisation dieser Gemeinwesen zu suchen.<sup>13</sup> Wesentlich plausibler erscheint mir die Annahme, daß die Klassengesellschaft nicht aus einer sozialen Eigenlogik entspringt, sondern Resultat der Eroberung durch eine feindliche Gruppe ist.

(c) Das **Verhältnis zum "Fremden"** ist eine weitere mögliche Wurzel sozialer Ungleichheit. Die Regeln, welche das Zusammenleben innerhalb einer egalitären Gesellschaft bestimmen, gelten nämlich nicht notwendig außerhalb dieses Gemeinwesens. Der bereits zitierte Marshall Sahlins weist diesbezüglich darauf hin, daß moralische Verpflichtungen kontextabhängig sind: »Normen sind charakteristischerweise eher relativ und situationsabhängig denn absolut und universell. Eine gegebene Handlung ... ist nicht so sehr aus sich heraus gut oder schlecht, es hängt davon ab, wer der andere ist.

---

<sup>13</sup> Das segmentäre Prinzip kann mit der Existenz eines erblichen Häuptlingstums zwar durchaus koexistieren (auch hierfür gibt es ethnographische Beispiele), bringt dieses aber nicht hervor.

Die Aneignung der Güter oder der Frau eines anderen Mannes, die ein schweres Vergehen im Schoße des eigenen Gemeinwesens ist, kann nicht allein geduldet sein sondern sogar von den eigenen Gefährten belohnt werden — wenn sie einen Außenseiter betrifft.« (Sahlins 1972: 199) Um dies zu illustrieren, bedarf es keines ethnographischen Materials, ein Blick in das "alte Testament" der Bibel ist vollkommen ausreichend: Die Gebote "du sollst nicht töten" und "du sollst nicht stehlen" galten lediglich innerhalb des israelitischen Gemeinwesens, und nicht für die (der Überlieferung) nach getöteten Bewohner der eroberten Stadt Jericho.

Das Verhältnis zu Fremden ist aber keineswegs notwendig von moralischer Abwertung, Mißtrauen und Feindseligkeit geprägt – die oben kurz angerissenen ethnographischen Beispiele für "primitive" Handelsbeziehungen verdeutlichen dies hinreichend. Und ähnlich wie die ethnographisch dokumentierten Wildbeuter-Gesellschaften lebten auch die einzelnen steinzeitlichen Gruppen Europas nicht völlig isoliert. Die Annahme erscheint plausibel, daß sich eine Anzahl von ihnen zu festen Zeitpunkten an einem zentralen Platz trafen, um begehrte Güter zu tauschen, wie z.B. Feuerstein und Ocker und vielleicht auch Ehen zu schließen. Ersteres ist archäologisch belegt (vgl. die vielfältigen Beispiele in Fagan 2012), ob die einzelnen Gruppen exogam waren, d.h. die jungen Frauen und Männer sich ihren Ehepartner außerhalb der eigenen Gemeinschaft suchen mußten, kann nicht mit letzter Sicherheit gesagt werden, es ist aber durchaus wahrscheinlich.

Die vielfältigen Beispiele für die "friedfertige Koexistenz" repräsentieren allerdings nur eine Möglichkeit des Umgangs mit "fremden" Kulturen. Raub ist stets eine Alternative zum Handel, der Fremde kann Freund sein, aber auch Feind, und mithin der Gleichbehandlung nicht würdig. Letzteres ist z.B. bei den Guayaki der Fall:

»Für einen Guayaki-Stamm gibt es mit anderen nur feindliche Beziehungen. Die Weißen, die Machitara-Guarani und selbst die "fremden" Aché, sie alle sind potentielle Feinde. Nur eine Sprache gibt es mit ihnen, die der Gewalt. Ein überraschender Kontrast zur sichtbaren beständigen Sorge, ausdrücklich jede Gewalt aus den Beziehungen mit den Gefährten auszusparen. Äußerste Höflichkeit herrscht da, die nie versiegt, die strikte Ablehnung einer Rollenhierarchie, die eine Personengruppe gegenüber der anderen unterlegen machen könnte, ein gemeinsamer Wille, sich zu verständigen, miteinander zu reden und im Austausch von Worten alles aufzulösen, was das tägliche Leben unvermeidlich an Aggression und Groll in der Gruppe aufkommen läßt« (Clastres 1972: 155).

Die Beziehungen zwischen unterschiedlichen "Stämmen" *müssen* also nicht notwendigerweise feindselig sein, sie *können* es sein – und sind es allzuoft. Die einen Kulturen pflegen friedfertige Beziehungen und Handelsfreundschaften, andere betreiben rituellen Kopfjagden und Viehdiebstahl.

Während sich wie gerade gesehen im westlichen Teils Europa in der Jungsteinzeit seßhafte bäuerliche Gemeinwesen ohne in der archäologischen Evidenz sichtbare Statusunterschiede ausbreiteten, bewegten sich Gesellschaft und Ökonomie im von weiten Steppenregionen dominierten südöstlichen Teil des Kontinents in eine gänzlich andere Richtung. Die frühen Bauern des "alten Europa" (die schließlich die riesigen Dörfer errichten sollten, von denen bereits die Rede war) bestellten vornehmlich die fruchtbaren Flußtäler, sie jagten in den nach wie vor ausgedehnten Wäldern vor allem Rotwild und hielten Rinder und Schweine als Haustiere. In den Steppen hingegen war das Pferd von überragender Bedeutung. Dort lebten Menschen, die eine frühe Form des späteren Indo-

germanischen<sup>14</sup> sprachen. Die großen Herden wilder Pferde wurden zunächst gejagt, im fünften Jahrtausend v.u.Z. domestiziert (aber zunächst lediglich als Milch- und Schlachtvieh gehalten), und schließlich gegen Ende des fünften Jahrtausend als Zugtier genutzt und geritten (vgl. Cunliffe 2015: 75-80).

Eine der Lieblingswaffen dieser Steppenkultur scheint die Keule in Form eines Pferdekopfes gewesen zu sein (in Anthony 2007: 235 findet sich eine eindrucksvoll Zusammenstellung). Ob diese Hinterlassenschaften tatsächlich dazu verwendet wurden, Feinden den Schädel zu zertrümmern oder sie primär im rituellen Kontext verwendet wurden, ist bedeutungslos angesichts des Selbstverständnisses, welches sie zum Ausdruck bringen. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß es sich um eine Kultur handelte, die von einem sehr spezifischen Ideal von "Männlichkeit" geprägt war und in der Konzepte wie "Ehre" und "Ruhm" eine zentrale Rolle spielten – die griechischen und insbesondere die "nordischen" Götter spiegeln diese Ethik exemplarisch wider.<sup>15</sup>

Obwohl diese Proto-Indogermanen einige Personen in aufwendigen Grabanlagen bestatteten, muß ihre Gesellschaft nicht notwendig stratifiziert gewesen sein. Bei diesen herausgehobenen Persönlichkeiten kann es sich auch um sogenannte "Big Men" gehandelt haben, um Individuen, die sich durch Mut und Klugheit besonders auszeichneten und von der Gruppe zu Anführern gewählt wurden. Die Big Men haben ihre Stellung aber nur inne, weil diejenigen, die ihnen folgen, sich davon Vorteile verschaffen. Die primäre Verpflichtung des großen Mannes ist deshalb die Großzügigkeit gegenüber seinen Gefolgsleuten; er kann nicht dauerhaft Reichtümer kumulieren, ohne seine Stellung einzubüßen, denn das Band, welches die Gefolgschaft zusammenhält, beruht gänzlich auf Freiwilligkeit. Es mag durchaus sein, daß die Kinder des großen Mannes von Charisma ihres Vaters profitieren, ohne entsprechende eigene Leistungen können sie aber seinen Status nicht übernehmen.<sup>16</sup> Erst wenn einige Kinder ebenso aufwendig bestattet werden wie deren Eltern können wir vermuten, daß in den entsprechenden Gesellschaften sozialer Status über die Generationen weitergegeben wird und erbliche Statusunterschiede bestehen (vgl. Anthony 2007: 181).

Auch wenn also die Gesellschaft der räuberischen Steppenbewohner selbst nicht stratifiziert war, könnte die Klassengesellschaft mit den für sie charakteristischen erblichen Statusunterschieden historisch durchaus in dem Moment entstanden sein, als diese ein bäuerliches Gemeinwesen eroberten und dessen Bewohner zwangen, fortan für sie zu arbeiten, d.h. ihnen die Überschüsse aus ihrer landwirtschaftlichen Tätigkeit abzuliefern. Das ist zwar ein spekulatives Szenario, es stimmt aber wesentlich besser mit der Realität der Klassengesellschaft überein – insbesondere mit den frappierenden Übereinstimmungen der sozialen Konstruktion von "Rasse" und Klasse", ich komme später darauf zurück – als die Annahme einer sozialen "Eigenlogik".

Mit der ab ca. 3300 v.u.Z. einsetzenden Ausbreitung der indogermanischen Sprachen über nahezu das gesamte westliche Europa setzte jedenfalls ein gesellschaftlicher

---

<sup>14</sup> Zu dieser Sprachfamilie gehören z.B. die germanischen und romanischen Sprachen, aber auch Griechisch, Farsi sowie Hindi und Urdu.

<sup>15</sup> Die proto-indogermanischen Gruppen waren vielleicht die ersten, welche die Gewalt religiös überhöhten und zum Lebensinhalt machten. Ihre Nachfahren kultivierten noch lange dieses Ethos. Der römische Geschichtsschreiber Tacitus merkte zu den Germanen an: »Sie halten es tatsächlich für zahm und dumm, im Schweiß ihres Angesichts zu erlangen, was sie auch mit ihrem Blut gewinnen können« (zit. nach Armstrong 2014: 50). Es entbehrt allerdings nicht einer gewissen Ironie, das dies ausgerechnet ein Angehöriger der römischen Oberschicht schreibt.

<sup>16</sup> Reiche Grabbeigaben tragen in einem solchen System (intendiert oder nichtintendiert) dazu bei, die Herausbildung erblicher Hierarchien zu verhindern, da die Nachkommen buchstäblich mit leeren Händen dastehen.

Wandel ein, der zur Konsequenz hatte, daß alle bronzezeitlichen Gesellschaften von ausgeprägten Statusunterschieden gekennzeichnet waren. Ob die Gründe hierfür in der Übernahme von kulturellen Mustern (und der mit diesen verbundenen Sprache) durch autochthone Gruppen zu suchen ist (wie David Anthony annimmt, vgl. Ibid.: 340ff.), oder aber tatsächlich Horden von Reitern den gesamten Kontinent eroberten und die ansässige Bevölkerung unterwarf (wie ein aktuelle Untersuchungen des genetischen Wandels nahelegt, vgl. Olade et. al. 2108 und Schroeder et. al. 2019), die ihren Waffen nichts entgegenzusetzen hatten, ist unklar.

Man sollte das Bild der friedfertigen und egalitären Bauern des "alten Europa" allerdings nicht überstrapazieren, die Hinterlassenschaften sind zu dürftig, um belastbare Aussagen hinsichtlich der gesellschaftlichen Verhältnisse dort zu treffen. Zwar ist durchaus wahrscheinlich, daß letztere deutlich egalitärer und wesentlich weniger kompetitiv und gewaltorientiert waren, und daß die Stellung der Frau bei ihnen deutlich stärker war als bei den frühen Indogermanen (wenngleich es sich kaum um matriachale Gesellschaften gehandelt haben dürfte),<sup>17</sup> aber auch an sich friedfertige Gesellschaften können angesichts von Klimawandel und Mißernten zu den Waffen greifen und bei ihren Nachbarn suchen, was die Natur ihnen verweigert. Vielleicht war diese Entwicklung tatsächlich zwangsläufig, weil in der Geschichte zu oft die "Bösen" über die "Guten", die Gewalttätigen über die Friedfertigen triumphierten, aber sie war von daher nicht notwendig und schon gar nicht irreversibel, weil die sozusagen "alternative" Ethik von Gleichheit und Gegenseitigkeit im Zuge der Unterwerfung und Ausbeutung der breiten Masse der arbeitenden Bevölkerung durch eine räuberische "Elite" zu keinem Zeitpunkt gänzlich ausgelöscht wurde – ihre Geltung war aber fortan beschränkt, auf die Beziehungen zwischen Verwandten und Freunden.

Die vorstehend diskutierte Hypothese der Unterwerfung einer bäuerlichen Gesellschaft die "fremde" Eroberer ist wahrscheinlich auch nicht auf alle historischen Beispiele anzuwenden (die altägyptische Gesellschaft unterscheidet sich z.B. deutlich von der mesopotamischen), sie stimmt aber hervorragend mit der Geschichte der Herausbildung der mittelalterlichen Feudalgesellschaft überein. Bevor wir uns allerdings mit den Transformationsprozessen befassen, die zur Entstehung der modernen Industriegesellschaften führten, will ich in einem kurzen Exkurs noch einige klärende Anmerkungen zur Rolle von Kultur und Religion bei der Legitimation der Herrschaft des Menschen über den Menschen machen (der historische Hintergrund, vor dem die Klassengesellschaft entstand ist in Abb. 1 auf der folgenden Seite nochmals zusammenfassen dargestellt).

---

<sup>17</sup> Die Existenz von weiblichen Gottheiten ist aber für sich genommen ebensowenig Indiz für die Gleichberechtigung der Geschlechter wie die Wahl einer Premierministerin.

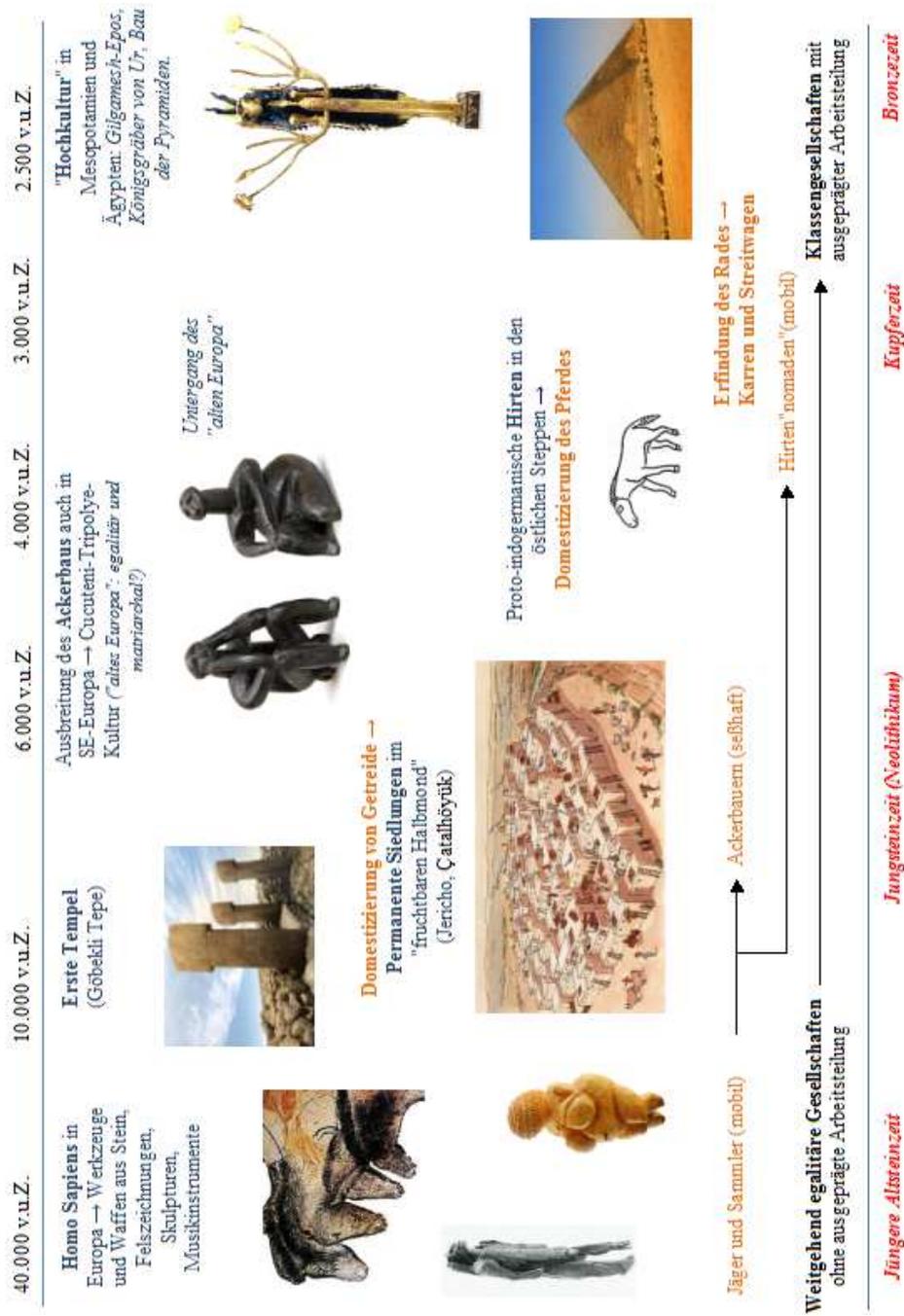


Abb. 1: Entstehung der Klassengesellschaft - Überblick

### *Exkurs: Glaube, Ideologie und Legitimität von Herrschaft*

Für die oben bereits zitierte Karen Armstrong, die den Zusammenhang zwischen Religion und Gewalt untersucht, sind Unterdrückung und Ausbeutung der arbeitenden Massen der Preis, welcher für die Zivilisation zu zahlen ist, bzw. historisch zu zahlen war. Erst die Aristokratie machte demnach »den Fortschritt der Menschheit erst möglich. Hätte man den Bauern ihre Überschüsse nicht genommen, dann hätte es keine Ressourcen gegeben, um die Techniker, Wissenschaftler, Erfinder, Künstler und Philosophen zu unterstützen, die unsere moderne Zivilisation irgendwann ins Leben riefen« (Ibid.: 42). Nichts könnte unzutreffender sein als diese Generalisierung. Die menschliche Kultur ist mindestens 30.000 Jahre älter als die Tempelanlagen des alten Sumer, die ersten Monumentalbauten der Menschheitsgeschichte waren bereits seit ca. 5.500 Jahren zerfallen, als die ägyptischen Pyramiden errichtet wurden.

Die künstlerischen Hinterlassenschaften der Menschen der jüngeren Altsteinzeit (wie z.B. der Löwenmensch von der schwäbischen Alb oder die Höhlenmalereien von Chauvet) lassen keine belastbaren Rückschlüsse auf ihre Religion zu, wir können wiederum nur vermuten, daß sie ähnlich wie die ethnographisch dokumentierten Naturvölker dem sog. "Animismus" anhängen, d.h. daß sie ein "magisches Universum" bewohnten, in welchem Tiere, Pflanzen und topographische Gegebenheiten mit einer anderen Ebene der Wirklichkeit verbunden sein konnten. Wir wissen, daß sie ihre Toten bestatteten, ob sie aber eine klare Vorstellung von einer jenseitigen Existenz hatten, können wir nicht rekonstruieren. Es bleibt mithin unklar, ob die unbekannteren Frauen und Männer die wunderbaren Kunstwerke an den Wänden der Chauvet-Höhle aus reiner Freude am Dasein erschufen, oder aber von tiefer Spiritualität erfüllt waren. Wir können aber davon ausgehen, daß sie noch keine Götter anbeteten und ihre Mythologien primär einen die Natur erklärenden und weniger die soziale Ordnung rechtfertigenden Charakter gehabt haben.<sup>18</sup>

Mit dem Ende der letzten Eiszeit veränderten sich auch die rituellen Praktiken der Menschen. Die Erbauer der vor ca. 12.000 Jahren auf dem Göbekli Tepe (in der heutigen Südosttürkei, siehe Abb. 2) errichteten frühesten Tempel der Menschheitsgeschichte waren nicht seßhaft (was die Anlage um so erstaunlicher macht); als um 8.000 v.u.Z. im sog. "fruchtbaren Halbmond" die ersten Dörfer entstanden, war der Komplex bereits verlassen. Ob diese Tempel Ausdruck neuer Glaubensanschauungen waren oder den Höhe- und Endpunkt der animistischen Religion darstellen, wird wohl immer ein Rätsel bleiben. Für unseren Zusammenhang ist vor allem Bedeutsam, daß Menschen weder seßhaft sein noch sich die Produkte der Arbeit anderer aneignen müssen, um Monumente wie die Anlage auf dem Göbekli Tepe zu errichten, obwohl zugegebenermaßen ebensowenig über die Gesellschaft der Erbauer bekannt ist wie über ihren Glauben (vgl. Schmidt 2006: 243ff.). Möglicherweise traf auf sie aber das zu, was eine Gruppe von

---

<sup>18</sup> Folgende durchaus exemplarische amerikanische Mythen können den Unterschied recht gut verdeutlichen: »Fortan, sagte Coyote zu Mond, wirst du keine Menschen mehr töten. Der Mond wird an den Himmel versetzt und soll sein Licht verbreiten, damit man auch nachts unterwegs sein kann« (aus einem Mythos der Nez Percé, nach Lévi-Strauss 1991: 157) Oder: »Früher konnten die Verstorbenen auferstehen. Aber heutzutage kehren die Toten nicht mehr zurück und man muß sie begraben. Wenn man stirbt, dann für immer« (aus einem Mythos der Sinkaietk, nach Ibid.: 184). Ein anderer Mythos (der Cœur d'Alène) erzählt, »daß eine Frau ihre Zwillinge dabei überraschte, wie sie insgeheim diskutierten. Der eine sagte: "Lebendig sein ist besser", und der andere: "Tot sein ist besser". Als sie ihre Mutter bemerkten, schwiegen sie still, und seither sterben von Zeit zu Zeit manche Leute. Natürlich gibt es stets auch welche, die geboren werden, und andere, die zum gleichen Zeitpunkt dahinscheiden. Wenn die Frau, ohne sich bemerkbar zu machen, die Kinder ihre Diskussion hätte beenden lassen, hätte einer der Zwillinge die Oberhand über den anderen behalten, und es hätte kein Leben oder keinen Tod gegeben« (Ibid.: 248f.).

Archäologen bezogen auf eine monumentale steinzeitliche Grabanlage in Kenia vermutete: veränderte Umweltbedingungen führten dazu, daß Jäger und Sammler eine Tempelanlage errichteten, um dort die Bande zwischen den einzelnen Gruppen zu bekräftigen. Ein Ort des Friedens und des Ausgleichs also, kein Symbol der Herrschaft der Götter über die Menschen, und des Menschen über den Menschen – die Gräber in Kenia weisen keine Anzeichen einer sozialen Stratifizierung auf (Hildebrand et.al. 2018). Die Menschen, die nach Höherem streben bedürfen vielleicht einzelner charismatischer Personen mit entsprechenden Visionen, sie bedürfen aber keiner erblichen "Elite", welche das Göttliche sozusagen inkorporiert.

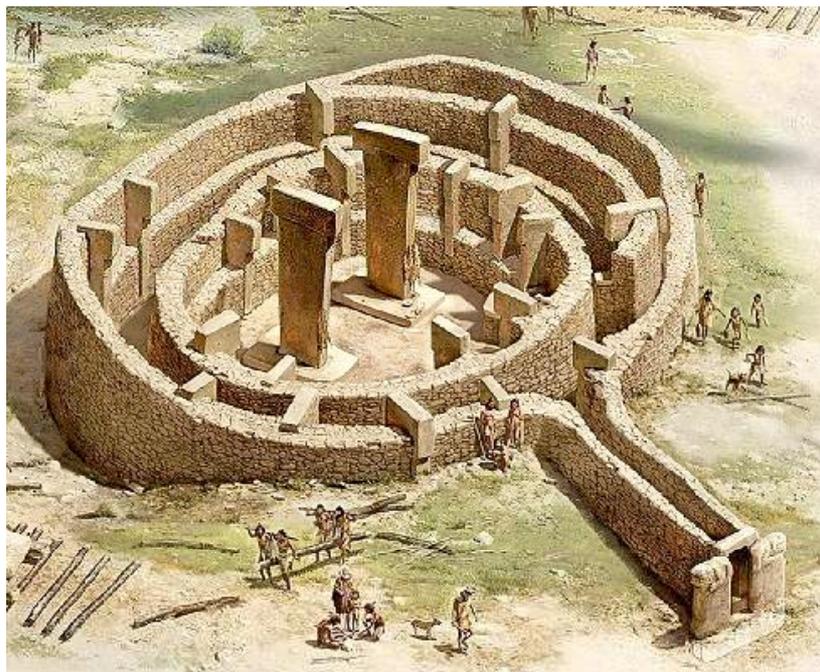


Abb. 2: Göbekli Tepe (Rekonstruktion)<sup>19</sup>

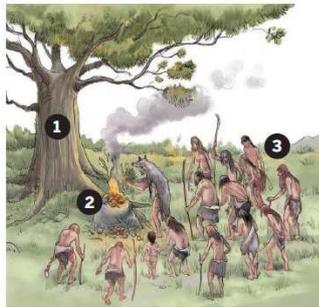
Im alten Zweistromland hatte dann aber (ebenso wie im alten Ägypten) die Kunst eine primär repräsentative Funktion, und die Religion ist Rechtfertigung der Klassengesellschaft: Die Monumente bezeugen die Macht der Herrschenden, die Theologie begründet ihre soziale Stellung. Die sumerische Religion hatte (wie Karen Armstrong hervorhebt) fraglos eine legitimatorische Funktion, sie ist Ideologie, d.h. eine interessengeleitete Rechtfertigung der strukturellen Gewaltverhältnisse. Allerdings handelt es sich um eine Lüge, die sozusagen ihre eigenen Wahrheitskriterien erzeugt. Die Legitimität der Priester und Könige bemißt sich daran, wie erfolgreich sie ihre Ämter (bzw. ihr Amt, wenn es sich um Priesterkönige handelt) ausfüllen. Opferrituale dienen dazu, die Götter zufrieden zu stellen, welche wiederum die Fruchtbarkeit des Landes erneuern. Bleibt aber der Regen aus, oder reißen verheerende Fluten die Saat mit sich, führt das Volk den Zorn der Götter auf ein Versagen derjenigen zurück, die für die Rituale verantwortlich sind; die resultierende Hungersnot wird zur politischen Krise – falls keine anderen Schuldigen identifiziert werden können.

<sup>19</sup> Quelle: [https://www.tf.uni-kiel.de/matwis/amat/iss/kap\\_a/advanced/ta\\_1\\_2b.html](https://www.tf.uni-kiel.de/matwis/amat/iss/kap_a/advanced/ta_1_2b.html)

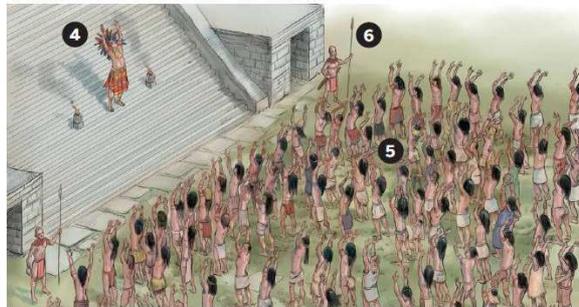
Die Menschen im alten Zweistromland hatten ebenso wie ihre Zeitgenossen in Ägypten (vgl. Frankfort 1948: 51f.) offenbar bereits eine klare Vorstellung von den Eigenschaften, die einen guten König ausmachen. So ist Gilgamesh zu Beginn des gleichnamigen Epos (dessen Ursprünge in die Zeit der Königsgräber von Ur zurückreichen) das genaue Gegenteil des guten und gerechten Herrschers, was seine Untertanen lautstark beklagen. Man kann die Gilgamesh-Geschichte tatsächlich auch als eine Art Bildungsroman lesen, der mit der Läuterung des Helden angesichts der Unausweichlichkeit des Todes endet (im Schlußteil des Epos sucht Gilgamesh nach dem Tod seines Gefährten Enkidu die Unsterblichkeit, die ihm aber verwehrt wird). Erst die Demut macht Gilgamesh zum Herrscher, der "alle anderen Könige übertrifft" (vgl. George 1999: xxxv). Wenngleich dergestalt der mythisch-religiöse Korpus die normativen Maßstäbe für das Königtum vorgibt und die arbiträre Ausübung von Gewalt eingrenzt, stellt er die Institution an sich aber nicht in Frage, sondern trägt auch mit diesem Diskurs eher zu ihrer Rechtfertigung bei.

#### As societies grow bigger, so do their gods

Small tribes worship spirits that pay little heed to human behavior, whereas moralizing "big" gods may help societies scale up to full-blown states.



The gods of small-scale societies, such as nature spirits (1), may demand offerings (2) or enforce taboos. But villagers watch each other (3) and enforce social norms without any supernatural help.



Big gods help bring big societies together. Omniscient, moralizing deities (4) keep a close eye on human behavior and punish those who are selfish or cruel. Rituals (5) and other costly displays of faith prove who is a trustworthy true believer. Increased cooperation helps societies grow into complex states with other prosocial institutions, like police forces (6).

920 28 AUGUST 2015 • VOL 349 ISSUE 6251

sciencemag.org SCIENCE

Abb. 3: Religion als Instrument zur Aufrechterhaltung der Ordnung

Es wäre allerdings unangemessen, Religion auf die ideologische Funktion reduzieren zu wollen (wie die der Zeitschrift "Science" entnommene Darstellung in Abb. 3 suggeriert); auch wenn sie unwahr ist, handelt es sich nicht zwingend um eine systematische Täuschung der Unterdrückten und Ausgebeuteten, sondern (in Bronislaw Malinowkis Worten) um den Ausdruck einer "sublimen Torheit der Hoffnung" (1925: 73f.) – im Minimum darauf, daß der Tod nicht das Ende bedeutet. Wenngleich der zentrale Bestandteil der christlichen Religion, das Versprechen auf jenseitige Erlösung, selbstverständlich von den Herrschenden mißbraucht werden kann, entspringt dieser Glaube nicht notwendig politischem Kalkül, Schicksalsschläge treffen auch die Mächtigen. Viele Elemente der altmesopotamischen Religion haben zudem jenseits der politischen eine primär explanative Funktion, so zum Beispiel der Mythos von Inannas Abstieg in die Unterwelt. Die Göttin, Herrin von Himmel und Erde, will dort ihre Schwester Ereshkigal besuchen, die Herrscherin des Totenreichs (in der sumerischen Mythologie ein ausgesprochen unerfreulicher Ort), wird aber von dieser getötet, nachdem sie beim Abstieg alle Attribute der Göttlichkeit ablegen mußte. Auch die anderen Götter haben keine Macht über Ereshkigal, können sie aber schließlich zu einem Kompromiß bewegen: die

eine Hälfte des Jahres muß Inanna künftig in der Unterwelt verbringen, in den restlichen sechs Monaten nimmt ihr Geliebter Dumuzi ihren Platz dort ein. Seither ist das Jahr in eine fruchtbare und eine unfruchtbare Hälfte geteilt, die Rückkehr Inannas aus dem Reich der Toten markiert den Beginn der fruchtbaren Jahreszeit (vgl. Kramer/Wolkstein 1983: 155-169).

Für unseren Kontext ist aber selbstverständlich jener die Herrschaft des Menschen über den Menschen legitimierende Charakter der Religion von zentraler Bedeutung, der eine Art gesellschaftlichen Minimalkonsens garantieren soll. Der Mythos von der Erschaffung der Menschen und der Sintflut und das Gilgamesh Epos verweisen nichtsdestotrotz auf die doppelte Tatsache, daß Herrschaft immer einer Rechtfertigung bedarf, wenn sie sich nicht mit der nackten Gewaltandrohung begnügt, sondern das innere Einverständnis der Beherrschten anstrebt, und daß diese Zustimmung zum System mit klaren Vorstellungen von der angemessenen Herrschaftsausübung einhergeht. Die alten "Hochkulturen" bringen in diesem Zusammenhang auch bereits das Idealbild des "guten Königs" hervor, der ägyptische Pharaosoll z.B. die Ideale von "Wahrhaftigkeit" und "Gerechtigkeit" (*Ma'at*) verkörpern (vgl. Frankfort 1948: 51) und somit die gottgewollte Ordnung aufrechterhalten – was auch beinhaltet, die Schwachen vor Übergriffen der Starken zu schützen (vgl. Snell 2011: 64), ein Motiv, welches nicht nur im europäischen Mittelalter noch präsent ist, sondern in säkularisierter Form auch in unserer Gesellschaft: die Politik wird daran gemessen, inwieweit sie Verteilungs- bzw. Leistungsgerechtigkeit garantiert – wobei das was gerecht ist, von den unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen selbstverständlich jeweils anders definiert wird.

### Der Weg aus der Knechtschaft – von der Feudal- zur Industriegesellschaft

Die Ähnlichkeit zwischen der europäischen Gesellschaft des Hochmittelalters (ca. 1000 bis 1350 n.u.Z.) und derjenigen des alten Sumer ist nicht nur auf den ersten Blick verblüffend. Hier wie dort stand an der Spitze der Gesellschaft ein Adel, der seine gesellschaftliche Stellung als gottgewollt betrachtete (Königtum von "Gottes Gnaden"), und wengleich die mittelalterlichen Könige nicht in Personalunion als Priester firmierten, so wurden doch die hohen Positionen im Klerus von Angehörigen des Adels eingenommen. Innerhalb des Adels bestand ebenso wie im Klerus eine Rangordnung, an der Spitze Päpste und Könige und an deren unterm Ende einfache Priester und Ritter standen. In der Sozialhierarchie unter Klerus (im Mittelalter der "erste Stand") und Adel (dem "zweiten Stand") waren die "Gemeinen" verortet, im Unterschied zu den "Edlen" des Königreichs Menschen von "niederer Geburt". Die Angehörigen des aus Handwerkern, Kaufleuten und Bauern mit Grundeigentum bestehenden "dritten Standes" machten aber nicht annähernd die Mehrzahl der Menschen aus, denn sie genossen – im Unterschied zur großen Masse der Landbevölkerung – das Privileg, frei zu sein: sie zahlten Steuern und unterlagen der Rechtsprechung des Königs. Der überwiegende Teil der Landbevölkerung war hingegen unfrei, es handelte sich um "Leibeigene" oder "Hörige", die in zivilrechtlicher Hinsicht keine eigene Rechtspersönlich besaßen sondern der Gerichtsbarkeit des adligen Grundherren unterworfen waren. Sie waren an das von ihnen bestellte Land bzw. ihren Grundherren gebunden, mußten diesem jährliche Abgaben leisten (d.h. einen Teil seiner Ernteerträge abliefern) und für ihn Frondienste erbringen. Wie zu Zeiten des König Gilgamesh existierte die Landbevölkerung aus Perspektive der Herrschenden allein um zu dienen.

#### *"Feudale Revolution" und "Krise des Feudalismus"*

Die vermeintlich gottgewollte Ordnung des frühen 14. Jahrhundert war allerdings keineswegs uralt, sondern (in historischen Maßstäben) jüngeren Datums; sie entstand, als ab dem 10. Jahrhundert ehemals freie Bauern in die Knechtschaft gezwungen wurden. Zwar kannte die karolingische Epoche (ca. 750 bis 900 n.u.Z.) nach wie vor die Institution der Sklaverei und darüber hinaus diverse Abstufungen der Unfreiheit (vgl. Laudage et. al. 2006: 172ff.), aber während die unfreien Nachkommen von Sklaven im neunten Jahrhundert R.I. Moore zufolge nur eine kleine Minderheit der Bauern bildeten,<sup>20</sup> war bis zum zwölften Jahrhundert zumindest in den fruchtbaren Tiefländern der Großteil der Landbevölkerung von weltlichen und geistlichen Grundbesitzern zu "Leibeigenen" bzw. "Hörigen" gemacht worden. Der Gegensatz zwischen freien Grundherren und unfreien Bauern bestimmte zu diesem Zeitpunkt nahezu überall in Europa die Sozialstruktur. Die Burgen, die ab dem späten 10. Jahrhundert in zunehmender Zahl errichtet wurden, ent-

---

<sup>20</sup> Bei dieser Gruppe handelte es sich um Nachfahren von Sklaven, in die Sklaverei gezwungene Kriegsgefangene oder um Personen, die an den Rändern des christlichen Europa gekauft worden waren. Aus einer abstrakten juristischen Perspektive kann die mittelalterliche Knechtschaft als Fortschritt gegenüber der antiken Sklaverei betrachtet werden: Während der Sklave lediglich eine Sache und keine Person ist (und von daher de jure keine Persönlichkeitsrechte besitzt und auch kein Eigentum erwerben kann), ist der mittelalterliche Leibeigene eine Person mit eigenen, wengleich insbesondere in privatrechtlicher Hinsicht eingeschränkten, Rechten. Er kann z.B. im Unterschied zum Sklaven nicht verkauft werden, und er kann Eigentum erwerben (vgl. z.B. Devroey 1999: 8f.). Das ist zwar in formaler Hinsicht zutreffend, der Referenzpunkt der unfreien englischen Bauern, die sich gegen ihren Status wehrten, war aber die (reale oder imaginierte) ursprüngliche Freiheit, nicht die vormalige Sklaverei.

standen mithin weniger aus der Notwendigkeit heraus, sich gegen feindliche Adelsfamilien zu verteidigen, als vielmehr zu dem Zweck, die Landbevölkerung zu unterwerfen (Moore 2000: 49ff.).<sup>21</sup> Der Adel beraubte die in die Knechtschaft gezwungene Bevölkerung nicht nur traditioneller Rechte, sondern auch alternativer Subsistenzmittel; die Bauern wurden z.B. von der Nutzung der Wälder ausgeschlossen (die Jagd wurde ebenso wie der Krieg zum Symbol des aristokratischen Lebensstils), und ihnen war die Nutzung von Handmühlen verboten, was sie zwang ihr Getreide in den Wassermühlen der Grundherren mahlen zu lassen.<sup>22</sup>

Die Epoche von 1000 bis 1300 n.u.Z. war aber nicht nur durch einen Wandel der sozialen Beziehungen gekennzeichnet, sondern auch durch ein substantielles Bevölkerungswachstum. Dieses wurde teilweise durch den Übergang von der sog. "Zweifelderwirtschaft" (bei der jeweils eine Hälfte des Landes brach lag, während auf der anderen Hälfte Getreide angebaut wurde) auf die "Dreifelderwirtschaft" ermöglicht (bei der Brache und der Anbau von Winter- und Sommergetreide alternierten), was die Erträge pro Hektar Ackerfläche deutlich steigerte. Wenngleich die technologische Entwicklung keineswegs stagnierte, spielten Innovation und Investition bei der wirtschaftlichen Expansion des Hochmittelalters nichtsdestotrotz nur eine untergeordnete Rolle; vor allem wurde die landwirtschaftlich genutzte Fläche erheblich ausgeweitet, sei es durch die Rodung von Wäldern, das Trockenlegen von Feuchtgebieten oder den Bau von Deichen. Das wirtschaftliche Wachstum resultierte (abgesehen von der Einführung der Dreifelderwirtschaft) mithin weitgehend aus einem mit der Ausdehnung der Äcker korrespondierenden Anstieg der Bevölkerungszahl; einer von Moore wiedergegebenen Schätzung zufolge verdreifachte sich die Bevölkerung des nördlichen Europa zwischen 1000 und 1340 (Ibid.: 30). Im Zuge dieser Entwicklung wuchsen auch die Städte; ab dem ausgehenden im 10. Jahrhundert wurden nördlich der Alpen nicht nur Kathedralen errichtet und Universitäten gegründet wurden, es entstanden vielerorts auch zum ersten Mal in der Geschichte überhaupt signifikante und dauerhafte urbane Strukturen.<sup>23</sup>

Diese Expansion kam im 14. Jahrhundert zu einem jähen Ende. Nach einer Phase des anhaltenden Bevölkerungswachstums vom 11. bis zum 13. Jahrhundert kam es in England (für das diese Entwicklung am besten dokumentiert ist) zunächst ab 1315 zur durch eine Periode anhaltenden kalten und feuchten Wetters ausgelösten "großen Hungernot", der 10 bis 15 Prozent der Bevölkerung zum Opfer fielen. Nachdem sich die Wetterverhältnisse ab 1318 langsam wieder verbesserten, stieg die Bevölkerungszahl allerdings schnell wieder auf das Niveau von 1315 an. Dann aber verheerte 1348–50 eine Pestepidemie, der "schwarzen Tod", das Land und führte zu einer nachhaltigen Zäsur in der demographischen Entwicklung. Die Bevölkerung Englands, die zwischen 1100 und

---

<sup>21</sup> Die von T.N. Bisson (1994) im Anschluß an vor allem Georges Duby aufgestellte These, es habe im späten 10. und im 11. Jahrhundert eine 'feudale Revolution' stattgefunden, in deren Verlauf der Adel großflächig ehemals freie Bauern mit Gewalt in die Knechtschaft zwang, wurde allerdings insbesondere im Hinblick auf die unterstellte tiefgreifende Zäsur vehement kritisiert (vgl. die Beiträge in 'Past and Present' No. 152 vom August 1996 und aktuell McHaffie 1998).

<sup>22</sup> Die mittelalterliche Handmühle wurde für beide Seiten zu einem Symbol des "Klassenkampfes", des Widerstands der Bauern gegen die Ausbeutung durch die Feudalherren: So ließ z.B. der Abt des Benediktinerklosters St. Albans die Handmühlen seiner Pächter konfiszieren und pflasterte mit den Mühlsteinen den Boden seines Empfangszimmers. In einem ähnlich symbolischen Akt rissen die Bauern während des großen Aufstands von 1381 diesen Fußboden wieder auf (Hilton 1984a: 4).

<sup>23</sup> Der bemerkenswerteste Aspekt der damals einsetzenden Urbanisierung war R.I. Moore zufolge, daß die neuen städtischen Siedlungen nicht allein und nicht einmal in erster Linie vom Fernhandel lebten, sondern sozusagen aus dem Land erwachsen, auf Grundlage einer neuen arbeitsteiligen Spezialisierung (Ibid.: 31ff.).

1300 von ca. 2 auf 5 bis 6 Millionen Menschen gewachsen war, befand sich 1400 wieder annähernd auf dem gleichen Stand wie zu Beginn des 12. Jahrhunderts (Hatcher/Bailey 2001: 28f.).

Für Rodney Hilton manifestierte sich in dieser Katastrophe eine "Tendenz zur demographischen Selbstzerstörung" der mittelalterlichen Gesellschaft (Hilton 1978: 7). Die "Krise des Feudalismus", die sich sowohl in der großen Hungersnot als auch in der dramatischen Sterblichkeitsrate während der Pestepidemie manifestierte, resultierte primär aus der Tatsache, daß die Wirtschaft des Hochmittelalters wie gesehen vor allem in die Breite expandierte, die Grundherren beschränkten sich weitgehend darauf, neue Äcker für den Getreideanbau zu erschließen. Die aus dem Mangel an Anbaufläche resultierenden hohen Preise für und Nahrungsmittel hatten nicht nur zur Konsequenz, daß bis dahin landwirtschaftlich nicht genutzte Areale kultiviert wurden; Grundherren und Bauern machten zudem Weideflächen (Brachen und Grasland) zu Ackerland, um die Getreideproduktion zu steigern. Die Ausbreitung einer regelrechten Getreide-Monokultur über weite Teile des europäischen Kontinent, die sog. "Vergetreidung", war eine der folgenreichsten Entwicklungen des Hochmittelalters (Postan 1966: 556).

Die zusätzlich erschlossenen Flächen waren aber in der Regel von Natur aus weniger fruchtbar als diejenigen, die sich bereits "unter dem Pflug" befanden, so daß mehr Arbeit für den gleichen Ertrag aufgewendet werden mußte – d.h. die Produktivität sank, was das genaue Gegenteil der Verhältnisse in "kapitalistischen" Ökonomien ist. Zudem wurden aufgrund des aus dem anhaltenden Bevölkerungswachstum resultierenden steigenden Bedarfs an Getreide auch die ursprünglich besseren Böden aufgrund von Überbeanspruchung ausgelaugt (Ibid.: 557f.). Die Abnahme der Ertragskraft des Landes manifestierte sich somit nicht allein an den neu erschlossenen "Rändern", sondern auch im alten agrarischen "Zentrum". Zwar wurden durchaus Anstrengungen unternommen, den Ertrag je Flächeneinheit zu steigern, diese betrafen aber M.M. Postan zufolge in erster Linie intensivere Formen des Fruchtwechsels und einen erhöhten Einsatz von Arbeitskräften, nicht aber jene kapitalintensiven Verfahren, die tatsächlich die Erträge nachhaltig hätten steigern können. Statt also in Zugtiere, verbesserte Gerätschaften und vor allem eine Aufwertung des Bodens z.B. durch die Zugabe von Mergelkalk zu investieren (die Bezeichnung "ausgemergelt" bezieht sich auf den Mangel an bestimmten Mineralien im Boden, das Ausbringen von Kalk wirkt z.B. der Übersäuerung entgegen), expandierte die englische Landwirtschaft weiterhin in die "Breite" – und steuerte direkt in die Katastrophe.

Die Umwandlung von bislang dem Vieh überlassenen Flächen in Weizenfelder war zwar geeignet, die Versorgung der Menschen mit Brot und Bier (den beiden wichtigsten Grundnahrungsmitteln des Mittelalters) kurzfristig zu verbessern, in Regionen mit hoher Bevölkerungsdichte war diese Umstellung aber mittelfristig kontraproduktiv, da mit der Abnahme der Zahl der Nutztiere weniger stickstoffhaltiger Dünger zur Verfügung stand. Die mangelhafte Düngung hatte zur Konsequenz, daß die Fruchtbarkeit der Felder stetig abnahm – während gleichzeitig die von den Bauern bewirtschafteten Parzellen immer kleiner wurden. Die englische Bevölkerung war schließlich derart angewachsen, daß die überbeanspruchten Böden sie mit Hilfe der vorhandenen Technologien in normalen Jahren gerade eben ernährten, aber keine Reserven vorhanden waren oder gebildet werden konnten, um Mißernten zu überstehen. Viele Menschen litten unter chronischer Unter- bzw. Mangelernährung (ihre Diät bestand weitestgehend aus Brot und Bier – letzteres nicht, weil sie in besonderem Maße dem Alkohol ergeben waren, sondern weil es an sauberem Trinkwasser mangelte, und der Gärungsprozeß Mikroben

abtötet), was ihre Abwehrkraft gegen Krankheiten unterminierte und die verheerenden Bevölkerungsverluste während der großen Pestepidemie erklärt.

Das Volk darbt also, während die "Edlen" Kriege führten, Burgen bauten und Feste feierten (die Reichen und Mächtigen hungerten selbstverständlich nicht). Ob die "Krise des Feudalismus" primär auf deren Verschwendungssucht zurückzuführen ist, oder ob die Technologien zu einer nachhaltigen Steigerung der Erträge im 13. Jahrhundert fehlten,<sup>24</sup> kann allerdings nicht mit letzter Sicherheit geklärt werden. Bevor den Äckern im späten 19. Jahrhundert zunächst Guano und dann nach dem Ersten Weltkrieg industriell erzeugter Kunstdünger zugeführt wurde, wuchs deren Ertragskraft nur sehr langsam, so daß vielleicht, wie der zitierte M.M. Postan nahelegt, im 13. und 14. Jahrhundert die Getreideerzeugung mit der Bevölkerungsentwicklung gar nicht Schritt halten *konnte* – Investitionen in Zugtiere, Geräte und Mergelkalk wären demnach nicht ausreichend gewesen, den Hunger langfristig in Schach zu halten, selbst wenn der Adel diese Strategie verfolgt hätte.<sup>25</sup> Allerdings besteht ein möglicherweise universeller Zusammenhang zwischen Armut respektive sozialer Ungleichheit und Geburtenrate, so daß das Bevölkerungswachstum während des Hochmittelalters durchaus eine Konsequenz der exzessiven Ausbeutung der Bauern durch den Adel gewesen sein könnte.

Viele, wenn nicht die meisten Grundherren preßten den Bauern so viel ab, wie sie irgend konnten, so daß diesen nur blieb, was sie zum nackten Überleben benötigten – und häufig nicht einmal das, wie gesehen verfügte die Landbevölkerung über keine Reserven die ihnen ermöglicht hätten, magere Jahre zu überstehen. Die Lage der arbeitenden Menschen verschlechterte sich in dem Maße, wie die Bevölkerungszahl wuchs. Aufgrund der hohen Bevölkerungszahl und der Knappheit des verfügbaren Landes waren die Jahrzehnte vor der Pestepidemie durch niedrige Löhne (Arbeitskräfte waren reichlich vorhanden) und hohe Getreidepreise gekennzeichnet – eine ausgesprochen vorteilhafte Position für die Grundeigentümer. Dies änderte sich radikal, nachdem der "schwarze Tod" seine grausame Ernte gehalten hatte.

#### *Der "schwarze Tod" und das Ende der Knechtschaft*

Diese Verhältnisse änderten sich grundlegend in Folge der großen Pestepidemie, die unmittelbarste Folge des "Schwarzen Todes" war die Verknappung der verfügbaren Arbeitskraft und ein daraus resultierender deutlicher Anstieg der Löhne in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhundert. Die sozialen Verhältnisse schienen auf den Kopf gestellt zu sein, was seinen sichtbarsten Ausdruck darin fand, daß nach Aussage eines Zeitgenossen aus Florenz im Jahr 1363 »Kinder und einfache Frauen sich mit der kostbaren und teuren Garderobe der Reichen einkleideten die gestorben waren« (nach Herlihy 1997: 48). Die von David Herlihy zitierte Quelle berichtet weiterhin: »Dienstmägde und Stallburschen verlangen wenigstens 12 Florin im Jahr, und die arrogantesten unter ihnen 18 oder 24 Florin, und auch Kindermädchen und kleine Handwerker fordern annähernd das dreifache der üblichen Entlohnung« (nach *ibid.*: 48f.). Dieser plötzliche Anstieg des Wohlstands sollte zumindest in Nordwesteuropa kein verübergendes Phänomen blei-

---

<sup>24</sup> Die Intensivierung der Getreideproduktion führte Postan zufolge zu einer derart tiefgreifenden Auslaugung der Böden, daß die landwirtschaftlichen Flächen mehr als ein Jahrhundert brauchten, um sich zu erholen; die Erträge lagen ihm zufolge auch lange nach der demographischen Katastrophe des 14. Jahrhundert auf einem recht niedrigen Niveau.

<sup>25</sup> Zwar nahm die handwerkliche Produktion und die kommerzielle Aktivität insgesamt im Zuge des Bevölkerungswachstums sowohl auf dem Land (größtenteils im Nebenerwerb) als auch in den Städten zu; dies konnte aber die Probleme im Bereich der Nahrungsmittelversorgung nicht lösen, da die Expansion des Gewerbes keine Rückwirkung auf die landwirtschaftliche Produktivität hatte (vgl. Hatcher/Bailey 2001: 43).

ben. Die langfristigen Auswirkungen der beispiellosen demographischen Katastrophe waren für diesen Teil des Kontinents ausgesprochen positiv. Die Abnahme der Bevölkerung führte im landwirtschaftlichen Sektor dazu, daß ausgedehnte Flächen vom Getreidefeldern in Viehweiden umgewandelt werden konnten. In Bereichen mit fruchtbareren Böden wurde die Getreidemonokultur aufgegeben und eine Kombination aus Ackerbau und Viehzucht (insbes. Rinderhaltung) betrieben; weniger fruchtbarer Böden dienten hingegen gar nicht mehr als Ackerflächen sondern nur noch als Schafweiden. Durch die Konzentration des Getreideanbaus auf die besten Böden und die erhöhte Verfügbarkeit organischen Düngers wuchs der Ertrag je Flächeneinheit *und* die Produktivität der landwirtschaftlichen Arbeit deutlich an, was auch das Einkommen der Bauern steigerte. Als Resultat der Ausweitung der Schafweiden stand zudem der gestiegenen Nachfrage einer wohlhabenderen Bevölkerung nach Kleidung ein wachsendes Angebot an Wolle gegenüber – die Menschen waren im 15. Jahrhundert nicht nur besser ernährt, sondern auch besser gekleidet als ihre Vorfahren im späten 13. und frühen 14. Jahrhundert. David Herlihy zufolge hatte der Mangel an Arbeitskräften nicht nur positive Auswirkungen auf die Landwirtschaft, die hohen Löhne lösten ebenfalls einen Innovationsschub im gewerblichen Bereich aus, so daß auch dort die Arbeitsproduktivität anstieg (Ibid.: 50f.). Allerdings lag die "industrielle Revolution" noch in sehr ferner Zukunft (ich komme weiter unten auf die Entwicklung im verarbeitenden Gewerbe zurück).

vor 1350	nach 1350
Überangebot an Arbeitskräften → niedrige Reallöhne → wenig Anreiz für Investitionen → Grund und Boden sind knapp → sinkende Ertragskraft der Böden → hohe Getreidepreise	Arbeitskräftemangel → hohe Reallöhne → produktive Investitionen, Umwandlung von Äckern in Weideflächen → steigende Ertragskraft der Böden → niedrige Getreidepreise → <i>"Freisetzung" von Menschen für gewerbliche Tätigkeiten</i> → <i>Geringes Bevölkerungswachstum</i>

Tab. 1: Ökonomische Situation vor und nach der Pestepidemie

Der ökonomische ging einher mit einem grundlegenden gesellschaftlichen Wandel. Während die mittelalterliche Sozialstruktur wie gesehen weitgehend von personalen Abhängigkeiten dominiert war, der sog. "Knechtschaft", veränderten sich im Jahrhundert nach der großen Pestepidemie die sozialen und ökonomischen Beziehungen auf dem Land grundlegend, die Gesellschaft wurde nicht länger durch das Verhältnis von Grundherren zu "Hörigen" bestimmt, sondern durch dasjenige von Grundeigentümern zu Pächtern (Wrightson 2000: 75). Die Institution der Leibeigenschaft verschwand innerhalb eines vergleichsweise kurzen Zeitraums nahezu vollständig, angesichts der veränderten ökonomischen Rahmenbedingungen (die Adligen konnten Arbeitskräfte nur anwerben, wenn diesen günstige Bedingungen boten) war der anhaltende Kampf der Bauern um ihre Freiheitsrechte letztlich erfolgreich (siehe hierzu vor allem Hilton 1973). Insbesondere diejenigen Teile der Landbevölkerung, die erst im späten zwölften Jahrhundert zu "Unfreien" erklärt worden waren, hatten sich schon früh diesem Verdikt widersetzt. "Leibeigene" Bauern versuchten z.B. die königlichen Gerichte anzurufen,<sup>26</sup>

<sup>26</sup> Die königlichen Gerichtshöfe waren in zivilrechtlichen Fragen, also allen Angelegenheiten, die Grundbesitz und Abgaben betrafen, nur für den "freien" Teil der Bevölkerung zuständig. Behauptete ein Bauer, frei zu sein

weil »sie glaubten, daß sie einstmals frei gewesen waren, und die Macht des Königs ihre überkommenen Freiheitsrechte erneuern konnte« (Dyer 2002: 181).<sup>27</sup> Der Widerstand gegen die Knechtschaft kulminierte schließlich im "Großen Aufstand" von 1381, der primär die Wiederherstellung der ursprünglichen Freiheitsrechte zum Ziel hatte. Zwar wurde die Erhebung gewaltsam niedergeschlagen, letztlich aber gehörte die Knechtschaft bereits im 15. Jahrhundert der Vergangenheit an. Die "Befreiung" der Bauern sollte allerdings nicht mit einer politischen "Emanzipation" der großen Masse der arbeitenden Menschen verwechselt werden. Der Adel beherrschte weiterhin das Land, aber die Landbevölkerung war zumindest vor willkürlichen Übergriffen der Grundherren geschützt.

Am bemerkenswertesten an der fraglichen Epoche ist allerdings die Bevölkerungsentwicklung in Nordwesteuropa. Daß die gerade skizzierte positive Entwicklung nicht von einem erneuten dramatischen Wachstum der Bevölkerung zunichte gemacht wurden, war neben der weiterhin hohen Mortalitätsrate<sup>28</sup> wahrscheinlich vor allem auf ein verändertes Heiratsmuster zurückzuführen, das von John Hajnal als "*European Marriage Pattern*" (EMP) bezeichnet wurde. Hajnal (1965) zufolge heirateten die Menschen in Europa in der frühen Neuzeit deutlich später als ihre Zeitgenossinnen und Zeitgenossen in anderen Weltteilen, und sowohl Männer als auch Frauen verbrachten ihre Zeit als unverheiratete junge Erwachsene mit produktiver Arbeit, wobei sie einen Teil ihres Lohns sparten, um später einen Hausstand gründen zu können.<sup>29</sup> Die Bevölkerungszahl Englands erreichte einigen Schätzungen zufolge erst nach 1700 wieder den Stand von vor der großen Pestepidemie. David Herlihy unterstellt diesbezüglich einen ursächlichen Zusammenhang von Produktivitätssteigerung und Bevölkerungsentwicklung, seiner Ansicht nach war die Herausbildung des europäischen Heiratsmusters primär Resultat der kollektiven Erfahrung des gewachsenen Wohlstandes (Herlihy 1997: 50ff.). Tatsächlich scheint eine direkte Wechselbeziehung zwischen Wohlstandsniveau und Geburtenrate zu bestehen, viele Kinder in die Welt zu setzen kann auch eine Strategie zur Absicherung der eigenen Familie sein (Kinder sind auch potentielle Arbeitskräfte). Ist das Lohnniveau hingegen hoch und die eigene ökonomische Situation gesichert (z.B. weil die Arbeitslosigkeit niedrig ist und darüber hinaus noch, wie es in England in der frühen Neuzeit der Fall war, ein funktionierendes System der Sozialfürsorge existiert), gefährden Kinder aus Sicht der Eltern möglicherweise sogar den Wohlstand. Was auch immer die Menschen bewog, relativ spät zu heiraten und nur vergleichsweise wenige Kinder zu

---

während sein Grundherr dies bestritt, mußte zunächst die Zuständigkeit des Gerichts, mithin der rechtliche Status des Klägers festgestellt werden (vgl. Ibid. und Carpenter 2003: 412ff.).

<sup>27</sup> In der expansiven Phase des Hochmittelalters konnten sich Bauern noch "bei Nacht und Nebel vom Acker machen" um allzu drückenden Verhältnissen zu entfliehen und neu erschlossenes Land zu besseren Bedingungen zu bestellen. Dies war zwar nicht legal, aber offenbar gängige Praxis. Diese Option bestand allerdings um 1300 nicht mehr. (Ob die gerade bemühte Redewendung tatsächlich aus dem Mittelalter stammt, kann ich nicht mit Sicherheit sagen).

<sup>28</sup> Im Jahr 1458 starben z.B. 2.627 Einwohner Coventrys an der Pest, bei einem weiteren Ausbruch 1479-80 fielen in der Stadt ca. 3.300 Menschen der Epidemie zum Opfer (Liddy 2015: 44).

<sup>29</sup> In den zwangsläufig kleineren Familien war die Relation zwischen produktiven und unproduktiven Köpfen günstiger, d.h. es mußte ein geringerer Teil des Familieneinkommens für Nahrungsmittel aufgewandt werden (vgl. de Vries 2008: 17). Keith Wrightson geht allerdings von ein genau umgekehrten Verhältnis von Ursache und Wirkung aus: Die englischen Haushalte waren ihm zufolge bereits im 16. Jahrhundert im Unterschied zu dem Verhältnissen auf dem Kontinent vergleichsweise klein und umfaßten selten mehr als die Kernfamilie, und – je nach wirtschaftlicher Lage – Bedienstete (Diener, Hausmädchen, Köchinnen etc.) und Lehrlinge. Die geringe Familiengröße korrespondierte mit der Praxis, daß von einem Paar nach der Eheschließung erwartet wurde, seinen eigenen Hausstand zu begründen. Daraus folgte wiederum, daß die Heirat nur möglich war, wenn die Eheleute über hinreichende materielle Ressourcen verfügten bzw. deren Einkommen ausreichte, die Familie zu unterhalten (Wrightson 2000: 30ff.).

bekommen, in England hielt jedenfalls im Unterschied zu vielen anderen Teilen der Welt die Nahrungsmittelproduktion bis ca. 1800 mit dem Bevölkerungswachstum schritt – im 19. Jahrhundert konnten dann nahezu beliebige Mengen preiswerten Getreides gegen Industrieprodukte gehandelt werden.

In anderen teilen der Welt warf der "Schwarze Tod" hingegen einen langen Schatten, die Bevölkerungsverluste zogen dort offenbar gänzlich andere Folgen nach sich – was langfristig zur globalen Dominanz des "Westens" beitrug. Während in England die feudalen Bindungen zerbrachen, und die Bauern zu Pächtern der Grundherren wurden, geschah z.B. in den Regionen östlich der Elbe das genaue Gegenteil, dort setzte eine Re-Feudalisierung der sozialen und ökonomischen Beziehungen ein. Diese Entwicklung resultierte nicht zuletzt aus der engen ökonomischen Verflechtung von Nord- und Ostsee-raum: Als sich die Bevölkerung in Westeuropa langsam von der demographischen Katastrophe erholte, wurde der erhöhte Bedarf an Getreide dort nicht etwa durchgängig mittels Ausweitung der inländischen Anbauflächen und Intensivierung der Produktion, sondern zu einem nicht unerheblichen Teil durch Exporte aus den Gebieten östlich der Elbe abgedeckt. Dies ermöglichte einerseits den Ländern am westlichen Ende der Handelsrouten (insbesondere den Niederlanden), einen proportional höheren Anteil der Bevölkerung im Handwerk zu beschäftigen, andererseits führte es im Osten zu intensiven Anstrengungen der Grundherren, die Bauern an den Boden zu binden, und ihnen gerade nicht jene Freizügigkeit zu gestatten, die sie in England oder den Niederlanden genossen – der Adel in Preußen, Polen und Litauen maximierte die Erträge seiner Güter durch Aufrichtung der sog. "zweiten Knechtschaft" (vgl. Findlay und O'Rourke 2007: 122f.). Die Pestepidemie war somit innerhalb Europas Ausgangspunkt einer frühen Form der "internationalen Arbeitsteilung" – zugunsten des Westens und zu Lasten des Ostens (ich komme im folgenden Kapitel auf die Konsequenzen des "asymmetrischen" Austauschs von Fertigwaren gegen Rohstoffe zurück).

#### *Vom Handwerk zur Industrie*

Die ökonomische Entwicklung Englands zwischen 1350 und 1750 war durch ein langsames aber stetiges Wachstum der Volkswirtschaft gekennzeichnet, welches von sukzessiven technologischen Innovationen insbesondere im Schiffbau und der Metallurgie begleitet wurde. Die Zahl der im gewerblichen Bereich (aber auch im sog. "Dienstleistungssektor") tätigen Personen nahm in Relation zur Landwirtschaft kontinuierlich zu, weil durch die gestiegene Produktivität mehr Menschen vom agrarischen Sektor ins Handwerk wechseln konnten. Zudem begannen insbesondere die ärmeren Teile der Landbevölkerung in Heimarbeit z.B. Wolle zu spinnen, Strümpfe zu wirken oder Knöpfe herzustellen. Die gesellschaftliche Arbeitsteilung vertiefte sich dahingehend, daß immer mehr Personen Produkte für den Verkauf produzierten und im Gegenzug Dinge, die sie bis dahin selbst hergestellt hatten, auf dem Markt kauften. Zwar hatte es auch im Mittelalter Märkte gegeben, diese spielten aber ebenso wie die Geldwirtschaft in weiten Landstrichen eine eher untergeordnete Rolle, die Ökonomie beruhte weitgehend auf der Produktion für den eigenen Bedarf (Subsistenzwirtschaft) und dem Tausch von Naturalien. In der neu entstehenden "Marktwirtschaft" waren die Menschen hingegen zunehmend davon abhängig, die Dinge des täglichen Bedarfs käuflich zu erwerben.

Insbesondere ab dem 17. Jahrhundert wuchs zudem das Volumen des Überseehandels deutlich an. Zucker aus der Karibik und Tee aus China wurden vom seltenen Luxusgut zu "Gütern des täglichen Bedarfs", die in England Mitte des 18. Jahrhundert nahezu alle Bevölkerungsschichten konsumierten. Auch chinesisches Porzellan wurde in

großen Stückzahlen importiert und schon bald in England erfolgreich kopiert. Den Ausgangspunkt der um 1750 einsetzenden "industriellen Revolution" bildete aber die Verarbeitung der vor allem aus Indien importierten Baumwolle.

Wie gesehen fand historisch der Übergang von der feudalen zur "kapitalistischen" Produktionsweise zunächst auf dem Land statt: "Freie" Lohnarbeit wurde zur Norm und Grundherren begannen in arbeitssparende Technologien zu investieren, mit der Konsequenz, daß proportional immer weniger Menschen im agrarischen Sektor tätig waren. Im 18. Jahrhundert setzte dann auch im gewerblichen Bereich ein vergleichbarer Prozeß ein; im Zuge der sich ausbreitenden Mechanisierung der Produktion mußten Handwerker und insbesondere Heimarbeiter in zunehmender Zahl ihr Gewerbe aufgeben und ihren Lebensunterhalt in den neu entstehenden Fabriken verdienen. Der Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft wurde somit durch zwei parallele Entwicklungen vorangetrieben, die sich im 19. Jahrhundert signifikant beschleunigten. Einerseits setzte der Einsatz von Landmaschinen (die zunächst noch von Pferden gezogen wurden) immer mehr Arbeitskräfte im agrarischen Bereich frei, andererseits produzierten die Arbeitskräfte im gewerblichen Sektor im Zuge der Industrialisierung immer mehr Erzeugnisse pro Arbeitsstunde. Die massive Ausweitung der Güterproduktion führte gleichzeitig dazu, daß der Anstieg der Produktivität nicht zu massenhafter Arbeitslosigkeit führte – die ökonomische und soziale Umwälzung führte letztlich nicht (wie Karl Marx prophezeit hatte) zu einem Umsturz der bestehenden Ordnung. Ich werde im Folgenden zunächst kurz die Produktivitätsentwicklung in den sich herausbildenden Industrien beispielhaft illustrieren, um im Anschluß daran zu diskutieren, wer zu den Gewinnern und wer zu den Verlierern des Transformationsprozesses zählte.

Ein Mitglied des *Manchester Athenaeum* schrieb rückblickend 1844 zu den Ursprüngen der Baumwollindustrie: »Vor nicht mehr als siebenzig oder achtzig Jahren gelang es einigen bescheidenen Handwerkern, die über kaum mehr verfügten als technisches Geschick und Beharrlichkeit, einige wenige, aber bedeutende Erfindungen zu machen, welche die gesamte britische Gesellschaft revolutionierten und, in nicht geringem Ausmaß, das Fortschreiten der Zivilisation in jedem Winkel des Erdballs beeinflussten« (nach Perkin 1969: 123). Diese großen Fortschritte betrafen neben der (erst relativ spät einsetzenden Nutzung) der Dampfkraft zunächst primär die Mechanisierung des Spinnens und Webens der Pflanzenfaser.

Der Prozeß der Mechanisierung und Rationalisierung in der Baumwollverarbeitung begann beim Spinnen des Garns. Mit der Erfindung von James Hargraves' *spinning jenny* (1767)<sup>30</sup> und Richard Arkwrights *water-frame* (1769) konnte die Produktivität enorm gesteigert werden. Bereits Arkwrights Konstruktion war im Unterschied zur *jenny* von Beginn an für den Antrieb durch eine externe Quelle mechanischer Energie konzipiert. Er begann 1772 in Cromford (Derbyshire) eine entsprechende Fabrikanlage zu errichten, die mit Wasserkraft betrieben wurde, mußte aber einiges an Lehrgeld zahlen, bis er den *water-frame* an die Anforderungen maschineller Produktion angepaßt hatte und die Abläufe in seiner Fabrik soweit aufeinander abgestimmt waren, daß die Arbeit störungsfrei vonstatten ging. Diese Erfahrungen flossen in die Konzeption einer zweiten Fabrik ein, der "*Cromford Mill Number 2*", die zur Blaupause für Baumwollspinnereien

---

<sup>30</sup> Die *jenny* war eine kleine manuell betriebene Maschine, von der Joel Mokyr zufolge 1811 über 150.000 in Betrieb waren. Die mit den *jennies* gesponnenen Garne waren den indischen schließlich gleichwertig (Mokyr 2009: 128). Einen sehr detaillierten Überblick über die technologische Entwicklung den Anstieg der Produktivität bei der Garnherstellung gibt Allen (2009: Kap. 8).

nicht nur in England, sondern auch auf dem Kontinent und in Nordamerika wurde (Allen 2009: 202). Die von Samuel Crompton 1779 entwickelte *mule* verband schließlich die Konzepte von *spinning jenny* und *water-frame* und revolutionierte das Spinnen von Baumwollgarn, weil die Maschine ermöglichte, auch hohe Qualitäten (insbesondere Garne für Hemden) maschinell herzustellen. Die technologische Entwicklung kulminierte schließlich in der von Richard Roberts Ende der 1820er Jahre entwickelten *self-acting mule*, einer Maschine welche den Einsatz menschlicher Arbeitskraft im Prozeß des Baumwollspinnens und damit auch die Herstellungskosten noch weiter reduzierte (Ibid.: 207f.).<sup>31</sup> Bis 1836 sanken die Produktionskosten für Baumwollgarn, die um 1760 noch bei 35 d/lb gelegen hatten, auf 18,22 d/lb (Ibid.: 185f). Um 100 Pfund Baumwolle zu verarbeiten, benötigte ein Handspinner 50.000 Arbeitsstunden, Cromptons *mule* um 1780 hingegen nur 2.000 Stunden, eine *mule* mit 100 Spindeln 1790 1.000 Stunden und eine dampfbetriebene *mule* 1795 lediglich noch 300 Stunden; 1825 hatte Richard Roberts automatische *mule* diese Zeit auf 135 Stunden reduziert (Porter 1991: 313).

Im Vergleich zum Spinnen des Garns war der Prozeß des Webens weniger arbeitsintensiv, weshalb hier die technologische Entwicklung zunächst auf die Einführung eines Handwebstuhls mit "fliegendem Schiffchen" beschränkt blieb, der 1733 das Arbeitstempo der Weber verdoppelte. Schließlich baute Edmund Cartwright 1784 einen automatischen Webstuhl, den sog. "Power Loom", ein Gerät, welches zunächst von zwei Männern mittels einer Handkurbel, dann aber mittels Dampfkraft betrieben wurde. Die durch derartige Erfindungen erzielten Produktivitätssteigerungen waren enorm; Porter zufolge sanken die Herstellungskosten im gesamten Produktionsprozeß von 16s. pro Einheit im Jahr 1779 auf 2s. 6d. in 1812 (vgl. Tabelle 2).

	1779	1784	1799	1812
Rohbaumwolle	2s.	2s.	3s. 4d.	1s. 6d.
Kapital und Arbeit	14 s.	8s. 11d.	4s. 2d.	1s.
Summe	16s.	10s. 11d.	7s. 6d.	2s. 6d.

Tab. 2: Produktionskosten in der englischen Baumwollindustrie (nach Allen 2009: 185)

Die "Fabrik" besteht aber nicht nur in einer Ansammlung arbeitssparender Gerätschaften, sie ist auch Organisationsform. Als die ersten Spinnmaschinen eingeführt wurden, optimierte das Metallgewerbe bereits systematisch die Betriebsabläufe. So bewunderte z.B. ein gewisser Dan Tucker im Jahr 1758 die Erhöhung der produktiven Effizienz in einer Manufaktur für Metallknöpfe:

»Wenn ein Mann mit Hilfe einer Maschine einen metallenen Knopf stanzt, steht neben ihm ein Kind, das den Knopf unter dem Stempel plaziert und ihn nach dem Stanzvorgang wieder entfernt, um ihn durch einen neuen zu ersetzen. Auf diese Weise kann der Mann an der Maschine mindestens die doppelte Menge stanzen, als ihm möglich gewesen wäre, wenn er jedesmal hätte innehalten müssen um, den Knopf zu wechseln. Und sein Verdienst mag 14d. bis 18.d betragen, und derjenige des Kindes 2d. pro Tag, um die gleiche Menge an Arbeit zu leisten, die das Doppelte gekostet hätte, wäre nur der Mann allein beschäftigt gewesen; dieser einzelne Umstand sparte allein 80 oder sogar 100 Prozent, während er gleichzeitig, nahezu von dem Zeitpunkt an, da sie sprechen können, die Kinder zur Arbeit erzieht« (nach Porter 1991: 197).

<sup>31</sup> Allen zufolge wurde der Bau komplexer Maschinen in England begünstigt durch die Verfügbarkeit einer großen Zahl von Feinmechanikern die aus dem Uhrmacherhandwerk stammten, was wiederum daraus resultierte, daß die hohen Löhne in Britannien eine große Nachfrage nach Uhren generiert hatte (Ibid.: 205).

Derartige Ansätze zur Analyse und Optimierung der Arbeitsabläufe trugen im 18. Jahrhundert offenbar mindestens so viel zur Steigerung der Arbeitsproduktivität bei wie der Einsatz von "Maschinen" und Wind-, Wasser- und Dampfkraft. Menschliche Arbeitskraft und deren Organisation stand mithin noch lange im Fokus der wirtschaftlichen Entwicklung, Richard Price schätzt daß bis ca. 1860 die nicht noch nicht mechanisierten Bereiche des produzierenden Gewerbes 50 Prozent zum Anstieg der Gesamtproduktivität beitrugen (Price 1999: 26f.). Die ökonomische Transformation bedurfte mithin zunächst keiner substantiellen Umwälzungen im Bereich der Technologie, eher scheint das wirtschaftliche Wachstum den Boden für den späteren technologischen Wandel bereitet zu haben.

#### *Gewinner und Verlierer*

Wie oben ausgeführt war der im 14. Jahrhundert einsetzende Strukturwandel auch dem Widerstand der Bauern gegen die sozioökonomischen Verhältnisse geschuldet. Die "Industrielle Revolution" mußte hingegen offenbar einem Großteil der arbeitenden Menschen aufgezwungen werden – vielleicht weil diesen bewußt war, daß nicht sie es waren, die von der ökonomischen Entwicklung profitierten. Und wiewohl eines der Motive der Mechanisierung der Produktion darin bestand, angesichts hoher Löhne Kosten zu sparen, so scheint doch zumindest auf den ersten Blick die Industrialisierung mit dem Übergang von einer Hochlohn- zu einer Niedriglohnökonomie einherzugehen. Das Lohnniveau wurde jedenfalls Gegenstand des politischen Diskurses. So bemerkt z.B. eine Quelle aus der Mitte des 18. Jahrhunderts: »Bis zu einem gewissen Grade ... befördert der Mangel den Fleiß. Der Arbeiter der von drei Tagen Arbeit leben kann, wird den Rest der Woche faul und betrunken sein. In den Grafschaften mit Fabrikationsbetrieben werden die Armen keine Minute länger arbeiten als sie unbedingt müssen, um ihren Lebensunterhalt und ihre wöchentlichen Ausschweifungen finanzieren zu können« (nach de Vries 1976: 179). Tatsächlich durchzieht die Denunziation der Arbeitenden und die damit verbundene Sorge um die produktive Nutzung der Arbeitskraft den ökonomischen Diskurs des 17. und 18. Jahrhunderts wie ein roter Faden – einer Zeit, in welcher menschliche Arbeit nach wie vor als primäre Quelle des Wohlstands galt, und nicht Kapital, Technologie oder Rohstoffe. Des Wohlstands der wenigen Privilegierten wohlgeachtet, denn wie John Hatcher bemerkt war bis weit in das Zeitalter der Aufklärung hinein nicht vorstellbar, daß die Werkstätigen für ihren unverzichtbaren Beitrag zum gesellschaftlichen Ganzen etwas anderes erwarten konnten als magere Entlohnung und niedrigen sozialen Status (Hatcher 1998: 65). Hatcher zitiert in diesem Zusammenhang Henry Fielding, der 1751 schreibt: »Zu keinem anderen Zweck geboren zu sein als die Früchte der Erde zu genießen ist das Privileg ... von sehr wenigen. Der größere Teil der Menschheit muß [diese Güter] im Schweiß ihres Angesichts produzieren, oder die Gesellschaft wird nicht länger dem Zweck dienen, für den sie bestimmt ist« (nach Ibid.). Laut Hatcher ist dieser "größere Teil der Menschheit" aber ohne Zwang oder Täuschung keineswegs umstandslos bereit, für eine Minderheit zu arbeiten, ohne dafür angemessen entlohnt zu werden.

Nach Ansicht der Reichen und Privilegierten waren also die arbeitenden Menschen nur dann fleißig, wenn man ihnen Hungerlöhne zahlte. Ein niedriges Lohnniveau senkte zudem die Herstellungskosten, was der englischen Wirtschaft Vorteile im Außenhandel bescherten sollte. Hohe Löhne schufen hingegen angeblich keinen Anreiz zur Arbeit, im Gegenteil; man ging wie gesehen davon aus, daß die Menschen nur so viel arbeiteten, wie sie zur Abdeckung ihrer bescheidenen Grundbedürfnisse unbedingt mußten. Das

war aber nicht die einzige bedrohliche Folgen eines hohen Lohnniveaus: Das überschüssige Einkommen wurde von den Arbeitenden vermeintlich für Alkoholexzesse und sonstige Ausschweifungen verwendet; für ausländische Importe, was die Handelsbilanz schädigte; oder für unpassende Kleidungsstücke und Luxusartikel, was womöglich das Verlangen weckte, sich über den angestammten Stand zu erheben. Mit anderen Worten: hohe Löhne unterminierten auf vielfältige Weise die soziale Ordnung (Ibid.: 70).<sup>32</sup>

Die Werk tätigen hingegen, die Hatcher zufolge nur zu gut wußten, daß ihre Arbeit sie nicht adelte, entzogen sich der Plackerei, wann immer sie konnten. Eine große Zahl von Menschen zog Freizeit (noch) dem Konsum vor – wenngleich die liebste Freizeitbeschäftigung häufig im Konsum von Unmengen Alkohol bestand (Porter 1991: 90f.).<sup>33</sup> Zumindest ist die Auffassung, daß höhere Löhne lediglich Ausschweifungen zur Folge hätten, da die Arbeiter mit ihrem Geld nichts weiter anzufangen wußten als es zu vertrinken, in den zeitgenössischen Darstellungen ubiquitär (vgl. Ibid.: 129f.) »Das Elend der arbeitenden Armen resultiert weniger aus ihrem ungenügenden Einkommen als aus ihrer eigenen Leichtfertigkeit und ihrem Hang zur Verschwendung«, bemerkte ein Zeitgenosse (nach Ibid.: 130). Ein anderer setzte sich vehement für die Abschaffung der Armenfürsorge ein, denn »Hunger zähmt die wildesten Tiere, wird selbst den pervertiertesten unter ihnen Anstand und Sittsamkeit, Gehorsam und Unterordnung beibringen ... Im allgemeinen kann nur Hunger die Armen zur Arbeit antreiben« (nach Ibid.: 131). Und ein gewisser Francis Gardiner schrieb 1699: »Wenn die Arbeit zweier Tage ihn unterhält wird der Arme nicht drei arbeiten« (nach Wrightson 2000: 321). Aus diesem Geist heraus wurden die Arbeitshäuser errichtet, die allzuoft Orte des Grauens mit z.T. extrem hohen Mortalitätsraten waren; das Ziel des Programms bestand zwar nicht darin, die "überzählige Bevölkerung" zu dezimieren, sondern die unterbeschäftigten Armen zu Fleiß anzuhalten, das Resultat war aber offenbar in zumindest einigen Fällen das gleiche (Hatcher 1998: 131ff.). Hielten also tatsächlich nur Armut und Mangel die Menschen zur Arbeit an?<sup>34</sup>

Für Jan de Vries gibt eine derartige Behauptung die historische Wirklichkeit nicht ansatzweise korrekt wieder, sie ist wenig mehr als Ausdruck der Vorurteilstrukturen der Herrschenden und Teil einer Ideologie, die darauf abzielt, möglichst niedrige Löhne zu rechtfertigen – zum Zweck der eigenen Bereicherung (vgl. z.B. de Vries 1994: 258).<sup>35</sup> Hatcher zufolge kann man die Aussagen der Zeitgenossen aber nicht einfach derart pauschal abqualifizieren. Es wäre zwar fraglos verfehlt, ihnen uneingeschränkt Glauben zu schenken, ebenso falsch allerdings wäre, sie in Bausch und Bogen als Phantastereien abzutun, nur weil die geschilderten Verhaltensmuster den Dispositionen der Bevölke-

---

<sup>32</sup> Innerhalb dieser Logik war dann die insgesamt verfügbare Arbeitsleistung direkt abhängig von den Getreidepreisen, in Jahren mit guten Ernten arbeiteten die Menschen weniger, in Jahren mit schlechten Ernten wegen der höheren Lebenshaltungskosten mehr (Ibid.).

<sup>33</sup> Zu Beginn des 19. Jahrhunderts bemerkte der Sozialreformer Francis Place: »Bis vor kurzem war jedes Amüsement der arbeitenden Menschen in der Hauptstadt direkt mit dem Alkoholkonsum verknüpft« (nach Ibid.: 91), nicht zuletzt weil all diese Aktivitäten in Gaststätten stattfanden.

<sup>34</sup> Nicht nur das Arbeitshaus, sondern auch die Fabrik wurde als Zucht- und Besserungsanstalt begriffen, in welcher den Angehörigen der Unterschicht Disziplin, Fleiß und Strebsamkeit beigebracht werden sollten (vgl. Porter 2000: 377f.). Für den französischen Philosophen Michel Foucault waren Schule, Militär (Wehrpflicht), Fabrik und Gefängnis allesamt Institutionen, die primär existierten, die "Massen" zu disziplinieren, ein pauschales Urteil, das m.E. zwar zu undifferenziert ist, aber die Erfahrung vieler Menschen im 19. Jahrhundert wahrscheinlich korrekt wiedergibt. Eric Hobsbawm liefert diesbezüglich eine recht instruktive Gegenüberstellung von vorindustrieller und Fabrikarbeit (1968, Kap. 4).

<sup>35</sup> De Vries folgt in dieser Auffassung einer Tradition, die auf Eli Heckscher zurückgeht, der in seiner 1931 erscheinenden Studie zum Merkantilismus alle Aussagen zum Nutzen niedriger Löhne als rein ideologisch und interessengebunden zurückweist (Ibid.).

rung in modernen Industriegesellschaften widersprechen (Hatcher 1998: 72f.). Laut Hatcher besteht aber letztlich auch gar kein prinzipieller Widerspruch zwischen einerseits der Tendenz, bei steigenden Löhnen weniger zu arbeiten, und andererseits einem ansteigenden Konsumniveau. Höhere Reallöhne können gleichzeitig mehr Freizeit *und* mehr Konsum ermöglichen (Ibid.: 84), und die vermeintlich freie Zeit könnte durchaus auch auf die Herstellung von Strümpfen, Knöpfen etc. in Heimarbeit verwendet worden sein. Letztlich ist es Hatcher zufolge durchaus denkbar, daß große Teile der Bevölkerung im 18. Jh. zusätzliche Freizeit nach wie vor höher schätzten als ein Mehr Konsum.

Angesichts der insbesondere ab 1750 stark wachsenden Bevölkerungszahl und der daraus resultierenden sinkenden Löhne war für viele Menschen dann aber *weder* Konsum *noch* Freizeit eine Option. Männer, Frauen und Kinder arbeiteten Tag um Tag in den Fabriken – für einen Lohn, der gerade für ihr Überleben reichte. Zumindest ist dieses Bild von den sozialen Folgen der Industrialisierung weit verbreitet: die Arbeitszeiten steigen und die Löhne sinken, während die Sozialfürsorge praktisch abgeschafft wird.<sup>36</sup> Inwieweit aber die Reallöhne tatsächlich sanken und jene von Marx und Engels angeprangerte "Verelendung" der Arbeiter einsetzte, ist nicht mit letzter Sicherheit zu klären. Auch wenn eine differenzierte retrospektive Rekonstruktion nicht möglich ist, dürften die Auswirkungen je nach Region, Berufsgruppe und Schichtzugehörigkeit sehr unterschiedlich gewesen sein. Insbesondere die Qualifikation von Arbeitern scheint sich im 19. Jahrhundert wesentlich deutlicher in Einkommensunterschieden manifestiert zu haben als heute, wie die folgende Tabelle illustriert:

	Tage- löhner	Fabrik- arbeiter	Bau- arbeiter	Maurer u. Zimmer- leute
Wöchentliches Einkommen	66d	120d	186d	318d
Für die Ernährung verwendeter Teil des Einkommens	85%	76%	74%	61%
Kalorien pro Tag und männlichem Erwachsenen	1.605	2.806	3.219	3.937

Tab. 3: Abhängigkeit der Ernährung vom Einkommen 1843 (nach Allen 2009: 47)

Zu einer Zeit, als der Großteil des Lohns für Nahrungsmittel aufwendet werden mußte, hatten diese Differenzen dramatische Konsequenzen, der Kalorienbedarf eines männlichen Erwachsenen der 8 Stunden am Tag körperlich arbeitet wird heutzutage mit 3.800 kcal veranschlagt.

Emma Griffin (2018) hebt zusätzlich die regionalen Differenzen hervor. Ihr zufolge betraf der Rückgang der Reallöhne vor allem Menschen in ländlichen Gebieten, die ihren Lebensunterhalt mit "Heimarbeit" bestritten, nicht aber die in den entstehenden Industrien arbeitenden Menschen, deren Lebensstandard zwischen 1750 und 1850 möglicherweise anstieg.<sup>37</sup> Insbesondere Tagelöhner und Familien, die nicht über ausrei-

<sup>36</sup> Während in den Jahrhunderten zuvor in England eine insgesamt relativ gut funktionierende Armenfürsorge auf kommunaler Ebene existierte, wurde diese mit dem "Poor Law Amendment" von 1834 zentralisiert, und das Arbeitshaus zur Norm (vgl. Porter 1991: 129ff.).

<sup>37</sup> Allerdings ist die diesbezügliche Datenbasis sehr dürrig. Verkompliziert wird die Analyse der Lebensstandards noch dadurch, daß in der fraglichen Epoche (in der die arbeitenden Menschen noch den weitaus

chend Land verfügten, um den Lebensunterhalt sicherzustellen, waren von der ökonomischen und politischen Entwicklung in mehrfacher Hinsicht betroffen. Erstens ergänzten sie ihr Einkommen durch Arbeiten, die zunehmend in die Fabriken verlagert wurden; da in diesen wie gesehen wesentlich kostengünstiger produziert wurde als in Handarbeit, mußten sie sich mit deutlich niedrigeren Löhnen begnügen – wenn ihre Arbeitskraft überhaupt noch benötigt wurde. Zweitens wurde ihnen mit der um sich greifenden Einhegung der sog. "Allmenden" (Weideflächen, die allen Gemeindemitgliedern offen standen) die Möglichkeit genommen, dort Vieh (in der Regel eine einzelne Kuh) zu halten, was ihre Nahrungsmittelversorgung weiter beeinträchtigte. Und schließlich hatten sie mit der Abschaffung der kommunalen Armenfürsorge keine Möglichkeit mehr, von der Gemeinde Unterstützung zu erhalten. Es blieb ihnen somit schließlich allzuoft nur der Weg in die Fabrik, wollten sie nicht im Arbeitshaus enden.

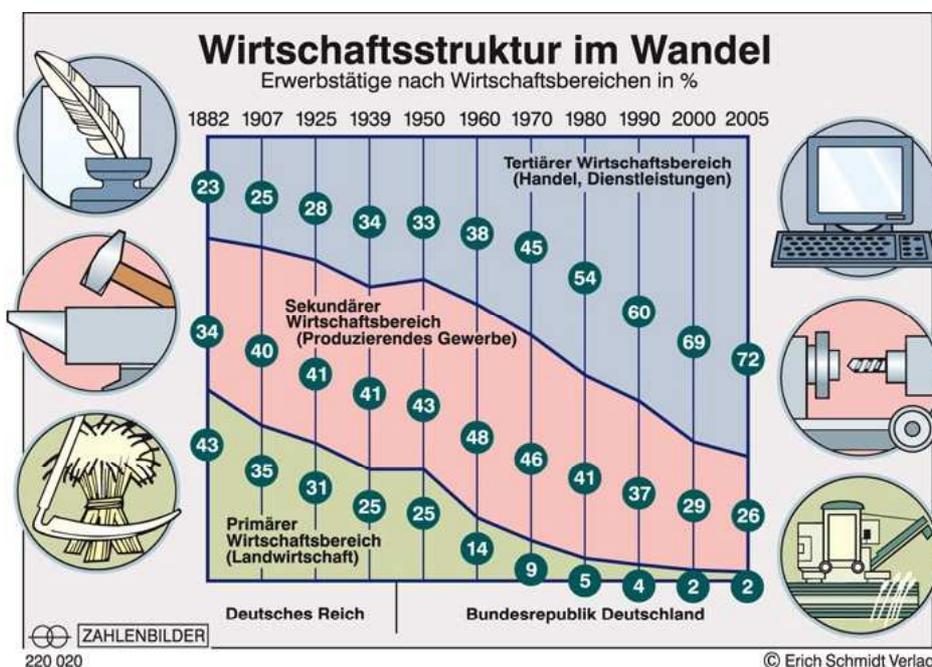


Abb. 4: Beschäftigte nach Sektoren<sup>38</sup>

Dies ist die eine Seite der Industrialisierung: Ohnehin armen Menschen wurde ihre Existenzgrundlage genommen, sie waren gezwungen, vom Land in die elenden Behausungen der sich ausbreitenden Städte zu ziehen, um in den Fabriken für Hungerlöhne zu arbeiten. Armut und Elend waren in der entstehenden Industriegesellschaft tatsächlich weit verbreitet, die arbeitenden Menschen waren aber weder *in toto* verelendet, noch verelendeten *alle* zusehends im Zuge der Ausbreitung und des Wachstums der "kapitalistischen" Ökonomie; die sozialen Lagen der im produzierenden Gewerbe arbeitenden

größten Teil ihres Einkommens für Lebensmittel aufwenden mußten) auch die Preise für Brennstoff große Bedeutung hatten (vgl. Zylinderberg 2015). Holz und Kohle wurden damals primär für die Essenzubereitung verwendet; und wenn ein Zeitzeuge aus den 1820er Jahren es bemerkenswert fand, daß einfache Leute auch abends noch ein Feuer brennen hatten, um ihre Behausungen warm zu halten, ist das durchaus vielsagend (ibid.: 108).

<sup>38</sup> Quelle: [www.bpb.de/izpb/8588/schoene-neue-arbeitswelt-die-zukunft-der-arbeit](http://www.bpb.de/izpb/8588/schoene-neue-arbeitswelt-die-zukunft-der-arbeit)

Menschen unterschieden sich vielmehr damals wie heute recht deutlich. Zudem waren die in der Industrie Beschäftigten zu keinem Zeitpunkt in der Mehrzahl, dies gilt für England ebenso wie für das Deutsche Reich um 1900. Wie Abbildung 4 zeigt, wanderten zwar insbesondere im 19. Jahrhundert viele Menschen aus der Landwirtschaft in die Industrie ab, der sog. "tertiäre Sektor" wuchs aber ebenfalls an. Dieser Bereich umfaßt so heterogene Bereiche wie Handel (Verkäuferinnen und Verkäufer), Verkehr (Kutscher, Eisenbahner, Kraftfahrer), Post und Telegraphie sowie das im 19. Jahrhundert noch zahlreiche Hauspersonal.

Die Sozialstruktur läßt sich also auch für die Zeit um nicht einfach in auf "Proletariat" und "Bourgeois" oder den "Widerspruch von Kapital und Arbeit" reduzieren, die gesellschaftlichen Verhältnisse sind wesentlich komplexer. Welche gesellschaftliche Gruppen in welchem Maß vom sozioökonomischen Wandel profitierten, wer zu den "Gewinnern" der Industrialisierung gehörte, und wer den Preis zahlte, ist allein schon deshalb schwer zu rekonstruieren, weil die Erfahrung der Menschen, ihre "Lebenswirklichkeit", sich nicht einfach auf wenige monetäre Rahmendaten reduzieren läßt.

Nichtsdestotrotz lassen sich hinsichtlich des Übergangs von der feudalen Sozial- und Wirtschaftsordnung zum "Kapitalismus" drei zentrale Facetten identifizieren, die ich an dieser Stelle nochmals zusammenfassend darstellen will – nicht zuletzt weil in der aktuellen Diskussion bisweilen eine gewissen Konfusion hinsichtlich der Verwendung des Begriffs besteht:

- (a) In ökonomischer Hinsicht bedeutet "Kapitalismus" **Industrialisierung und Kapitalakkumulation**: Durch Investitionen in arbeitssparende Technologien wird infolge der erhöhten Produktivität menschliche Arbeitskraft zunehmend durch Maschinen ersetzt, das in den Unternehmen gebundene Kapital wächst folglich im 19. und 20. Jahrhundert beständig an. Aufgrund der damit einhergehenden Rationalisierung sinken die Produktkosten.
- (b) In gesellschaftlicher Hinsicht meint der Begriff, daß **freie Lohnarbeit** zur Norm wird: Lohnarbeiter sind im Unterschied zu Leibeigenen frei in der Wahl des Arbeitsplatzes, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer besteht eine Vertragsbeziehung (Arbeitsvertrag), in diesem Kontext veräußert der Arbeiter seine Arbeitskraft als Ware auf dem Arbeitsmarkt. Die Arbeiter verfügen aber wie die mittelalterlichen Leibeigenen nicht über das Eigentum an den Produktionsmitteln.
- (c) In politischer Hinsicht bedeutet Kapitalismus schließlich **Unterdrückung und Ausbeutung**. Obwohl die Arbeiter den Kapitalisten in zivilrechtlicher Hinsicht formal gleichgestellt sind, sind sie dennoch von der politischen Macht ausgeschlossen, d.h. sie verfügen zum Beispiel weder über das Wahlrecht, noch über Koalitionsfreiheit (d.h. das Recht, Gewerkschaften zu gründen und kollektive Arbeitsverträge auszuhandeln bzw. zu streiken). Die politische Dominanz befähigt die Kapitalisten schließlich, sich den von den Arbeitern geschaffenen "Mehrwert" anzueignen (d.h. denjenigen Teil der Arbeitsleistung, der über den Existenzhalt hinausgeht).

Für Karl Marx gehörten alle drei Aspekte untrennbar zusammen, insbesondere Ausbeutung und Kapitalakkumulation, weshalb er einen unversöhnlichen Antagonismus zwischen Arbeit und Kapital unterstellte. Aber abgesehen davon, daß wie gerade angedeutet seine Reduktion der Sozialstruktur auf nur zwei Klassen eine unangemessene Simplifizierung darstellt, war historisch durchaus eine "Versöhnung" von Arbeiterklasse

und kapitalistischer Ökonomie möglich. Heute verfügen in allen Staaten mit demokratischer Verfassung die Arbeiter (ebenso wie die Frauen, die noch wesentlich länger kollektiv von politischer Partizipation ausgeschlossen waren) nicht nur sowohl über das Wahl- als auch das Streikrecht, statt der von Marx prophezeiten "kollektiven Verelendung" partizipierte zudem auch in der Arbeiterklasse an der wirtschaftlichen Entwicklung. Diese kritischen Anmerkungen sollten aber nicht dahingehend mißverstanden werden, daß die Dynamik des "Kapitalismus" heute kein Problem mehr darstellt (in ökologischer Hinsicht ist dies wahrscheinlich mehr denn je der Fall), simplifizierende Modelle wie das von Karl Marx sind aber nicht einmal im Ansatz geeignet, die aktuellen ökonomischen und gesellschaftlichen Problemlagen adäquat zu analysieren.

Ich komme weiter unten noch ausführlicher auf den sozioökonomischen Wandel in den Industriegesellschaften zurück, will aber im Folgenden zunächst die sich ab Mitte des 18. Jahrhundert vertiefende globale Ungleichheit betrachten. Während es um 1900 ebenso wie 1750 in England arme und reiche Menschen gab, entstand in dieser Epoche erst jene strukturelle Ungleichheit, welche die heutige Weltwirtschaft kennzeichnet: die Welt zerfiel in reiche Nationen, die primär Fertigerzeugnisse exportieren, und arme Länder, die den industriellen Zentren die benötigten Rohstoffe liefern.

## Macht und Reichtum

Soziale Ungleichheit existiert nicht nur innerhalb einer Gesellschaft, sondern auch zwischen Gesellschaften. Um die Geschichte der zweiten Facette unseres Gegenstands zu rekonstruieren, müssen wir allerdings wie gerade erwähnt nicht annähernd so weit in die Geschichte zurückgehen wie im dritten Kapitel notwendig war. Zumindest was Europa, Nordafrika, den nahen Osten, sowie Indien, Indonesien und China betrifft, dürften sich die Lebensumstände der Menschen am Vorabend der großen Pestepidemie nur sehr geringfügig unterschieden haben. Die überwältigende Mehrheit rang dem Boden unter mehr oder weniger drückenden Verhältnissen einen nach heutigen Maßstäben mageren Ertrag ab. Die quasi totale politische und ökonomische globale Dominanz Europas (und Nordamerikas) zeichnete sich auch dann nicht einmal im Ansatz ab, als die ersten portugiesischen Entdecker in See stachen, um in den Jahrzehnten nach 1420 die afrikanische Küste auf der Suche nach einer Route zu den Häfen des Indischen Ozeans zu erkunden. Ich will im Folgenden kurz die Geschichte der europäischen Expansion nach "Übersee" rekonstruieren, und im Anschluß die Frage stellen, warum die Verhältnisse in Europa sich derart anders entwickelten als in Indien oder China.

### *Entdecker und Eroberer*

Der große schottische Moralphilosoph und Ökonom Adam Smith erklärte rückblickend die Entdeckung Amerikas und der Route nach dem Fernen Osten um das Kap der Guten Hoffnung zu den beiden größten und wichtigsten Ereignissen in der Geschichte der Menschheit (1776: 452); als am 20. Mai 1498 eine von Vasco da Gama befehligte portugiesische Flotte vor der an der südwestindischen Malabarküste gelegenen Stadt Kalikut vor Anker ging, dürften die Bewohner der Stadt die welthistorische Bedeutung dieses Ereignisses kaum erahnt haben. Für den Augenblick unternahm lediglich ein vergleichsweise armes Land eine wagemutige Expedition, um Pfeffer, Zimt, Muskatnüsse und Gewürznelken unter Ausschaltung der arabischen Zwischenhändler sozusagen an der Quelle zu erwerben.<sup>39</sup> Darüber hinaus wollten sie Verbündete für den Kampf gegen den Islam gewinnen; die portugiesischen Könige wollten nur insofern eine "neue Weltordnung" errichten als sie danach trachteten, das "Heilige Land" zurück zu erobern – ein Vorhaben, für das sie Geld und Verbündete benötigten; sehr viel Geld und mächtige Verbündete.

Allerdings mußten die Portugiesen schnell feststellen, daß sie über keine Waren verfügten, die im Raum des indischen Ozean nachgefragt wurden; die groben europäischen Wollstoffe z.B. waren den feinen Baumwolltuchen des Ostens weit unterlegen. Um an die begehrten Gewürze zu gelangen, benötigten sie Geld, und genau daran mangelte es ihnen. Es gab allerdings genau einen Bereich, in dem "der Westen" den Ländern "des Ostens" überlegen war: Ihre Schiffe waren mit Kanonen ausgestattet, und die portugiesischen Befehlshaber waren in Ermangelung von Alternativen nur zu bereit, diese auch einzusetzen und ihren einzigen Trumpf in klingende Münze zu verwandeln. In den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhundert errichteten die Portugiesen eine Reihe von befestigten Stützpunkten an strategisch wichtigen Punkten (von Hormuz am Persischen Golf bis Malakka an der gleichnamigen Meerenge) und vermochten, einen großen Teil des

---

<sup>39</sup> Die Händler aus Genua und Venedig, welche zu diesem Zeitpunkt Europa mit den begehrten Gewürzen versorgten, mußten diese in Ägypten oder an der Levante-Küste einkaufen.

maritimen Handels im indischen Ozean zu kontrollieren. Das Vizekönigreich Indien, der *Estado da Índia*, war trotz des hochtrabenden Namens primär ein Projekt, welches auf Schutzgelderpressung und Piraterie gründete; wer keinen von einem portugiesischen Gouverneur ausgestellten Schutzbrief besaß, lief Gefahr, daß sein Schiff aufgebracht und geplündert wurde. Da aber auch diese Einnahmen nicht ausreichten, um die Gewürzexporte nach Europa zu finanzieren, engagierte der *Estado* sich zunehmend im regionalen Handel, insbesondere der Transport von chinesischen Seidenstoffen nach Japan erwies sich als lukrativ, ebenso wie der Verkauf von Baumwollstoffen in Ostafrika. Der innerasiatische Handel war schließlich insgesamt weit umfangreicher als der mit seiner Hilfe finanzierte Gewürzhandel mit Europa.

Die Fähigkeit der Portugiesen, ihr östliches "Imperium" zu konsolidieren und danach ein Jahrhundert lang zu behaupten, lag nach Einschätzung K.N. Chaudhuri (1985: 157) denn auch letztlich weniger an der technologischen Überlegenheit der Europäer, sondern resultierte vielmehr daraus, daß die lokalen Herrscher und Kaufleute kein Interesse an einer erbitterten militärischen Auseinandersetzung hatten, zumal die Warenströme nach den Verwerfungen zu Beginn des 16. Jahrhunderts schnell wieder flossen. Letztlich erschien demnach den einheimischen Händlern und Fürsten die Zahlung der Schutzzölle im Vergleich zu einem anhaltenden Handelskrieg als kleineres Übel. Ebenso wenig, wie das portugiesische Kernland durch die Landmächte des Nahen und Mittleren Osten angegriffen werden konnte, stellten die Portugiesen eine substantielle Bedrohung für irgendeine dieser Territorialmächte dar. Die Präsenz portugiesischer Schiffe war angesichts der Ausdehnung der Ozeane und vor allem der asiatischen Landmassen letztlich marginal – und der *Estado da Índia* wenig mehr als eine vorübergehende, periphere Erscheinung in der langen und komplizierten Geschichte des indischen Subkontinents. So bedeutsam die maritimen Unternehmungen für das kleine Land im Westen der Iberischen Halbinsel auch gewesen sein mochten; im Indischen Ozean und im Südchinesischen Meer führten die Portugiesen eine eher randständige Existenz. Sie nahmen zwar hinsichtlich ihrer Attitüde die von Europa und Nordamerika dominierte Weltordnung des 19. und 20. Jahrhundert vorweg, agierten aber weder als Kolonialmacht und waren auch keine Wegbereiter einer "internationalen Arbeitsteilung". Mit Ausnahme der wenigen Bauern und Händler, die ihren Lebensunterhalt zumindest zum größten Teil mit dem Anbau und Transport der Gewürze bestritten, war niemand vom Überseehandel abhängig – dieser war nach wie vor auf wenige hochwertige Güter beschränkt.

Als die portugiesischen Seefahrer nach jahrzehntelangen Bemühungen endlich das Kap der Guten Hoffnung umrundet hatten, waren spanische Schiffe bereits in der Karibik vor Anker gegangen. Bekanntermaßen suchte auch Christoph Columbus einen Seeroute nach Asien als er nach Westen segelte, er hatte den Umfang des Globus drastisch unterschätzt und ahnte nichts von der Existenz der "neuen Welt", die er entdeckte. Die Motive der Spanier ähnelten weitgehend denen der Portugiesen, auch sie verfolgten Kreuzzugsphantasien, und es mangelte ihnen an dem nötigen Geld. In Amerika gab es allerdings weder Pfeffer, noch Gewürznelken und Muskatnüsse, und schon gar keine Seide oder Porzellan. Später sollten Tabak und Kakao zu Säulen der globalen Konsumkultur werden, und Kartoffeln wie Tomaten irreduzible Elemente der spanischen Küche – für den Augenblick aber hatte der Kontinent scheinbar nur eine Sache zu bieten, welche die Mühen der Atlantiküberquerung tatsächlich lohnte: Gold. In den auf die Entdeckung folgenden Jahrzehnten durchquerten Gruppen von Desperados auf der Jagd nach dem Edelmetall den Kontinent. Einige von ihnen waren vom Schicksal begünstigt, sie un-

terwarfen die Reiche der Azteken und Inka, gingen (wenngleich nicht unbedingt als strahlende Helden) in die Geschichte ein und kehrten mit sagenhaften Reichtümern beladen heim. Viele andere verschwanden hingegen spurlos auf ihrer Suche nach Schimmären wie "El-Dorado", den "Sieben Städten von Cibola" oder dem "Jungbrunnen" in den Urwäldern, Gebirgen und Wüsten des Kontinents. In ihrem Gepäck hatten die Abenteurer unter anderem Ritterromane, was einiges über ihre Mentalität aussagt (Thomas 2003: 288f.).

Die Eroberung und Erschließung Amerikas durch die Spanier ging insgesamt nur sehr zögerlich vonstatten, es war kein systematisch von der Krone betriebener Prozeß, sondern Resultat einer Reihe von Beutezügen. Die Krone stattete Abenteurer mit militärischen Kommandos (*adelantamientos*) aus und belohnte sie mit Grundherrschaften (*repartimientos*). Für lange Zeit nach Kolumbus Landung war denn auch der Einfluß der Spanier in der "Neuen Welt" kaum wahrnehmbar. »Beinahe 30 Jahre ... sollten vergehen, bevor eine substantielle spanische Präsenz auf dem Festland etabliert war. Amerika blieb eine habvergesene Realität, die die Pioniere enttäuschte, weil [der Kontinent] weder sofortigen Reichtum noch einen Weg zu den Gewürzinseln bot« (Kamen 2003: 82). Noch einmal 30 Jahr später behauptete hingegen López de Gómara, ein offizieller Historiker, die Entdeckung Westindiens sei "das bedeutendste Ereignis seit Erschaffung der Welt" gewesen (nach *ibid.*). Zu diesem Zeitpunkt waren die Reiche der Inka und Azteken in den Staub gesunken, und die Silberminen Mexikos und Perus hatten begonnen, nach damaligen Verhältnissen ungeheure Mengen des begehrten Edelmetalls zu liefern.

Daß die Entdeckung Amerikas so etwas wie den Beginn einer "Weltwirtschaft" markiert, liegt vor allem am amerikanischen Silber. Der wichtigste Exportartikel Spanisch-Amerikas war für Jahrhunderte das Edelmetall aus den Minen in Mexiko und Peru, dessen Abbau und Verschiffung die spanische Kolonialökonomie ab Mitte des 16. Jahrhundert dominierte. Die Erträge der Minen blieben zunächst gering, bis ab den 1570er Jahren das Quecksilber-Amalgam-Verfahren zum Einsatz kam. Die Ausbeute der Minen in Potosí (im heutigen Bolivien) stieg daraufhin zwischen 1572 und 1585 um das Siebenfache; 1650 lebten in der auf 4.000 m Höhe im unwirtlichen Altiplano am Fuß des Cerro Rico, des sagenhaften Silberbergs, gelegenen Siedlung fast 160.000 Menschen, damit war Potosí die größte Stadt im spanischen Imperium. Die von indianischen Lohn- und Zwangsarbeitern unter großen Opfern betriebenen Minen in Mittel- und Südamerika lieferten zwischen 1550 und 1800 schätzungsweise 80 Prozent der weltweiten Silberproduktion (*Ibid.*: 285f.). Das Silber ermöglichte den Spaniern, die ebensowenig wie die Portugiesen über Waren verfügten, die sie in Asien hätten verkaufen können, schließlich auch Seide und Porzellan aus Asien nach Europa zu exportieren – via die Philippinen und Mexico. Im Jahr 1573 segelten die ersten mit den begehrten chinesischen Exportartikeln (712 Rollen Seide und 22.300 Stücke Porzellan) beladenen Schiffe von Manila über den Pazifik nach Acapulco, wo die Seidenballen umgeladen und über Land nach Veracruz an der Karibikküste transportiert wurden, von wo aus sie über Havanna nach Spanien gelangten (*Ibid.*: 205f.). Die letzten dieser Galeonen verließen Manila im Jahr 1815, sechs Jahre vor der Unabhängigkeit Mexicos.

Die Spanier "entwickelten" ihre spanischen Kolonien nicht, sie plünderten sie aus. Im Unterschied zu den englischen Ansiedlungen in Nordamerika blieb Lateinamerika in feudalen Strukturen und einer unproduktiven "extraktionistischen" Ökonomie gefangen, deren Erbe bis heute die wirtschaftliche Entwicklung des Kontinents hemmt. In Spanien selbst hatte der Edelmetallzufluß ebenfalls keine positiven Rückwirkungen auf die

Ökonomie, das Silber wurde in schier endlosen Kriegen buchstäblich "verpulvert" – und wanderte zu einem nicht unerheblichen Teil in die Taschen der Erzfeinde des Landes, der Niederländer und Engländer.

#### *Entwicklung und "Unterentwicklung"*

Um ein kurzes Zwischenfazit zu ziehen: Einerseits begann mit der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien ebenso wie mit der protestantischen "Reformation" die europäische Neuzeit, andererseits wäre es ein Trugschluß, sich das 16. Jahrhundert als allzu "modern" vorzustellen. Insbesondere die Mentalität der Monarchen und "Edlen" war von mittelalterlichen Idealen geprägt, sie wollten keine neue Gesellschaft und Ökonomie erschaffen, sondern sich ewigen Nachruhm sichern. Dies gilt gleichermaßen für Heinrich VIII. von England, der zeit lebens davon träumte, als siegreicher Kriegsherr und edelster aller Ritter in die Geschichte einzugehen. Statt dessen verewigte er sich im kollektiven Gedächtnis als der übergewichtige König mit den sechs Frauen (geschieden, geköpft, gestorben, geschieden, geköpft, überlebt) – und als derjenige, der die englische Kirche reformierte, was wiederum viel mit der Weigerung des Papstes zu tun hatte, der Scheidung von Katharina von Aragon zuzustimmen.

Als Heinrich 1547 starb wies noch nichts darauf hin, daß England 200 Jahre später den Grundstein für die Industrialisierung und (sowohl im Westen als auch im Osten) die moderne "internationale Arbeitsteilung" legen sollte. Die zu Beginn des 17. Jahrhundert gegründete *East India Company of London* (EIC) versuchte ebenso wie ihr niederländisches Pendant, die *Vereenigde Oost-Indische Compagnie* (V.O.C.) in den Asienhandel einzusteigen, stand aber lange im Schatten ihrer Amsterdamer Widersacher. Während die V.O.C. systematisch die Portugiesen attackierte und sie sowohl von Gewürzinseln vertrieben als auch aus dem Japanhandel drängten, spielte die EIC nur eine untergeordnete Rolle. Der Versuch der Engländer, sich direkten Zugang zu Muskatnüssen (die damals in Europa noch mit Gold aufgewogen wurden) und Gewürznelken zu verschaffen, scheiterte 1623 kläglich. Die EIC stand Mitte des 17. Jahrhundert am Rand des Ruins, vor dem sie nur das persönliche Eingreifen des englischen Lordprotektors Oliver Cromwell bewahrte. Die 1659 erneuerte Gesellschaft richtete ihr Augenmerk nun auf Indien, wo sie in Surat und Madras bereits Niederlassungen besaß, zu denen bald Bombay und Kalkutta hinzukommen sollten. Die Niederlage im Kampf um die Gewürzquellen – die EIC hatte schließlich 1682 mit Bantam auch ihre wichtigste Quelle für Pfeffer an die Niederländer verloren – erwies sich langfristig als Glücksfall für die Briten. Daß die Engländer schließlich die Niederlande als führende Handelsmacht ablösten, lag unter anderem auch daran, daß die Nachfrage nach Gewürzen letztlich begrenzt war, während der Markt für Baumwollstoffe dynamisch expandierte.

Der Handel mit Pfeffer und feinen Gewürzen, die ursprüngliche Triebkraft der überseeischen Expansion trat zusehends in den Hintergrund; indischer Pfeffer fungierte nicht zuletzt aufgrund sinkender Verkaufspreise im 18. Jahrhundert primär als Ballast der von Indien nach England abgehenden Schiffe (Chaudhuri 1978: 313). Eine regelrechte "Marketingoffensive" der *East India Company* führte schließlich dazu, daß in England im Jahr 1700 die sog. Kaliko-Gesetze erlassen und der das heimische Textilgewerbe vermeintlich schädigende Import von bedruckten Baumwollstoffen verboten wurde. Zudem belasteten die Einfuhren die Handelsbilanz, immer noch verfügten die Europäer über keine Fertigerzeugnisse, die sie in Indien in großem Stil hätten verkaufen können; die nach dem Osten auslaufenden Schiffe hatten nach wie vor primär Silber geladen (vgl. Ibid.: 216ff.). Nur ein Jahrhundert später hatten sich die Verhältnisse umge-

kehrt, England exportierte in großem Stil Baumwollstoffe, und die EIC importierte Rohbaumwolle aus eben jenen Regionen, in denen sie zuvor die bedruckten Tuche bezogen hatte. Während (wie im vorigen Kapitel bereits dargestellt) in England die ökonomische und gesellschaftliche Entwicklung eine in historischen Maßstäben bis dahin einzigartige Dynamik entwickelte, verharrte der indische Subkontinent (ebenso wie China) in Stagnation und wurde zu einer im Vergleich mit Britannien unterentwickelten Region.

Die Frage nach den Ursachen dieser divergenten Entwicklung wird seit Jahrzehnten intensiv diskutiert. Ich werde im Folgenden von der historischen Rekonstruktion zu einer systematischen Darstellung der möglichen Antworten übergehen und die relevanten geschichtlichen Entwicklungen jeweils bei Bedarf nachtragen.

**1. Mentalität:** Für einige Autoren entspringt die Überlegenheit Europas der Tatsache, daß die Menschen im Westen sich in der Summe rationaler verhielten als ihre Zeitgenossen im Osten (und auch als ihre Vorfahren).

(a) *Zweck- versus Wertrationalität:* Max Weber (1922) unterscheidet diesbezüglich zwischen "Zweckrationalität" und "Wertrationalität". Am einfachsten verdeutlicht man sich die Differenz vielleicht an der unterschiedlichen Einstellungen von neuzeitlichen Kapitalisten und mittelalterlichen adligen Grundherren. Während erstere primär ihren Reichtum mehren wollen, und zu diesem Zweck produktiv investieren, ist das Handeln letzterer auf die Mehrung ihres Ruhms ausgerichtet; sie verausgaben ihr Vermögen in Kriegen oder in Akten demonstrativer Großzügigkeit.<sup>40</sup> Die Handlungsorientierung der Kaufleute und Proto-Industriellen manifestiert sich hingegen in einer Ethik der Investition und Akkumulation. Wir haben bereits im vorigen Kapitel gesehen, wie bedeutsam produktive Investitionen für die wirtschaftliche Entwicklung waren und sind, von daher wäre es töricht der historischen Gegenüberstellung widersprechen zu wollen.

(b) *Protestantische Ethik:* Ob diese Unterscheidung aber auch die divergente Entwicklung in England und Indien zu erklären vermag ist durchaus fraglich (ich komme noch darauf zurück). Für Max Weber stellt die überlegene Handlungsrationale allerdings ein Alleinstellungsmerkmal Nordwesteuropas dar. Als Keimzelle der "rationalen Lebensführung" identifiziert er eine spezifische "protestantische Ethik", welche die Menschen zur Sparsamkeit, Investition und Akkumulation anhält (Weber 1904/05). Wenn man so will, entspringt Webers Ansicht nach die Zweckrationalität einer spezifischen Form von "Wertrationalität", nämlich dem Calvinismus (einer Spielart des Protestantismus). Der Reformator Calvin glaubte an die sog. "Prädestination", ihm zufolge sind alle Seelen von Anbeginn der Schöpfung entweder zur Erlösung oder zu ewiger Verdammnis bestimmt. Es ist unmittelbar einsichtig, daß die Anhänger Calvins wissen wollten, zu welcher Gruppe sie zählten; in der Folgezeit setzte sich unter ihnen deshalb die Auffassung durch, wirtschaftlicher Erfolg im Diesseits sei ein Anzeichen für die "Erwähltheit" durch Gott – und da alle sich zu den Auserwählten rechnen wollten, arbeiteten sie rastlos daran, ihren Reichtum zu mehren.<sup>41</sup> Auf diese Weise erwuchs Weber zufolge der "Geist des Kapitalismus" aus der Religion.

---

<sup>40</sup> Zwar überschneiden sich die Handlungsorientierungen dahingehend, daß auch die reichen Kaufleute eine Kultur der Repräsentation pflegten, sie verschwenden aber nicht ihr Vermögen in demonstrativen Gesten.

<sup>41</sup> Die von Weber unterstellte Kausalbeziehung ist mindestens fragwürdig, die Prädestinationslehre könnte durchaus auch zum Erfolg des Calvinismus im städtischen Bürgertum beigetragen haben. D.h. nicht der Protestantismus brachte den Kapitalismus hervor, sondern das entstehende Bürgertum begünstigte die Ausbreitung der Häresie.

(c) *Literalität*: Unabhängig davon, was man von Webers gerade wiedergegebenem Konstrukt hält, eine wichtige Konsequenz hatte die protestantische "Reformation" in jedem Fall: Indem die Reformatoren die individuelle Lektüre der Heiligen Schrift zum zentralen Element der religiösen Praxis machten (Luther übersetzte nicht zuletzt die Bibel ins Deutsche um dies zu ermöglichen), war für die Gläubigen nachgerade notwendig, lesen zu können. Inwieweit die Zunahme der Literalität in Nordwesteuropa die großen Fortschritte in Technik und Wissenschaft begründete, ist schwer zu sagen; sie dürfte aber mindestens dazu beigetragen haben. Somit war "Bildung" nicht länger Privileg einer kleinen Schicht von Klerikern.

(d) *Innovation*: Schließlich ging das wirtschaftliche Wachstum spätestens seit dem 18. Jahrhundert mit einem kontinuierlichen technologischen Fortschritt einher, Joel Mokyr (2009) spricht in diesem Zusammenhang von einer "industriellen Aufklärung". Zwar hatten die Chinesen einst das Papier, den Buchdruck und das Schießpulver erfunden, aber das lag zu diesem Zeitpunkt bereits Jahrhunderte zurück. All jene Erfindungen, die das Substrat der Industriegesellschaft bilden, vom automatischen Webstuhl über Eisenbahn, Dampfmaschine, Rotationspresse, Telefon, Kunstdünger, Kunststoff, Automobil, Flugzeug, Fernseher und Transistor bis hin zum Computer wurden in Europa oder Nordamerika gemacht. Die "Kultur des Kapitalismus" ist auch eine Kultur der wissenschaftlich-technologischen Innovation.

(e) *"Revolution des Fleißes"*: Ich hatte weiter oben bereits die Hypothese von Jan de Vries erwähnt, wonach im ausgehenden 17. Jahrhundert ein Präferenzwandel einsetzte, der insbesondere die "einfachen" Schichten der Bevölkerung erfaßte. De Vries bezeichnet diese Entwicklung als *industrious revolution* ("Revolution des Fleißes"). Diese war demzufolge dadurch gekennzeichnet, daß erstens die Menschen gewillt waren, mehr und härter zu arbeiten, um mehr konsumieren zu können; zweitens das Familieneinkommen wuchs, und zwar durch stärkere Einbeziehung von Frauen und Kindern in die produktive Arbeit; drittens man auf dem Markt gegen Geld erworbene Produkte solchen vorzog, die selbst hergestellt wurden; viertens zur Finanzierung des Kaufs dieser Produkte von den Familien im Gegenzug in "Heimarbeit" Waren für den Markt produziert werden mußten (de Vries 1994: 255ff.). Ich will hier nicht diskutieren, inwiefern seine Auffassung zutrifft, wie im vorigen Kapitel ausgeführt sprechen die historischen Evidenzen zumindest gegen einen umfassenden Präferenzwandel.

In jedem Fall aber bedürfen Fleiß und Strebsamkeit bestimmter fördernder Bedingungen, um sich zu entfalten. Insbesondere muß Mehrarbeit sich auch tatsächlich lohnen. Diese Feststellung leitet über zum institutionellen Rahmen wirtschaftlichen Handelns.

**2. Institutionen:** Diese neue Ethik der Innovation, Investition und Akkumulation konnte wie gerade angedeutet nur in einem ihr zuträglichen politisch-gesellschaftlichen Umfeld zur Entfaltung kommen.

(a) *Rechtssicherheit ("Good Governance")*: Joel Mokyr zufolge war das größte Hindernis, welches historisch das Wirtschaftswachstum begrenzte, die Existenz parasitärer Gruppen oder Klassen, die es vorzogen, auf Kosten anderer zu leben anstatt selbst produktiv tätig zu werden. Die fortwährenden Versuche, sich an der Arbeit anderer zu bereichern – »ob es sich um des Königs oder des Bischofs Steuereintreiber handelte, um Straßenräuber, korrupte Amtsträger, gierige lokale Monopolisten, um Zünfte, welche Mitgliedschaft und Produktion restriktiv kontrollierten, oder um feindliche Invasionsarmeen« – führten demnach immer wieder dazu, daß produktive Aktivitäten unterbun-

den wurden (Mokyr 2009: 7). Der Schutz der Gewerbetreibenden durch die Errichtung und Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols, die gesetzliche Absicherung von materiellem und geistigem Eigentum (Patentrecht) sowie ausstehenden Forderungen (Gläubigerschutz), und die Abschaffung von Privilegien und Zunftzwängen bildete den normativen Rahmen, welcher im frühneuzeitlichen Europa das wirtschaftliche Wachstum begünstigte.

(b) *Transaktionskosten*: Darüber hinaus entstanden Institutionen, welche halfen, die sog. "Transaktionskosten" entscheidend zu senken – der Begriff bezeichnet all jene Aufwendungen, die dem Produktionsprozeß vor- oder nachgelagert sind, also Kosten für die Beschaffung von Informationen über Preise und Verfügbarkeit von Rohstoffen (Informationskosten), Kosten für den Transport und die Vermarktung der erzeugten Waren, sowie diejenigen Kosten die für die Finanzierung der Geschäftstätigkeit und die Abwicklung des Zahlungsverkehrs anfallen.

**3. Asymmetrische Handelsbeziehungen:** Die Armut der Menschen in Lateinamerika, Afrika und Asien wäre aus dieser Perspektive das Resultat von Korruption und Mißwirtschaft, inadäquater Institutionen, stagnierender technischer Entwicklung und einer Mentalität, die Verschwendung und Müßiggang harter Arbeit und Sparsamkeit vorzieht – eine Mentalität, die allerdings wie gesehen aber auch in Europa teilweise gegen den Widerstand der arbeitenden Menschen durchgesetzt werden mußte.

(a) *Ungleicher Austausch im "Weltsystem"*: An derartigen Erklärungsansätzen wurde insbesondere in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg heftige Kritik geübt. Insbesondere die Tatsache, daß die ehemaligen Kolonien in Mittel- und Südamerika trotz intensiver Anstrengungen die Kluft zu den westlichen Industrienationen nicht schließen konnten, geriet in den Fokus der Debatte über Entwicklung und Unterentwicklung. Raúl Prebisch legte bereits 1949 ein Modell der asymmetrischen Beziehungen zwischen einem industrialisierten "Zentrum" und einer agrarischen "Peripherie" vor,<sup>42</sup> um die andauernden (und z.T. fortschreitenden) Entwicklungsdefizite der lateinamerikanischen Staaten zu erklären. Im Kern besagt Prebischs These vom "ungleichen Austausch", daß zu gleichen Kosten produzierte Produkte zu unterschiedlichen Preisen gehandelt werden, d.h. daß die Preise für Industrieprodukte "über Wert" und diejenigen für Rohstoffe "unter Wert" liegen, was eine permanente Abschöpfung von in der Peripherie geschaffenen Werten durch das Zentrum und einen anhaltenden Kapitalmangel in den "Entwicklungsländern" zur Folge hat. Mit anderen Worten: eine Arbeitsstunde in Lateinamerika ist *bei gleicher Arbeitsproduktivität* weniger wert als eine Arbeitsstunde in England oder Deutschland. *Mit den Klassen von Menschen innerhalb einer Gesellschaft korrespondieren mithin Klassen von Staaten (oder Regionen) in der Weltwirtschaft.*

Prebischs Ansatz wurde insbesondere von Immanuel Wallerstein weiterentwickelt, dessen Buch *"Das moderne Weltsystem"* (1974) so etwas wie den Kulminationspunkt des Diskurses über ungleichen Austausch darstellte. Wallerstein zielte primär darauf ab den *systematischen* Zusammenhang zwischen "Entwicklung" und "Unterentwicklung" herauszuarbeiten. Der Reichtum des Zentrums wird sich ihm zufolge *nicht* mittels "Welthandel" ausbreiten, er *entspringt* vielmehr zum großen Teil der institutionalisierten Ungleichheit innerhalb der internationalen Handelsbeziehungen – die mit einem ausgeprägten Machtgefälle zwischen "Erster" und "Dritter" Welt korrespondiert, welches die Staaten des Zentrums befähigt, die ungleichen *terms of trade* politisch durchzu-

---

<sup>42</sup> In einem Bericht der CEPAL, der "Comisión Económica para América Latina", welcher Prebisch von 1950 bis 1962 vorstand. Einen Überblick über die von Prebisch ausgearbeiteten Konzepte gibt Nohlen (1999).

setzen und zu perpetuieren. Die anhaltende Dynamik der Ökonomien des Westens resultiert in Wallersteins Lesart vor allem daraus, daß die Peripherien das Wachstum und den Wohlstand des Zentrums finanzieren. "Entwicklung" und "Unterentwicklung" bedingen sich (vermittelt durch "ungleichen Austausch") folglich wechselseitig.

Diese systematischen Implikationen wurden von Wallerstein primär historisch begründet. Grob gesprochen stellte er die These auf, daß die ökonomische Entwicklung Westeuropas nur möglich war, weil die Staaten im "Zentrum" sich ab dem 16. Jahrhundert eine "Peripherie" schufen, welche sie mit (billigen) Nahrungsmitteln und Rohstoffen versorgte, um im Gegenzug mit hochpreisigen Handwerkserzeugnissen beliefert zu werden. Afrikanische Sklaven produzierten auf brasilianischen und karibischen Plantagen Zucker, indianische Zwangsarbeiter gruben in Potosí nach Silber, und leibeigene Bauern bauten östlich der Elbe Getreide für das nordwesteuropäische "Zentrum" an, welches im Gegenzug Textilien, Metallwaren, Geschirr und andere Fertigwaren in diese Regionen exportierte – das ist in den Grundzügen jene internationale Arbeitsteilung, die Wallersteins "Weltsystem" ausmacht.

Daß diese Strukturen bis in die Gegenwart fortbestehen, muß wohl nicht extra hervorgehoben werden. Nicht nur die Rohstoffe, welche die Industrien in den "entwickelten" Staaten benötigen, werden unter zum Teil erbärmlichen Bedingungen in Ländern der sog. "Dritten Welt" erzeugt, gleiches gilt für Erzeugnisse, deren Herstellung nur begrenzt automatisiert werden kann und die von daher einen hohen Arbeitsaufwand benötigen, wie zum Beispiel Textilien.

(b) *Unterwerfung und Plünderung*: Im gerade beschriebenen ökonomischen Gefälle zwischen "Erster" und "Dritter" Welt manifestiert auch ein Machtgefälle, welches Teil des (längst nicht überwundenen) "kolonialen Erbes" ist. Vor allem die Eroberung und Unterwerfung Indiens steht in direktem Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Entwicklung in England. Man kann durchaus darüber streiten, welche Bedeutung der Subkontinent für Britannien hatte, daß eine enge Wechselbeziehung zwischen der Entwicklung im Westen und im Osten bestand, ist aber schwerlich zu bezweifeln.

Nachdem die Truppen der East India Company unter Robert Clive 1757 in der Schlacht von Plassey die Armee des Nawab von Bengalen besiegt hatten, herrschte die Aktiengesellschaft unversehens über die reichste Provinz Indiens. Zu Clives Zeiten betrugen die Steuereinnahmen Bengalens ungefähr £3 Millionen jährlich.<sup>43</sup> Damit konnten nicht nur die indischen Exporte nach England komplett finanziert werden, Teile dieser Einnahmen wurden zudem direkt als sog. "home charges" nach London verschifft; gemeinsam mit den transferierten Gehältern der EIC-Angestellten und den in Indien zusammengerafften Vermögenswerten belief sich der direkte Geldabfluß um 1820 auf ca. £6 Millionen jährlich (Bayly 1988: 116).<sup>44</sup> Die Behauptung, erst die bengalischen Bauern hätten ermöglicht, daß Tee zum Nationalgetränk der Engländer werden konnte, ist vielleicht übertrieben, aber auch nicht zu weit von der historischen Wahrheit entfernt. Daß die EIC überhaupt in der Lage war, derart große Mengen Tee aus China nach Eng-

---

<sup>43</sup> Den überzeugendsten Beleg für die Leistungsfähigkeit der indischen Wirtschaft sieht Christopher Bayly in der Tatsache, daß obwohl die EIC nach der Schlacht von Plassey keine Edelmetalle mehr nach Indien einfuhrte (sondern das in Bengalen vereinnahmte Steueraufkommen verwendete, um die Ausfuhren nach Europa zu finanzieren), dies zu keiner generellen monetären Krise führte, wenngleich die verringerte Geldmenge im östlichen Indien Probleme verursachte (Bayly 1988: 35; 64). Ein Nebeneffekt der Schlacht von Plassey war zudem, daß Großbritannien von diesem Zeitpunkt an etwa 70 Prozent der weltweiten Salpeterproduktion kontrollierte (Cressy 2011: 109).

<sup>44</sup> 1818 nahm die EIC in Indien insgesamt ca. £22 Millionen ein, eine für damalige Verhältnisse gewaltige Summe (Ibid.). Die gesamten Staatseinkünfte Englands beliefen sich Patrick O'Brien zufolge im Jahr 1815 auf ca. £62 Millionen (was in etwa 18,2 Prozent des Nationaleinkommens entsprach, O'Brien 1988: 3).

land zu verschiffen lag nicht zuletzt daran, daß sie anstelle von Silberbarren nunmehr in großem Stil (mit bengalischen Steuereinnahmen aufgekaufte) Rohbaumwolle und später in Indien angebautes Opium in das Reich der Mitte exportieren konnte. Ohne die Eroberung Bengalens wäre die Ausweitung des Handels mit China, einem Land welches nach wie vor kein Interesse am Erwerb europäischer Fertigwaren hatte, wahrscheinlich in diesem Ausmaß nicht möglich gewesen (vgl. Darwin 2007: 180). Die indische Baumwolle steht mithin in einer doppelten Beziehung zur im 18. Jahrhundert einsetzenden Transformation der englischen Gesellschaft und Ökonomie: Einerseits wurde die Pflanzenfaser benötigt, um die Teeimporte nach England gegenzufinanzieren, andererseits fand sie zunehmend als Rohstoff im inländischen Textilgewerbe Verwendung. Während sich in England neben einer neuen Kultur des Konsums auch veränderte Produktionsweisen ausbreiteten – die Fortschritte in der Verarbeitung von Baumwolle markieren den Beginn der Industriellen Revolution –, setzte in Indien ein Prozeß der Deindustrialisierung ein, das Land wurde in kolonialer Zeit vom Fertigwaren- zum Rohstoffexporteur und führte statt kostbaren Stoffen preiswerte Rohbaumwolle aus (vgl. z.B. Bayly 1988: 146f.).

Welche Entwicklung die indische Wirtschaft und Gesellschaft im Fall einer Niederlage der EIC bei Plassey genommen hätte ist selbstverständlich nicht zu beantworten. Es ist aber nicht zu bestreiten, daß die englischen Kolonialherren jegliche Entwicklungsdynamik auf dem Subkontinent nachhaltig hemmten. Daß heutzutage in Bengalen wieder in großen Stil Textilien für den Export produziert werden, ist eine Ironie der Geschichte. Aber nach wie vor ist die Arbeit einer bengalischen Arbeiterin weniger wert als die einer Europäerin.

**4. Kohle und Kolonien:** Neben Indien waren die amerikanischen Kolonien für die Entwicklung der britischen Wirtschaft von entscheidender Bedeutung. Bei wachsender Bevölkerungszahl muß (wie bereits dargestellt) die landwirtschaftliche Produktion kontinuierlich gesteigert werden um mit dem Bedarf an agrarischen Erzeugnissen Schritt zu halten, einerseits durch Verbesserung der Erträge pro Flächeneinheit, andererseits durch Erschließung neuer Anbauflächen. Da der Ertragssteigerung unter vormodernen Bedingungen enge Grenzen gesetzt sind und Ackerland eine begrenzte Ressource ist, stößt die demographische Entwicklung früher oder später an eine natürliche Grenze. Irgendwann ist der vormals leere Raum besiedelt, die Berge sind abgeholzt und die Grenzen des Wachstums erreicht. Der steigende Bedarf an Lebensmitteln konkurriert zunehmend mit der Nachfrage nach Brennstoff, nach Genußmitteln und Bekleidung, und jede klimatische Störung kann in einer katastrophalen Hungersnot münden. Ein derartiger Schematismus ist Kenneth Pomeranz zufolge in historischen Maßstäben keinesfalls originär, er stellt vielmehr den Normalfall dar. Chinas Wirtschafts- und Bevölkerungswachstum endete zu Beginn des 19. Jahrhundert demzufolge tatsächlich in einer derartigen Sackgasse, während dies in Nordwesteuropa zum gleichen Zeitpunkt nicht der Fall war (Pomeranz 2003: 18). Auch in England wuchs die Bevölkerung ab Mitte des 18. Jahrhundert wieder stark an, aber vor allem zwei Faktoren befähigten demnach England, den Teufelskreis der "alten biologischen Ordnung" zu durchbrechen und die industrielle Entwicklung in Gang zu setzen: Kolonien und Kohle:

Erstens konkurrierte demnach die wachsende Nachfrage nach Zuckerrohr, Tee, Tabak und Baumwolle in Europa *nicht* mit der Nahrungsmittelproduktion, denn in der neuen Welt stand reichlich (im Zuge der *Conquista* entvölkertes) Land zur Verfügung, welches mit Hilfe afrikanischer Sklaven zu geringen Kosten bewirtschaftet werden

konnte. Nach Pomeranz entsprach im Jahr 1830 allein die nach Großbritannien importierte Baumwolle dem Äquivalent einer landwirtschaftlichen Fläche von ca. 93.000 km<sup>2</sup>, was die Ausdehnung sämtlicher Felder und Weiden des Vereinigten Königreichs und Nordirlands übersteigt (Ibid.).<sup>45</sup> Diejenigen Regionen hingegen, welche China als agrarische Peripherie hätten dienen können, standen zu dem Zeitpunkt, als die Krise sich manifestierte (im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts), bereits seit langer Zeit unter Kontrolle der Europäer.

Zweitens waren die englischen Kohlereviere mit ihren aus damaliger Perspektive unerschöpflichen Brennstoffvorräten leicht zu erschließen, so daß einer Ausweitung der Eisen- und Stahlproduktion sowie der Mechanisierung der Industrie mittels des Einsatzes von Dampfmaschinen keine natürlichen Grenzen gesetzt waren. In England befanden sich die wichtigsten Kohlereviere zudem in der Nähe der Küste, so daß die Kohle leicht in die Ballungszentren verschifft werden konnte.<sup>46</sup> In China hingegen waren laut Pomeranz die Kohlevorkommen nur schwer zugänglich, und die Forstwirtschaft konkurrierte folglich mit der Landwirtschaft; Holzkohle blieb lange der wichtigste Energieträger. Selbst wenn die Krise rechtzeitig erkannt worden wäre, lagen demnach die Transportkosten im 18. Jahrhundert zu hoch, um den Aufwand der Erschließung der chinesischen Kohlereviere zu rechtfertigen.

**5. Demographische Entwicklung:** Ich hatte bereits erläutert, daß die vergleichsweise niedrigen Geburtenraten die ökonomische Entwicklung in Nordwesteuropa begünstigte. Da die landwirtschaftliche Produktion mit dem Bevölkerungswachstum Schritt hielt, blieb England im Unterschied zu weiten Teilen des Kontinents von Hungernöten verschont. Welche Bedeutung dieser Sachverhalt für die wirtschaftliche Entwicklung genau hatte, ist selbstverständlich nur schwer zu rekonstruieren, daß wir es hier mit einem fördernden Faktor zu tun haben, sollte aber unstrittig sein. Der Zusammenhang wird unmittelbar einsichtig, wenn wir uns den umgekehrten Fall anschauen: wächst die Bevölkerung schneller als die Ökonomie, führt dies notwendig zu einer Verknappung von Ressourcen (seien es Lebensmittel, gewerbliche Erzeugnisse oder Arbeit), der Lebensstandard sinkt und die Zukunftsaussichten sind unsicher. In einer derartigen Situation sind soziale Konflikte und politische Instabilität wesentlich wahrscheinlicher. Fatalerweise ist das Bevölkerungswachstum ganz offenbar eine abhängige Größe, keine unabhängige Determinante. Auch wenn die genauen Zusammenhänge unzureichend untersucht sind, können wir davon ausgehen, daß Unsicherheit und fehlende Perspektiven mit hohen Geburtenraten korrelieren, während Menschen, die in (relativem) Wohlstand und vergleichsweise Sicherheit leben, weniger Kinder bekommen. Auch die Stellung der Frau in der Gesellschaft spielt diesbezüglich eine bedeutende Rolle, es besteht offenbar ein kausaler Zusammenhang zwischen dem Schulbesuch von Mädchen einerseits und deren Heiratsalter und späterer Kinderzahl (vgl. z.B. Kebede et. al. 2019).

---

<sup>45</sup> Pomeranz legt bei dieser Berechnung zugrunde, daß die Baumwollimporte auch in Übersee durch heimische Wollerzeugung substituiert werden müßte, von daher die hohe Zahl, die auf die relativ geringe Produktivität der Schafzucht pro Flächeneinheit im Vergleich zum Anbau von Baumwolle reflektiert.

<sup>46</sup> Tony Wrigley zufolge wäre eine Industrialisierung Englands ohne die Erschließung der Kohlevorkommen niemals möglich gewesen (2010: 193). Das einzig gravierende Problem bestand darin, daß sich die Gruben mit Wasser füllten, sobald sie tiefer reichten. Stellte man aber Dampfmaschinen an den Schächten auf, war es möglich diese mit einem einfachen Mechanismus leer zu pumpen. Die geringe Energieeffizienz der frühen Dampfmaschinen spielte keine Rolle, Brennstoff war vor Ort in großen Mengen fast kostenlos verfügbar (Pomeranz 2000: 67f.).

**6. Soziale Ungleichheit:** Ein hohes Bevölkerungswachstum erzeugt mithin (wenn die Wirtschaft nicht in gleichem Maß wächst) Unsicherheit und Instabilität, was wiederum zu hohen Geburtenraten führt. Armut ist aber fast immer auch eine relative Kategorie (ich komme weiter unten noch darauf zurück), so daß der Ausweg aus dieser fatalen negativen Rückkopplungsschleife mindestens zum Teil in einer gerechteren Verteilung der gesellschaftlichen Ressourcen liegen dürfte – zumindest scheint empirisch belegt zu sein, daß ein hohes Maß an sozialer Ungleichheit die politischen "Eliten" diskreditiert (vgl. Han/Chang 2016). Eine gerechtere (bzw. als gerecht empfundene) Verteilung der gesellschaftlichen Ressourcen dürfte nicht nur die politische Stabilität befördern, ein funktionierendes Sozialsystem könnte zudem Unsicherheit und Perspektivlosigkeit durch ein Gefühl der Sicherheit und "Solidarität" ersetzen – womit wir wieder beim oben bereits aufgeführten Faktor "good governance" angelangt wären.

Ich muß es an dieser Stelle bei diesen knappen Bemerkungen belassen, der Sachverhalt müßte anhand belastbarer Fallstudien und historischer Vergleich noch genauer examiniert werden. Es erscheint mir aber zumindest als wahrscheinlich, daß die englische Sozialfürsorge und der möglicherweise im Vergleich zu Indien oder China deutlich geringere Abstand zwischen "oben" und "unten" einen entscheidenden Anteil an der divergenten Entwicklung hatte. Um ein kurzes Fazit der obigen Auflistung zu ziehen: Es sollte deutlich geworden sein, daß kein einzelner der genannten Faktoren für sich genommen ausreichend ist, die unterschiedlichen Niveaus der sozio-ökonomischen Entwicklung zu erklären. Dies liegt daran, daß sie einerseits teilweise interdependent sind, d.h. sich wechselseitig bedingen und verstärken, und andererseits für sich genommen jeweils zwar notwendig, aber nicht hinreichend sind.

Das schwächste Glied in der Kette ist allerdings die auf die geographischen Verhältnisse abzielende Argumentation, denn zu der Zeit, als England die lokalen Kohlevorkommen in zunehmendem Maße ausbeutete, zeichneten sich bereits die Grundzüge der späteren "internationalen Arbeitsteilung" ab, so daß der benötigte Brennstoff ebenso wie andere Rohstoffe und Agrarerzeugnisse hätten importiert werden können. Tatsächlich generierte die ökonomische Entwicklung in den "Zentren" eine Eigendynamik, welche in Gestalt einer "positiven Rückkopplungsschleife" die oben aufgeführten Bedingungen dort fortwährend verstärkte, während sie in den politisch und ökonomisch abhängigen Ländern der späteren "Dritten Welt" sich gar nicht erst in hinreichendem Maß herausbilden konnten.

Im folgenden Kapitel wird es deshalb zunächst um die ökonomische Dynamik innerhalb der "Weltgesellschaft" gehen, bevor wir uns dann wieder den Verhältnissen in den Industriegesellschaften zuwenden und die Konsequenzen der Wachstumsökonomie betrachten.

## Freihandel und Wirtschaftswachstum

Die Frage, ob ein freier Welthandel das wirtschaftliche Wachstum fördert, wird heutzutage leidenschaftlich diskutiert. Adam Smith, einer der Begründer der Volkswirtschaftslehre, war der Ansicht, daß *alle* Nationen von wechselseitiger Spezialisierung und freiem Warenaustausch profitieren könnten, weil sie auf diese Weise jeweils komparative Kostenvorteile erzielen. Wie gerade gesehen trifft diese Auffassung aber zumindest dann nicht zu, wenn die Handelspartner in einer asymmetrischen Beziehung zueinander stehen, und im ungleichen Austausch der stärkere sich einen Teil der Arbeitsleistung des schwächeren aneignet. Aber selbst, wenn beide Seiten politisch gleichberechtigt sind, kann eine divergierende Produktivitätsentwicklung zu einem strukturellen Ungleichgewicht führen.

### *Produktivität, Akkumulation und Konzentration*

Daß die "internationale Arbeitsteilung" Ungleichgewichte erzeugt und Gewinner wie Verlierer hervorbringt, liegt neben dem gerade erwähnten Macht- bzw. Wertgefälle auch in der Eigendynamik der Marktwirtschaft. Damit die folgenden Ausführungen nicht allzu abstrakt bleiben, will ich diese Dynamik zunächst am Beispiel zweier *auf dem Markt miteinander konkurrierender* Unternehmen illustrieren (Tabelle 4), und anschließend erläutern, welche Konsequenzen dies für den Handel zwischen Staaten hat.

(1) Die Ausgangslage im Jahr 1 ist folgende: Betrieb A produziert in Handarbeit zu Stückkosten von 100,- eine Einheit pro Tag, Betrieb B hat in Maschinen investiert und produziert bei gleichem Arbeitseinsatz die doppelte Menge (die Arbeitsproduktivität von B ist nach der Mechanisierung mithin doppelt so hoch wie diejenige von A). Trotz der zu berücksichtigenden Kapitalkosten liegen die Stückkosten bei B um 25 Prozent niedriger als bei A. D.h. B erwirtschaftet im Unterschied zu A einen Gewinn von 10.000,- pro Jahr.

(2) Nach zehn Jahren investiert Betrieb B die akkumulierten Gewinne in eine Erweiterung des Maschinenparks. Die Produktion steigt nochmals um 100 Prozent, die Stückkosten fallen auf 50 Prozent des Ausgangswerts.

Betrieb A - arbeitsintensive Produktion									
Jahr	Arbeits-tage	Produktion (Stückzahl)	Arbeits-kosten	Anlage-vermögen	Kapital-kosten	Stück-kosten	Preis	Erlös	Gewinn
1	200	200	20.000,-			100,-	100,-	20.000,-	
10	200	200	20.000,-			100,-	100,-	20.000,-	
11	③ 250	250	20.000,-			80,-	③ 80,-	20.000,-	
20	250	250	20.000,-			80,-	80,-	20.000,-	
21	⑤ 333	333	20.000,-			60,-	60,-	20.000,-	

Betrieb B - kapitalintensive Produktion									
Jahr	Arbeits-tage	Produktion (Stückzahl)	Arbeits-kosten	Anlage-vermögen	Kapital-kosten	Stück-kosten	Preis	Erlös	Gewinn
1	200	400	20.000,-	① 100.000,-	10.000,-	75,-	100,-	40.000,-	10.000,-
10	200	② 800	20.000,-	② 200.000,-	20.000,-	50,-	100,-	80.000,-	40.000,-
11	200	800	⑤ 24.000,-	200.000,-	20.000,-	55,-	③ 80,-	64.000,-	20.000,-
20	200	1600	24.000,-	④ 400.000,-	40.000,-	40,-	80,-	128.000,-	64.000,-
21	200	1600	⑤ 36.000,-	400.000,-	40.000,-	48,-	⑤ 60,-	96.000,-	20.000,-

Tab. 4: Divergierende Produktivitätsentwicklung

(3) Um den Absatz angesichts der gesteigerten Produktion zu sichern, senkt B den Preis von 100,- auf 80,- pro Stück, gleichzeitig werden die Löhne um 20 Prozent erhöht. Da Betrieb A in direkter Konkurrenz zu B steht, muß auch hier der Preis gesenkt werden, dies kann aber nur durch eine Intensivierung der Arbeit und somit eine de facto Lohnsenkung erreicht werden. In Betrieb A wird jetzt *für weniger Geld mehr gearbeitet* als bei B!

(4) Nach weiteren 10 Jahren investiert B nochmals akkumuliertes Kapital in die Mechanisierung der Produktion.

(5) Wiederum kann bei B gleichzeitig der Preis gesenkt und die Löhne erhöht werden. A muß bei den Preisen erneut mitziehen, so daß schließlich bei A 66 Prozent mehr gearbeitet wird für einen Lohn, der nur noch 55 Prozent des bei B gezahlten Entgelts beträgt. Bei der nächsten Rationalisierungswelle wird A schließlich keine weiteren Preisenkungen vornehmen können und sich vom Markt zurückziehen müssen. Die in diesem Betrieb Beschäftigten werden arbeitslos und müssen sich eine andere Beschäftigung suchen.

Das Beispiel illustriert zunächst nochmals die Situation, in welcher sich die Heimarbeiter in der Epoche der Industrialisierung befanden. Gleichzeitig wird deutlich, welches Potential durch produktive Investitionen in arbeitssparende Maschinen freisetzt: Nicht nur die Gewinne der Unternehmen steigen, auch die Preise sinken, während sich das Volumen der Produktion gleichzeitig potentiell vervielfacht. Damit dieses Potential aber tatsächlich realisiert werden kann, muß aber auch eine entsprechende Nachfrage vorhanden sein, d.h. die Menschen müssen über das nötige Geld verfügen, die Produkte zu kaufen. Es sollte unmittelbar einsichtig sein, daß selbst bei sinkenden Preisen der Markt recht schnell "gesättigt" ist, wenn keine entsprechende Kaufkraft besteht. Das Anwachsen des Wohlstands immer weiterer Kreise der Bevölkerung ist tatsächlich eine der zentralen Bedingungen für wirtschaftliches Wachstum. Die Lohnerhöhungen, die historisch für einen kontinuierlichen Anstieg der "Binnennachfrage" führten wurden allerdings in erster Linie von den Arbeitern erkämpft und ihnen nicht von den Unternehmern aus ökonomischem Kalkül oder philanthropischen Motiven zugestanden. Es wäre deshalb ein gravierender Fehler, die Bedeutung einer organisierten Arbeiterschaft für die ökonomische Entwicklung zu unterschätzen: Ohne steigende Nachfrage ist wie gesehen kein Wachstum möglich, ohne hohe Löhne besteht kein Anreiz für produktive Investitionen. Die Fokussierung der Wirtschaftswissenschaft auf die Produktions- und Distributionsseite, d.h. auf Industrie und Märkte verdunkelt allerdings bisweilen diesen zentralen Sachverhalt (ich komme gleich bei der Diskussion der "Wachstumswangs" darauf zurück).

Die obige Musterrechnung verdeutlicht darüber hinaus aber auch, daß im freien Welthandel ein strukturelles Ungleichgewicht zugunsten derjenigen Standorte besteht, die aufgrund hoher Produktivität kostengünstiger produzieren. Jene Länder, die im Zuge der skizzierten Dynamik "abgehängt" werden, haben kaum noch eine Möglichkeit, das nötige Kapital aufzubringen, um Anschluß an die Produktivitätsentwicklung zu gewinnen. Die im vorletzten Kapitel wiedergegebenen Schätzungen zu den Kostensenkungen, welche der Einsatz von Maschinen im englischen Textilgewerbe ermöglichte verdeutlichen, daß die indischen Baumwollspinner und -Weber selbst dann in Ermangelung der entsprechenden Technologien möglicherweise Probleme gehabt hätten, konkurrenzfähig zu bleiben, wenn die britischen Kolonialherren keine gezielte Politik der "Deindustrialisierung" betrieben hätten.

Daß heute Bengalen erneut ein Zentrum der Textilindustrie ist, hat seinen Grund insbesondere darin, daß der Mechanisierung bei der Herstellung einiger Produkte Grenzen gesetzt sind. Man kann dies recht einfach anhand der Herstellung von Hemden verdeutlichen: Wurden Kleidungsstücke zunächst mühsam per Hand genäht, ermöglichte die Anschaffung von Nähmaschinen eine Vervielfachung der Arbeitsproduktivität (selbst wenn die ersten Nähmaschinen noch mit Fußpedalen betrieben wurden). Die weitere Verbesserung der Technik (elektrischer Antrieb, Programmsteuerung etc.) führte zu einem weiteren Produktivitätszuwachs, der aber nicht mehr so gravierend war. Ich kann die Zahlen nicht verifizieren, aber mir scheint durchaus plausibel, daß eine Schneiderin mit einer einfachen Nähmaschine zehnmal so viele Hemden nähen kann wie per Hand, die automatisierte Maschine verdoppelt aber wohl lediglich ihre Tagesleistung nochmals. Irgendwann ist schließlich das Potential zur Produktivitätssteigerung ausgereizt, und da immer noch jede einzelne Nähmaschine von einer Schneiderin bedient werden muß, geraten nun die Lohnkosten in den Fokus. Wenn also keine weitere Produktivitätssteigerung durch technische Innovation mehr möglich bzw. ökonomisch sinnvoll, der Bedarf an Arbeitskräften aber weiterhin hoch ist, werden Länder wie Indien und Bangla Desh aufgrund ihrer niedrigen Löhne wiederum als Industriestandort interessant – in diesem Fall befinden sie sich aber nicht in einem Wettbewerb um die höchste Produktivität (wie die Industriestaaten), sondern konkurrieren mit anderen Ländern um die niedrigsten Löhne und Unternehmenssteuersätze.<sup>47</sup>

Ob es einen Weg vom Niedriglohnland zur "entwickelten" Industrienation mit hohem Lohnniveau gibt, erscheint fraglich. Ich kann hier allerdings nicht im Detail die Voraussetzungen diskutieren, welche gegeben sein müssen, um einen erfolgreichen Prozeß "nachholender Modernisierung" in Gang zu setzen, ebenso wenig wie ich eine Prognose darüber abgeben kann, ob China, Indien und Brasilien sich diesbezüglich auf einem erfolgreichen Weg befinden. Wahrscheinlich bedarf es einer gewissen Größe und entsprechenden politischen Gewichts, um diesen Weg beschreiten zu können – neben all den anderen Faktoren, die im vorstehenden Kapitel bereits aufgelistet wurden. In diesem Zusammenhang wäre auch zu diskutieren, inwieweit die "Entwicklungsmodelle" von Institutionen wie Weltbank und Währungsfonds und auch der Europäischen Union tatsächlich eine nachhaltige gesellschaftliche und ökonomische Entwicklung befördern, welche die Lebensbedingungen der arbeitenden Menschen und deren gesellschaftliche und politische Partizipation verbessert. Möglicherweise ist das nicht der Fall, und die von diesen Institutionen verfolgten Politiken führen vor allem zu einer Spaltung der Gesellschaft in "Modernisierungsgewinner" und "-Verlierer". Diese Thematik bedarf aber in jedem Fall einer gesonderten Analyse und würde den Rahmen dieses Skripts deutlich sprengen.

---

<sup>47</sup> An dieser Stelle klärt sich auch die Frage, warum in Griechenland keine Autos gebaut oder andere Fertigerzeugnisse hergestellt werden (was eine der Ursachen "griechischen Misere" ist): Die Unternehmen, die in diesem Wettbewerb erfolgreich sind, produzieren nicht nur immer kostengünstiger, sie werden auch immer größer (teilweise durch Fusionen, die ihnen weitere Kostenvorteile verschaffen sollen). Ein vergleichsweise kleines Land wie Griechenland könnte wahrscheinlich keine eigene Automobilindustrie aufbauen (selbst wenn das know-how vorhanden wäre) weil es gar nicht über das Kapital verfügte, eine moderne Fabrik zu finanzieren. Für ausländische Investoren hingegen dürften die Lohnkosten im Vergleich zu Billiglohnländern wie Ungarn oder Rumänien zu hoch sein. Angesichts der enormen Unterschiede der Lohnhöhe in den einzelnen europäischen Ländern relativiert sich die Feststellung, Produktivitätssteigerungen seien der einzige Weg zur Kostensenkung ein Stück weit; die Verlagerung in Billiglohnländer bietet sich ebenfalls als Option an, wenn ein gemeinsamer Wirtschaftsraum existiert. In der Regel setzt der Wettbewerb um die niedrigsten Löhne aber erst dann ein, wenn das Rationalisierungspotential ausgeschöpft ist und die Produktion nicht weiter automatisiert werden kann.

### Der Zwang zum Wachstum

Die Essenz der "Marktwirtschaft" besteht darin, daß sich die unterschiedlichen Hersteller bei Herstellung von nahezu sämtlichen Konsumgütern in einem permanenten Wettstreit um die niedrigsten Preise befinden (bzw. um das beste Preis-Leistungs-Verhältnis, die Produkte werden auch ständig verbessert). Die Konkurrenz ist nachgerade das definierende Merkmal des "Marktes". Der einzige Weg, in diesem Wettstreit langfristig zu bestehen, besteht darin, die Kosten durch eine Erhöhung der Produktivität zu senken – das sollte bis hierhin hinreichend deutlich geworden sein.



Abb. 5: Eigenlogik der expansiven Marktwirtschaften

In Abbildung 5 ist nochmals der expansive Wachstumskreislauf schematisch dargestellt, wie er für die modernen Industriegesellschaften kennzeichnend ist:

(1) Auf einem "freien", d.h. nicht regulierten Markt entscheiden die Verbraucher sich typischerweise für das preiswerteste Produkt, bzw. dasjenige mit den günstigsten Preis-Leistungs-Verhältnis.

(2) Die um Marktanteile konkurrierenden Anbieter sind permanent genötigt, Preise zu senken und/oder die Qualität zu verbessern. Dies wiederum impliziert die Senkung der Herstellungskosten. Eine Intensivierung der Arbeitsabläufe kann mittels der Reorganisation der Produktion (z.B. Einführung des Fließbands) oder des sog. "Outsourcing" arbeitsintensiver Tätigkeiten erfolgen, wird aber primär durch den vermehrten Einsatz von arbeitssparenden Maschinen erreicht.

(3) Unternehmen sind mithin fortlaufend genötigt zu investieren.

(4) Im Zuge der Mechanisierung der Produktion wird fortwährend menschliche Arbeitskraft durch kapitalintensive Maschinen substituiert.

(5) Die dadurch bewirkte Erhöhung der Produktivität bewirkt einerseits, daß bei mengenmäßig gleichbleibender Produktion permanent Arbeitskräfte freigesetzt werden.

(6) Andererseits partizipieren die Arbeitenden an der Produktivitätsentwicklung da die Steigerung der Wertschöpfung pro Beschäftigtem nicht nur die Erhöhung der Löhne, sondern auch die Reduzierung der Arbeitszeiten ermöglicht (die 40-Stunden Woche wurde in der Bundesrepublik erst ab den 1960er Jahren zur Norm).

(7) Die Erhöhung des Lohnniveaus führt wiederum zu einer Steigerung der Nachfrage, was eine Ausweitung der Produktion nach sich zieht.

Für die Konsumenten hat diese "Eigenlogik" der Marktwirtschaft den Vorteil, daß die Produkte immer billiger und/oder besser werden; es wird immer mehr immer kostengünstiger produziert. Allerdings werden mit der Erhöhung der Produktivität mittels Investitionen in arbeitssparende Technologien auch immer weniger Arbeitskräfte zur Herstellung der gleichen Menge an Produkten benötigt. *Würden wir nicht (wertmäßig) immer mehr Waren und Dienstleistungen konsumieren, nähme die Zahl der benötigten Arbeitskräfte im Zuge der Produktivitätsentwicklung kontinuierlich ab.* Es muß also immer mehr produziert und verkauft werden; dies ist der entscheidende Sachverhalt, dem die Wirtschaftspolitik Rechnung zu tragen hat, und deshalb auch spielen "Wachstumsorientierung" und "Wettbewerbsfähigkeit" im entsprechenden Diskurs eine derart herausragende Rolle!

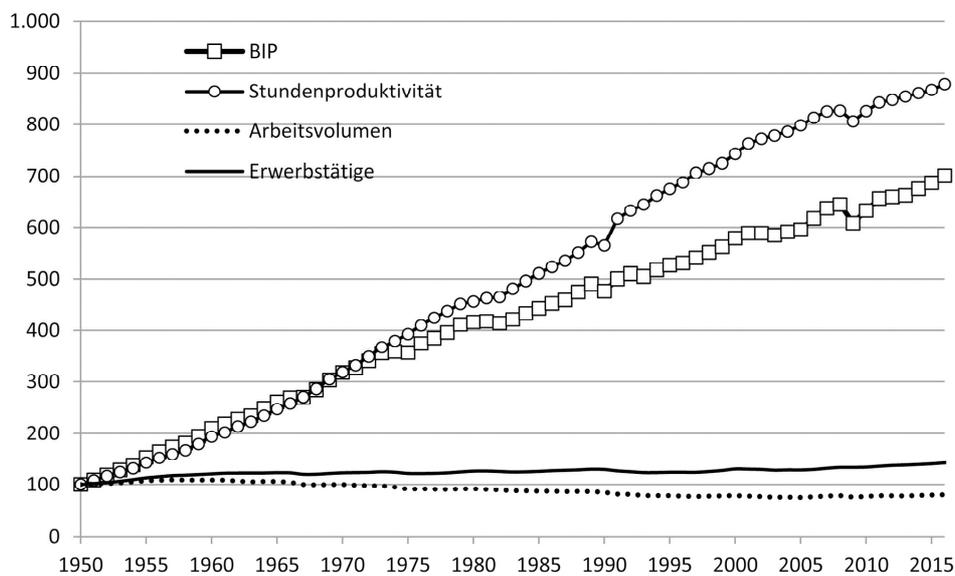


Abb. 6: Produktivitätsentwicklung und Wirtschaftswachstum in Deutschland seit 1950 (aus Geiger/Prettner/Schwarzer 2018: 62)

Ein mit der Produktivitätsentwicklung Schritt haltendes Wirtschaftswachstum ist mithin zwingend notwendig, um ein Anwachsen der Arbeitslosigkeit zu verhindern. Wie Abbildung 6 verdeutlicht, war dies in Deutschland seit 1950 weitgehend der Fall, zwar übertraf die Steigerung der Produktivität seit Anfang der 1970er Jahre das Wachstum, gleichzeitig sank aber auch aufgrund von Arbeitszeitverkürzungen die Zahl der geleisteten Arbeitsstunden.<sup>48</sup> Das Wachstum wiederum kann aber *nur* durch eine Steigerung der Nachfrage gesichert werden, entweder durch die Vermarktung neuer oder verbesserter Produkte im Inland,<sup>49</sup> oder durch die Erschließung ausländischer Absatzmärkte. Bezüg-

<sup>48</sup> Der deutliche Anstieg des Lohnniveaus ist vor allem auch darauf zurückzuführen, daß die Arbeiterschaft in den Industrienationen weitestgehend gewerkschaftlich organisiert waren und sich ihren Anteil am gesellschaftlichen Reichtum nicht zuletzt durch Streiks erkämpften. Ohne eine entsprechende Verhandlungsmacht der Werktätigen wäre "soziale Marktwirtschaft" wohl nur eine leere Phrase. Sog. "neoliberale" Politiken zielten und zielen auch darauf ab, die Macht der Gewerkschaften zu brechen, und so die Verhandlungsposition Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer zu schwächen.

<sup>49</sup> Auch eine geringere "Haltbarkeit" von Produkten fördert selbstverständlich das Wachstum, das Stichwort "Fast Fashion" soll hier ausreichen.

lich des zweiten Punkts sind Freihandelsabkommen, d.h. der Abbau von "Handelshemmnissen" als Element einer wachstumsorientierten Wirtschaftspolitik bedeutsam. Ob es ökologisch sinnvoll ist, deutsche Autos in die USA zu exportieren um im Gegenzug Hähnchenfleisch einzuführen, ist angesichts der ökonomischen Zwänge offenbar gar nicht mehr diskussionsfähig. (Die diesbezügliche "Spitze des Eisbergs" stellt der Export von subventionierten EU-Agrarerzeugnissen nach Afrika dar.)

Kann ein Unternehmen aber keine neuen Absatzmärkte erschließen, werden bei Sättigung der Nachfrage zwangsläufig als Folge der fortlaufenden Produktivitätssteigerung Arbeitsplätze abgebaut. (D.h., wenn jede einzelne Person immer mehr produziert, benötige ich wie gesehen bei gleichbleibender Menge weniger Arbeitende). Diese nicht benötigten Arbeitskräfte müssen in anderen Branchen unterkommen, was einer der Gründe dafür ist, daß die Politik aktiv Industrieansiedlungen fördert (und entsprechende Anreize schafft z.B. durch niedrige Unternehmenssteuern).

Ein weiteres Element einer auf Wachstumsförderung ausgerichteten Wirtschaftspolitik kann deshalb die Förderung des Niedriglohnsektors sein, um die im Zuge der weitgehenden Automatisierung der Produktion dort nicht mehr benötigten gering qualifizierten Beschäftigten "aufzufangen", d.h. jene Personen, die manuelle Arbeiten ausführten, die nunmehr von Maschinen bzw. Robotern erledigt werden. (Ich komme auf diesen Aspekt im übernächsten Kapitel im Zusammenhang mit der Diskussion über "Prekarität" und "Prekariat" zurück.)

Die vorstehende Erörterung der vermeintlich notwendig expansiven Dynamik der Marktwirtschaft hat auf den ersten Blick nur wenig mit unserem Gegenstand zurück. Dieser Eindruck trägt aber, was umstandslos deutlich wird, wenn wir danach fragen, warum denn die Menschen all die Dinge kaufen, die ihnen angeboten werden. Anders als von John Maynard Keynes 1930 prophezeit, ist die 15 oder 20 Stunden-Woche bei allgemeinem Wohlstand keine Norm. Anders sähe die Situation aus, zögen die Menschen Freizeit dem Konsum vor. Aber abgesehen davon, daß viele einfach nicht genug verdienen, um diese Option zu haben, steigt das Konsumniveau weiterhin kontinuierlich an, obwohl die Menschen dadurch nicht glücklicher werden. Die Frage, warum das so ist, kann zumindest teilweise durch einen Rückbezug auf die hierarchische Struktur auch unserer Gegenwartsgesellschaft erklärt werden – denn mit der Hierarchie den Menschen korrespondiert eine Hierarchie der Dinge. Der Zusammenhang zwischen Sozialstruktur und Konsumverhalten ist Gegenstand des folgenden Kapitels.

### "Jenseits von Stand und Klasse"?<sup>50</sup>

Seit dem Entstehen hierarchisch gegliederter Gesellschaften zeigt die Kleidung der Menschen ihren gesellschaftlichen "Stand" an, die Hierarchie der Menschen korrespondierte mit einer klar kodifizierten *Hierarchie der Dinge*. Von "standesgemäßer Kleidung" zu sprechen erscheint uns heute wahrscheinlich als reichlich antiquiert, aber vor nicht einmal hundert Jahren korrespondierte der Kleidungsstil eines Menschen direkt mit dessen Schichtzugehörigkeit. Noch in den Jahrzehnten unmittelbar nach Ende des zweiten Weltkriegs war zum Beispiel auf den ersten Blick sichtbar, wer Arbeiter war und wer Angestellter: Arbeiter trugen auf dem Weg zur Arbeit Mützen und Duffeljacken, Angestellte hingegen Mäntel und Hüte.<sup>51</sup> Die Wahl der Kleidung hing insgesamt weniger als heute (zumindest scheint es rückblickend so, wir werden diese Annahme aber noch kritisch hinterfragen müssen) vom individuellen Geschmack ab als von gesellschaftlichen Konventionen, die vorschrieben, was für die jeweilige Gruppe passend war – eben standesgemäß.<sup>52</sup> Was für das äußere Erscheinungsbild galt, traf auf die Konsum- und Freizeitgewohnheiten insgesamt zu, mit der standesgemäßen Kleidung ging ein ebensolches Auftreten bzw. "Benehmen" einher: Bier und Wein, Kino und Theater markierten ebenso eine soziale Differenz wie Fahrrad und Automobil, Speisekammer und Kühlschrank. Die Vorlieben der gehobenen Schichten waren nicht nur deutlich kostspieliger als diejenigen des Proletariats, sie galten auch als kulturell höherwertig; und waren damit für zumindest viele Angehörige am unteren Ende der sozialen Stufenleiter zwar erstrebenswert, aber zugleich unbezahlbar.

Das gesellschaftliche "Oben" und "Unten" wurde im Kontext dieser "Semantik des Sozialen" folglich als *Werteskala* begriffen, *welche die soziale Ordnung nicht nur repräsentiert, sondern sie zugleich legitimiert*; wobei die Wertigkeit aus den Attributen resultierte, welche den jeweiligen Gruppen zugeschrieben wurde (siehe Tabelle 5, ich werde diese Werturteile noch ausführlicher thematisieren, weshalb die knappen Ausführungen an dieser Stelle genügen sollen).

"unten"	"oben"
arm	reich
unkultiviert	kultiviert
grob, derb	verfeinert, elegant
hemmungslos	zurückhaltend (zumindest nach außen hin: " <i>pas devant les enfants</i> ")
ungebildet, ignorant	gebildet

Tab. 5: Attribute der sozio-kulturellen Werteskala

<sup>50</sup> Die folgenden Passagen basieren auf dem 6. Kapitel meines Skripts zur Konsumsoziologie. Ich habe darauf verzichtet, den Text komplett neu zu verfassen, sondern nur einige punktuelle Änderungen und Ergänzungen vorgenommen.

<sup>51</sup> In der Firma waren dann blaue Arbeitskleidung gegenüber dem Anzug und der Krawatte die Unterscheidungsmerkmale: die Differenz zwischen "blue collar" und "white collar", und damit zwischen schlecht entlohnter körperlicher und besser bezahlter "geistiger" Arbeit prägte lange die Arbeitswelt.

<sup>52</sup> Der Begriff "Hochstapler" beschrieb aus soziologischer Sicht recht passend jene, die mehr scheinen als sein wollten; sei es um andere lediglich zu "blenden", oder um sie zu betrügen.

Sozialer Aufstieg erschien dergestalt folgerichtig als kultureller Aufstieg – in England wurde die Arbeiterklasse noch in den 1960er Jahren als "*the great unwashed*" bezeichnet, was den Sachverhalt vielleicht am besten verdeutlicht – der Schmutz auf der Arbeitskleidung disqualifizierte den Menschen, der sie trug.<sup>53</sup>

Seit den 1950er Jahren transportierte die Industriegesellschaft zumindest in Westdeutschland ein nahezu universelle Versprechen von sozialem Aufstieg und Wohlstand, welches charakteristisches Merkmal der "sozialen Marktwirtschaft" ist. Noch vor hundert Jahren allerdings ging ein Gespenst um in Deutschland und Europa; die Anhänger von Karl Marx und Friedrich Engels waren fest davon überzeugt, daß in naher Zukunft die unterdrückten und ausgebeuteten Arbeiter der Industrienationen sich erheben und die bestehende Ordnung hinwegfegen würden. Die große proletarische Weltrevolution sollte der Menschheit ein ewigwährendes goldenes Zeitalter der Friedens, des Wohlstands und der sozialen Gleichheit bescheren. Es würde keine Herren mehr geben und keine Knechte, keine Ausbeuter und keine Ausgebeuteten, nur noch die universelle Solidarität der arbeitenden Menschen, welche sich selbst regierten. Die Marxsche Prophezeiung erfüllte sich bekanntermaßen nicht,<sup>54</sup> der vermeintlich nicht zu versöhnende "Widerspruch" zwischen Kapital und Arbeit wurde insbesondere in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg in den westlichen Industrienationen im Zuge des anwachsenden Wohlstands durch Lohnerhöhungen, Arbeitszeitverkürzungen so weit abgemildert, daß sich die "Systemfrage" nur noch für eine kleine Minderheit stellte. Das deutsche Wort "Sozialpartnerschaft" bringt diese Entwicklung vielleicht am besten auf den Punkt; und wengleich die politische Entwicklung in den europäischen Ländern jeweils sehr unterschiedlich verlief, kann man zumindest für die Staaten der ursprünglichen Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft sowie für Skandinavien konstatieren, daß mit der politischen Emanzipation der Arbeiterklasse ein Maß an ökonomischer Partizipation einherging, welches den "Klassenkampf" früherer Jahrzehnte obsolet machte.

Im Zuge der Ausbreitung "alternativer" Lebensstile ab den 1970er Jahren geriet die Klassengesellschaft als Referenzpunkt folgerichtig zunehmend aus dem Blickfeld des öffentlichen und auch des wissenschaftlichen Diskurses (dies zumindest ist mein persönlicher Eindruck, den ich aber nicht durch eine systematische Analyse der Literatur belegen kann oder will). Wenn nun von "Emanzipation" gesprochen wurde, ging es primär um das Geschlechterverhältnis (selbstverständlich ebenfalls ein Thema von überragender gesellschaftlicher Bedeutung, ich werde noch ausführlich darauf zurückkommen), und um von den sozialen Normen abweichende Formen von Sexualität. Zu einer Zeit, als vermeintlich alle Einwohner der Bundesrepublik Deutschland über Autos, Farbfernseher und Einbauküchen verfügten, verloren zudem die Tarifverhandlungen zwischen den Vertretern von "Arbeitgebern" und "Arbeitnehmern" ihre politische Signifikanz – zumal zeitgleich immer mehr Menschen nicht nach mehr Geld verlangten, sondern "Selbstverwirklichung" anstrebten. In dem Maße, wie scheinbar alles für jede und jeden erschwinglich (von Kühlschränken und Waschmaschinen zu Automobilen und

---

<sup>53</sup> Im Englischen wurden sozial höhergestellte Personen zudem als "*Bettors*" bezeichnet; ihre soziale und kulturelle Dominanz machte sie in ihrem Selbstverständnis zu besseren Menschen. Das 2019 erschienene Buch "*The Class Ceiling*" betont allerdings, daß sich die elitären Kreise nicht mehr als "besser" verstehen und im klassischen Sinn "versnobt" sind, vielmehr komme es zu Mechanismen der Selbstrekrutierung basierend auf einem diffusen Gefühl der "sozialen Homophilie" (Friedman/Laurison 2019: 116). Das möglicherweise veränderte Selbstverständnis der Reichen und Privilegierten ändert aber nichts an den realen gesellschaftlichen Verhältnissen, in diesem Fall der weitgehenden Abschottung der "Elite", wir werden noch darauf zurückkommen.

<sup>54</sup> Schon gar nicht in der Sowjetunion und deren "realsozialistischen" Ablegern, wo die Herrschenden ihr bestes gaben, das Ideal einer freien und gerechten Gesellschaft zu diskreditieren.

Fernreisen), und der soziale Aufstieg von der Ausnahme zur Norm wurde, stellten insbesondere die Angehörigen der jüngeren Generation gesellschaftliche und kulturelle Normen in Frage. Dies galt für Lebensentwürfe ebenso wie für Konsumgewohnheiten und Geschlechterstereotypen, die Kinder folgten nicht mehr dem gleichen Lebensweg wie ihre Eltern sondern orientierten sich zunehmend an anderen Rollenvorbildern.<sup>55</sup>

Diese Entwicklung wurde von dem Soziologen Ulrich Beck zu Beginn der 1980er Jahre in einem Aufsatz mit dem Titel "Jenseits von Stand und Klasse" als "Individualisierung" bezeichnet. Ich will an dieser Stelle nicht Becks Argumentation nachzeichnen sondern lediglich hervorheben, daß aus Sicht der Soziologie die Gesellschaft vermeintlich deutlich komplexer geworden war. Die "Multioptionsgesellschaft" (Peter Gross) wurde komplexer, nicht nur weil sich im Zuge des ökonomischem Wachstums massenhaft Aufstiegschancen ergaben, sondern vor allem, weil sich die Konsummuster von der Schichtzugehörigkeit entkoppelten und "pluralisierten" – die sozialen Schichten bzw. Klassen werden von Subkulturen und "Milieus" zumindest überlagert.<sup>56</sup>

Mit der Ausbreitung des materiellen Wohlstands in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhundert schien mithin die Gleichsetzung von Reichtum und Kultur hinfällig zu werden. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu stellte diesbezüglich bereits 1979 in seinem Buch "Die feinen Unterschiede" die Sozialstruktur mittels eines zweidimensionalen Schemas dar (vgl. Abb. 6), welches auf der einen Achse die "Lebenslage", d.h. das verfügbare Einkommen oder Vermögen, und auf der anderen die "Lebensstile", also die Konsummuster, auftrug. Diese Konstruktion des "sozialen Raums" korrespondiert mit einem anderen zentralen Postulat von Bourdieu, nämlich der These von der wechselseitigen Konvertierbarkeit des ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapitals: Geld ermöglicht demnach z.B. das Studium an einer exklusiven Universität, an der ich Beziehungen aufbaue, die meiner späteren Karriere zuträglich sind, oder mein geschliffenes Auftreten macht im Bewerbungsgespräch den entscheidenden Unterschied, usw.

Bourdieu weist mit dieser Dreiteilung zunächst lediglich auf eine Binsenweisheit hin: daß es nämlich guter Beziehungen und ebenso guter Umgangsformen sowie Bildung bzw. Ausbildung bedarf, um es im Leben zu etwas zu bringen. Geschmack und Manieren konstatieren den "Habitus", d.h. die Art und Weise, wie wir nach außen hin auftreten. Mit unserem Auftreten (unserem Äußeren und unseren "Manieren") bringen wir unseren Status oder unseren Anspruch auf einen bestimmten Status zum Ausdruck. Zu analysieren, auf welcher Grundlage Menschen einander anhand bestimmter "äußerer" Attribute (z.B. Bekleidung und Auftreten) einschätzen und *bewerten* ist aber selbstverständlich immens wichtig, wenn man sich die Frage stellt, wie Ungleichheit "gelebt" und perpetuiert wird. Diesbezüglich liefert Bourdieu durchaus etliche wertvolle Hinweise. Allerdings kann sein Schema (so instruktiv es auf den ersten Blick erscheinen mag) in der vorliegenden Form nicht Ausgangspunkt weiterer wissenschaftlicher Analysen sein, da Bourdieu selbst wiederum Werturteile fällt: Anstatt zu fragen, was gemeinhin als guter Geschmack und gute Manieren gilt (und was nicht), ob überhaupt ein entsprechender gesamtgesellschaftlicher Konsens besteht (und wenn ja, wie dieser zustande kommt) trifft er selbst diese Entscheidung und beurteilt die Vorlieben aller anderen Menschen aus der Position eines "linksintellektuellen" akademischen Milieus.

---

<sup>55</sup> Was allerdings angesichts des Strukturwandels in der Industrie vielfach auch kaum oder gar nicht möglich gewesen wäre.

<sup>56</sup> So sorgten Marketing Strategien in den frühen 2000er Jahren unter anderem dafür, daß der Konsum des "gesellschaftlichen Oben" (die in stiller Kontemplation zu genießenden bürgerlichen Institutionen der Oper) in gewisser Weise massentauglich wurden – Verdi als (im wörtlichen Sinn) "Volksmusik-Event".

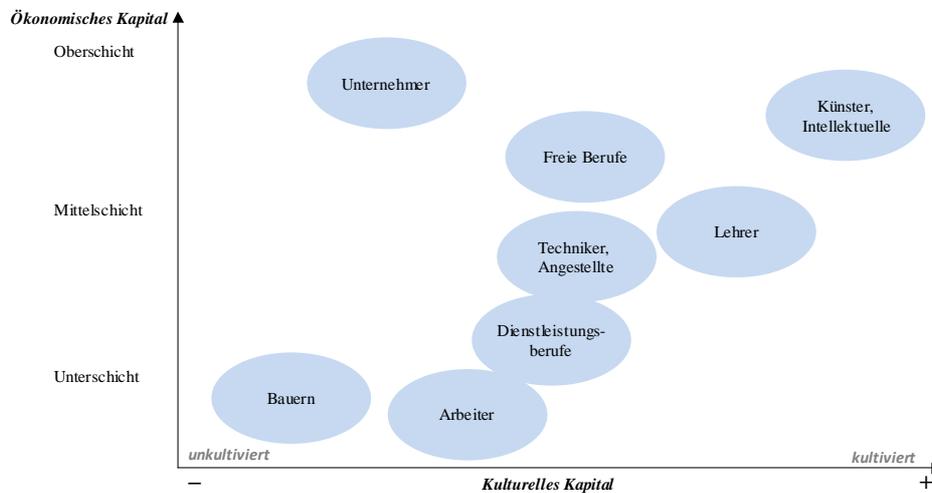


Abb.: 6: Der soziale Raum nach Bourdieu (1979: 212f.)

Bourdieu's Maßlatte bei der Bestimmung des kulturellen Kapitals scheint das Reflexionsvermögen bzw. Kritikfähigkeit einer Person zu sein, bzw. das, was Bourdieu den Menschen an Reflexionsvermögen und kritischer Haltung zugesteht. Dies manifestiert sich bei ihm wie erwähnt in bestimmten kulturellen Vorlieben, welche den Lebensstil der oder des Intellektuellen ausmachen: Man konsumiert nicht, sondern "setzt sich auseinander", "Massenlektüre" (was immer das sein soll) ist deshalb ebenso abzulehnen wie eingängige Musik oder Kunst. Bourdieus diesbezügliche Auflistung in seiner Darstellung des sozialen Raums erweckt den Eindruck, daß alles, was Vergnügen oder sinnliche Befriedigung bereitet, für ihn "anspruchlos" und mithin kulturell minderwertig ist. Die ausschließliche Auseinandersetzung mit "anspruchsvoller" Musik, Kunst und Literatur bedingt auch eine gewisse Entsagung, und dieser Verzicht auf sinnlichen Genuß (Intellektuelle lieben nicht, sondern leisten Beziehungsarbeit) ist wiederum notwendig, um sich als *etwas besseres fühlen zu können*.<sup>57</sup> – Diese Zuspitzung pauschaliert zwar unzulässig (und ist im Zweifelsfall vielleicht auch unfair), sollte aber verdeutlichen, worum es hier geht: die Herstellung von sozialer Distanz, die *systematische Diskreditierung und Abwertung des gesellschaftlich und kulturellen Anderen* mittels der Aneignung von Definitionsmacht. Mit anderen Worten: Bourdieus Ansatz ist letztlich nicht wissenschaftlich, da "kulturelles Kapital" bei ihm als normative Kategorie fungiert und er Werturteile fällt anstatt diese zu analysieren. Oder anderes formuliert: er reproduziert genau das, was er vorgeblich kritisiert.

Die *soziologischen Dimension individueller Vorlieben und Geschmacksurteile* sollte anhand dieser Kritik von Bourdieus Ansatz hinreichend evident geworden sein.

<sup>57</sup> Ein Endpunkt dieses Bemühens um soziale Abgrenzung ist dann schließlich die Abfassung möglichst unverständlicher "wissenschaftlicher" Texte. Im Übrigen ist auch das implizit unterstellte Reflexionsvermögen des von Bourdieu pauschal überhöhten Milieus kritisch zu hinterfragen. Wenn "gute" Kunst, Literatur und Musik sich von "schlechter" dadurch unterscheidet, daß erstere uns ermöglicht unseren Blickwinkel zu verändern, d.h. die Welt mit anderen Augen zu sehen (ich bin kein Experte in ästhetischer Theorie, aber das scheint mir eine gute Arbeitshypothese zu sein), wäre interessant zu untersuchen, inwiefern die vermeintliche "Auseinandersetzung" der Bourdieuschen Intellektuellen nur dazu dient, die eigenen Vorurteile (im Minimum gegenüber der angeblich unreflektierten "Masse") zu bestätigen.

Die Kleidung, die wir tragen hat ebenso wie unser Essen, unser Auftreten und unsere kulturellen Vorlieben einen sozialen "Wert". Alle Elemente des "Habitus" sind Teil einer *Semantik des Sozialen*. »Für einen hungrigen Menschen hängt die Befriedigung, die ihm ein einfaches Mahl verschafft, nicht davon ab, was andere Menschen essen« (Hirsch 1976: 248), ebensowenig wie einem Erfrierenden gleichgültig ist, ob der rettende Mantel der aktuellen Mode entspricht, bei den meisten der von uns konsumierten Güter ist hingegen von überragender Bedeutung, was die anderen essen bzw. wie sie sich kleiden (der gerade zitierte Fred Hirsch sprach diesbezüglich von "Positionsgütern"). Die Gesellschaft ist dergestalt eine Bühne, auf der wir unsere Rollen spielen, *wir stellen auch mittels materieller Objekte (bzw. unseres Geschmacks) dar, wer wir sind oder wer wir zu sein beanspruchen bzw. sein wollen*. Das allerdings war schon seit Herausbildung der Klassengesellschaft vor ca. 5000 Jahren so. Fraglos ist die Gegenwartsgesellschaft deutlich komplexer und stärker differenziert als diejenige des alten Mesopotamien, ob damit aber die Kongruenz von ökonomischem Kapital und kultureller Definitionsmacht hinfällig ist, scheint mir durchaus fraglich.

Wenn wir klären wollen, inwiefern unsere Gesellschaft tatsächlich grundlegend anders ist als ihre näheren und entfernteren historischen Vorläufer ist es zunächst notwendig, als Arbeitsgrundlage zu einem adäquaten Modell des sozialen Raums zu gelangen, welches Bourdieus Fehler vermeidet, ohne das Konzept des "kulturellen Kapitals" bzw. des "Habitus" aufzugeben.

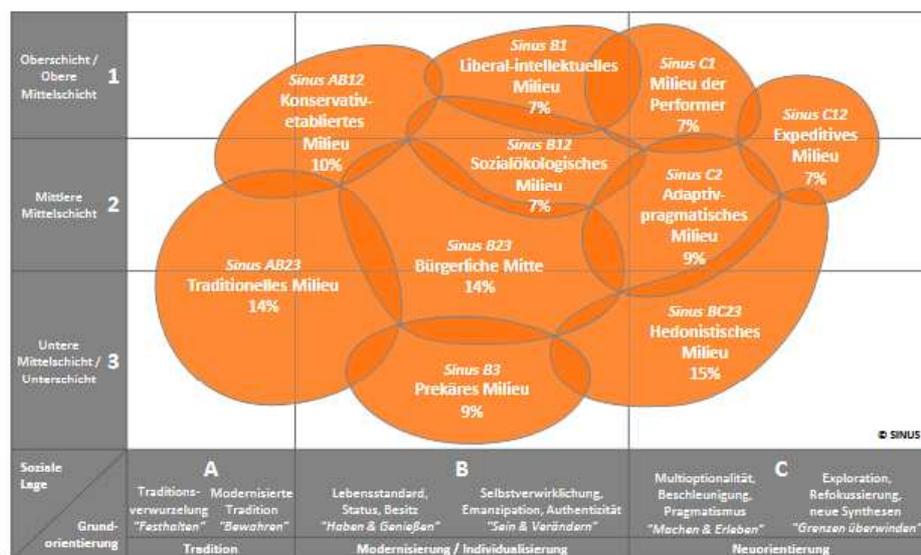


Abb. 7: Sinus-Milieus

Es ist zunächst naheliegend, auf das in den 1980er Jahren vom Sinus-Institut entwickelte ebenfalls zweidimensionale Milieukonzept zurückzugreifen, auf dessen X-Achse anstelle der Bourdieuschen Fremdzuschreibung eine Selbsteinschätzung der Menschen zugrundegelegt ist, deren "Grundorientierung" (vgl. Abb. 7). Wer jemals an einer Umfrage aus dem Bereich der Marktforschung teilgenommen hat, wird neben den Fragen nach beruflicher Situation und Einkommen auch Angaben dazu gemacht haben, ob er oder sie nach Veränderung strebt oder eher der Ansicht ist, daß alles so bleiben sollte wie es

ist – und über den Informationswert dieser Angabe gerätselt haben. Wenn es darum geht, herauszufinden, ob tatsächlich die angedachte Zielgruppe einer neuen Sektmärke oder eines innovativen Shampoo (vorzugsweise Menschen im oberen Einkommenssegment) sich von diesem Produkt angesprochen fühlt, ergibt die Einstellung zu Veränderung möglicherweise durchaus Sinn. Das Sinus-Modell hat sich jedenfalls im Bereich der Marktforschung etabliert, allerdings verfolgt diese (wie aus dem vorstehenden Beispiel deutlich geworden sein sollte) andere Ziele und Fragestellungen als die Konsumsoziologie. Erstere gibt sich weitgehend damit zufrieden, die einzelnen Milieus und ihre jeweiligen Vorlieben zu identifizieren, bzw. die Produkte so zu gestalten, daß sie von den Angehörigen eines Milieus als "passend" empfunden werden. *Warum* die Menschen glauben, daß diese Dinge zu ihnen passen, und welche sozialen Abgrenzungen sich in ihrem Konsumverhalten manifestieren, bleibt aber weitestgehend unklar.

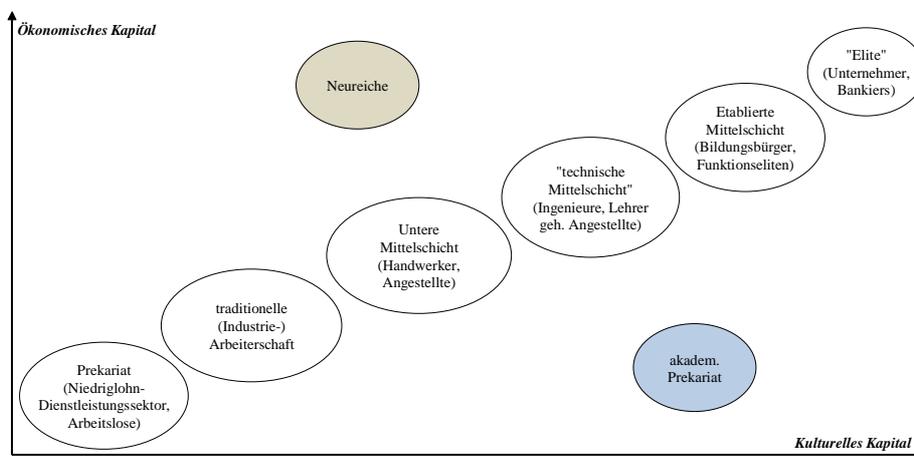


Abb. 8: Alternative Darstellung des "sozialen Raums"<sup>58</sup>

Das Sinus-Modell blendet mithin zwar die ungleiche Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums keineswegs aus, die soziale Hierarchie steht aber auch nicht im Fokus des Erkenntnisinteresses.<sup>59</sup> Diesbezüglich wird sozusagen das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, indem vollständig auf das Konzept des "kulturellen Kapitals" verzichtet wird. Will man aber verstehen, wie soziale Ungleichheit im Alltag "gelebt" wird, muß man daran festzuhalten, es aber nicht (wie Bourdieu es tut) als quasi-unabhängige Variable konstruieren, sondern muß im Gegenteil analysieren, in welcher Beziehung ökonomisches und kulturelles Kapital faktisch zueinander stehen. Letztlich geht es um Macht, genauer gesagt um Definitionsmacht: das Vermögen (die Doppeldeutigkeit des Begriffs

<sup>58</sup> Es handelt sich nur um eine schematische Skizze. Die einzelnen Felder geben nicht die tatsächliche Größe der Gruppen wieder, die Einkommensunterschiede innerhalb der Gruppen sind zudem erheblicher als hier dargestellt (ein Arbeiter in der Automobilindustrie verdient z.B. deutlich mehr als ein Angestellter in der Tourismusbranche). Die Lebensstile der Angehörigen der jeweiligen Gruppen können sich zudem deutlich unterscheiden (im Sinne der Sinus-Milieus), die Frage ist allerdings, welche soziologische Relevanz das hat.

<sup>59</sup> Ein interessantes Phänomen in Bezug auf guten Geschmack sind "Bad Taste Parties" bei denen sich ein elitäres Klientel herausnimmt, was sonst nicht "standesgemäß" wäre und laut Schlager grölt, ebenso wie "Guilty Pleasures", bei denen der kollektive Konsum von Scripted Reality TV ein wöchentliches Ritual ist. Derweil spricht der Nachwuchs der britischen "Elite" bisweilen Cockney und geht im Londoner East-End "Slumming". Die Currywurst mit Pommes ist schließlich ein Gericht, das heute in jeder Universitätsmensa genauso zu finden ist, wie in der Opel-Kantine.

bringt den Sachverhalt gut auf den Punkt), kulturelle Standards und Ausschlußkriterien zu definieren und diese durchsetzen zu können. Der vermeintlich zweidimensionale "soziale Raum" könnte aus dieser Perspektive tatsächlich nach wie vor erstaunlich ein-dimensional sein; ökonomisches und kulturelles Kapital sind wahrscheinlich heute wie in der Vergangenheit nach wie vor eng aufeinander bezogen.

Wenn man die gesellschaftlichen Gruppen in einem an Bourdieu angelehnten Koordinatensystem verortet, dürften dieser Hypothese folgend die Schichten eher entlang einer aufsteigenden Gerade angeordnet sein, als über das gesamte Feld verteilt, mit lediglich einer, möglicherweise zwei Anomalien, den "Neureichen" (deren Existenz unbestritten ist, weil jede und jeder sich unter dem Begriff etwas vorstellen kann) und dem "akademischen Prekariat", d.h. insbesondere der Gruppe unterhalb ihres Qualifikationsniveaus beschäftigter Hochschulabsolventinnen und -absolventen und ggf. auch der kulturellen "Bohème", d.h. armen Kunstschaffenden (vgl. Abb. 8). Es handelt sich bei dem vorstehend Gesagten aber wie gesagt zunächst lediglich um eine Vermutung, die mittels einer dezidierten Untersuchung der "Hierarchie der Dinge" noch empirisch zu belegen ist. Zumindest befindet sich die vorstehende Skizze des sozialen Raums in weitgehender Übereinstimmung mit der Systematik des "Great British Class Survey" (GBCS) der zwar Bourdieus "Habitus"-Konzept verwendet, aber das hierarchische Modell der Klassengesellschaft beibehält (vgl. Savage et.al. 2013 und 2015 sowie Abbildung 9).<sup>60</sup>



Abb. 9: Soziale Klassen in Großbritannien (Systematik des Great British Class Survey)<sup>61</sup>

In jedem Fall sollte unmittelbar evident sein, daß das gesellschaftliche "Oben" und "Unten" nach wie vor recht klar kulturell "kodiert" ist. "Deutscher Schlager" verweist z.B. auf "Unterschicht", und "Unterschicht" wird wiederum mit "ungebildet" und "unkultiert" assoziiert; im Gegensatz dazu ist "Oper" ein bezeichnendes Symbol des "Bildungsbürgertums", das als "kultiviert" und "gebildet" gilt (bzw. sich im Minimum selbst

<sup>60</sup> Offengestanden brachte mich erst die Lektüre der Ergebnisse des GBCS auf die Idee, mich erneut mit dem Thema Hierarchie und Habitus zu befassen.

<sup>61</sup> Quelle: The Independent, 3. April 2013

so sieht, im Unterschied zu Arbeitern und "Kleinbürgern"). Der Opernbesuch hat damit für viele auch den Zweck, die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schicht zu dokumentieren – es geht im Zweifelsfall weniger um Musikgenuß als darum, sich gegen die "Masse" abzugrenzen. Diese spezifischen kulturellen Vorlieben sind Teil komplexer "Cluster" von Dingen, die mit hoher Wahrscheinlichkeit gemeinsam auftreten: Zum Schlager gehören Bier, Fast-Food und "Bild"-Zeitung (ersteres zumindest in Norddeutschland); zur Oper hingegen Wein, Restaurants und die "Frankfurter Allgemeine" oder die "Zeit". Die Werteskala, auf der diese Attribute angeordnet sind manifestiert sich nicht zuletzt auch in der Kulturpolitik: Gefördert wird, was für kulturell wertvoll gehalten wird, zum Beispiel die Oper oder moderner Tanz und nicht Volksmusik oder deutscher Schlager (obwohl möglicherweise bei manchen auch das Schlagerkonzert eine tiefe Erschütterung und quasi-transzendente Erfahrungen auslöst). Das mag man persönlich durchaus für angemessen und richtig halten, so lange aber der Opernbesuch eine elitäre soziale Geste ist, führt die derzeitige "Kulturpolitik" wahrscheinlich eher zu einer Verfestigung sozialer Ungleichheiten und Vorurteile, als daß sie die Menschen in der Summe interessierter und reflektierter macht (zumal man bei einigen Opernbesuchern den Eindruck hat, daß sie dieses Ereignis eher um der gesellschaftlichen Positionierung Willen über sich ergehen lassen, als es wirklich zu genießen).<sup>62</sup> Aber das ist zunächst nur eine Vermutung.<sup>63</sup>

Letztlich wäre systematisch zu erforschen, was den Menschen einer bestimmten sozialen Schicht erstrebens- oder nachahmenswert erscheint, und wogegen sie sich nach unten hin abgrenzen. Was "paßt zu mir", und was nicht; wer trägt die Kleidung, die ich als unpassend empfinde, und was will ich wiederum mit meinem Kleidungswahl signalisieren (jenseits der Tatsache, daß modische Kleidung uns gefällt, weil wir glauben, darin anderen zu gefallen)? Derartige Fragen sollten Aufschluß darüber geben, wie soziale Ungleichheit in der kulturellen Sphäre "gelebt" wird, wie Menschen sich mittels Dingen selbst verorten, und wie sie andere aufgrund ihres Äußeren in der sozialen Hierarchie positionieren.<sup>64</sup> In jedem Fall aber ist "Unterschicht" nach wie vor ein sowohl deskriptiver, die soziale Lage beschreibender, wie ein normativer Begriff, welcher ein Werturteil über die Personen einschließt, welche dieser Gruppe angehören. Die graphische Darstellung des "Prekariats" in der in Abbildung 9 wiedergegebenen Darstellung der britischen Sozialstruktur aus dem "Independent" verdeutlicht dies beispielhaft: die kennzeichnenden Merkmale des untersten Segments der britischen Gesellschaft sind vermeintlich Jogginghosen, Goldketten, Dosenbier und der nach der letzten Schlägerei eingegipste Arm. Inwieweit dieses Bild der Realität entspricht, sei an dieser Stelle dahingestellt; es dürfte eher so sein, daß hier eine begrenzte Gruppe von Personen fälschlicherweise mit einer in "Kultur" und Habitus durchaus heterogenen Schicht gleichgesetzt wird.

---

<sup>62</sup> Wir können allerdings mit ziemlicher Sicherheit davon ausgehen, daß Kinder, deren Eltern Schlager hören, im Schnitt deutlich geringere Chancen auf einen Hochschulabschluß haben als die Nachkommen von Opernbesuchern. Der Zusammenhang von Herkunft und Bildungserfolg ist Gegenstand des übernächsten Kapitels.

<sup>63</sup> Die soziale Positionierung mittels Konsum kann aber auch eine Dimension beinhalten, die weniger "exklusionistisch" als "inklusionistisch" ist, da das Produkt ein virtuelles Band zwischen Menschen unterschiedlicher Klassen und Kulturen herstellt, wie z.B. ein Film mit Bollywood Star Sha Rukh Khan oder eine Tube Colgate-Zahnpasta.

<sup>64</sup> Tatsächlich versuchen zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Skripts vier Studierende im Rahmen eines Forschungs-Lern-Seminars mittels entsprechender Interviews auszuloten, ob kulturelles Kapital auf diese Weise tatsächlich gemessen werden kann.

### Drei Facetten von "Prekarität"

Daß in den vergangenen Jahren "prekäre" soziale Lagen verstärkt in den Fokus des politischen Diskurses gelangt sind, ist auf den ersten Blick erstaunlich. Armut und materielle Unsicherheit schienen im Wohlfahrtsstaat ebenso der Vergangenheit anzugehören wie dem Klassenkampf zwischen Arbeiterschaft und "Kapital". Im Zuge der Bildungsexpansion der 1960er und 1970er Jahren eröffnete sich vermeintlich jedem und jeder die Chance auf höhere Bildung und sozialen Aufstieg; die gesellschaftliche Stellung eines Menschen hing nunmehr angeblich weniger von seiner oder ihrer Herkunft ab, sondern allein von dem individuellen Leistungsvermögen und der Leistungsbereitschaft zu resultieren. In einer Gesellschaft, in welcher alle scheinbar ihres eigenen "Glückes Schmied" waren, schienen die alten Klassengegensätze obsolet zu sein. So verkündete dann auch mehr oder weniger folgerichtig der britische Premierminister Tony Blair 1999 das "Ende des Klassenkampfes".

Aber das Heilsversprechen des liberalen Kapitalismus erfüllte sich ebensowenig wie die Marxschen Prophezeiungen. Einerseits profitierten wahrscheinlich die allermeisten Menschen in der alten Bundesrepublik vom wirtschaftlichen Wachstum und den aus der Produktivitätsentwicklung resultierenden Aufstiegschancen (wenngleich die ökonomische Entwicklung nicht zur Erosion der gesellschaftlichen Hierarchie führte, wie im vorangegangenen Kapitel dargestellt). Andererseits haben und hatten längst nicht alle Menschen gleichermaßen am "massenhaften Wohlstand" teil. Die "soziale Schere" hat sich in Deutschland in den letzten Jahrzehnten nicht etwa geschlossen, sie hat sich vielmehr vertieft, d.h. die Reichen wurden reicher und die Armen ärmer (vgl. Abbildung 10). Wohlstand und Chancen haben sich also mitnichten über die gesamte Gesellschaft ausgebreitet, Teile der Bevölkerung sind vielmehr dauerhaft von beidem ausgeschlossen.

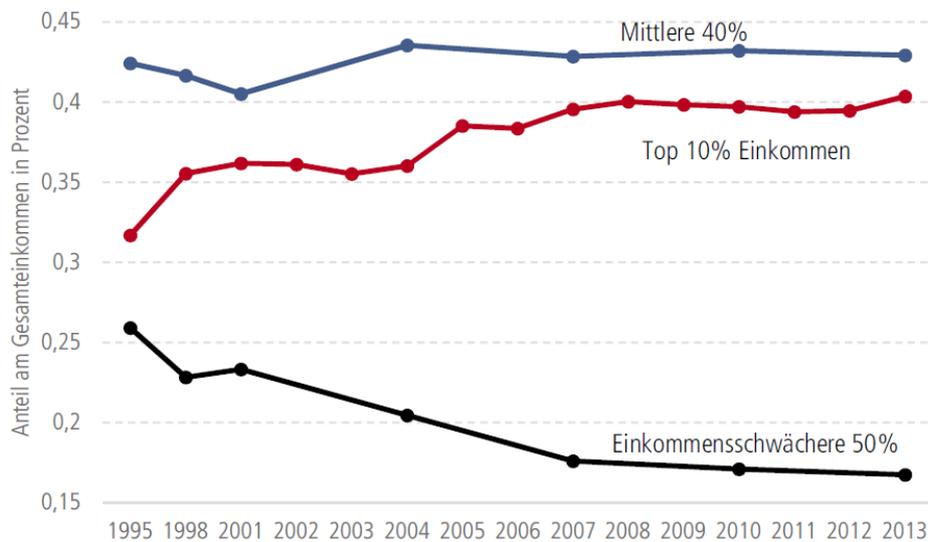


Abb. 10: Einkommensentwicklung in Deutschland vor Steuern. (Quelle: DGB Verteilungsbericht 2018)

Die wirtschaftliche Entwicklung bringt nicht nur "Gewinner" hervor, sondern auch Verlierer. Diese Schattenseite der Ökonomie manifestiert sich am deutlichsten in jener Gruppe, die seit der Jahrtausendwende als "Prekariat" bezeichnet wird. Schon ein flüchtiger Blick auf die Verwendung dieses Begriffs zeigt allerdings, das damit unterschiedliche Entwicklungen bzw. Phänomene bezeichnet werden. Ich werde im folgenden zunächst die drei wichtigsten Sachverhalte skizzieren und anschließend diskutieren, was deren verbindendes Element bzw. ihr "gemeinsamer Nenner" ist.

**1. Erosion des "Normalarbeitsverhältnisses":** Klaus Dörre zufolge ist »ein Vorzug des Prekariatsbegriffs ..., dass er die Produktion sozialer Unsicherheit ins Zentrum der Analyse rückt« (2015: 5). Dies betrifft primär den Bereich der Arbeitswelt, welcher für viele Menschen durch die zunehmende Kurzlebigkeit von Beschäftigungsverhältnissen bestimmt ist. Während früher ein unbefristetes Beschäftigungsverhältnis als nahezu universelle Norm betrachtet wurde, nahmen in den letzten Jahrzehnten die befristeten Stellen deutlich zu (sachgrundlose Befristungen von Arbeitsverträgen sind in Deutschland erst seit 1985 rechtlich möglich). Da keineswegs sicher ist, daß die betroffenen Personen nach Ende des Arbeitsverhältnisses eine neue Stelle finden, hat diese Praxis gravierende Auswirkungen auf die Lebensplanung der Betroffenen.

Dies ist aber aus Perspektive der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer nicht die einzige Quelle der Unsicherheit; Arbeitsplätze fallen auch fortlaufend im Zuge der Produktivitätsentwicklung weg. Zwar sind von der nach wie vor voranschreitenden Mechanisierung bzw. Automatisierung der Produktion insbesondere geringer qualifizierte Arbeitskräfte betroffen, die einfache manuelle Tätigkeiten ausführen, es können aber auch im Kontext des globalen Wettbewerbs ganze Unternehmen in Schwierigkeiten geraten und gezwungen sein, deutlich höher qualifiziertes Personal abzubauen. Wenn also jemand nicht auf Lebenszeit verbeamtet ist, ist heutzutage letztlich kein Arbeitsplatz wirklich dauerhaft gesichert, nicht einmal bei Volkswagen, Siemens oder der Deutschen Bank. Umstrukturierungen, Sanierungen und Unternehmenspleiten führen immer wieder dazu, daß Menschen in allen Unternehmensbereichen ihren Arbeitsplatz verlieren. Die betroffenen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer müssen sich dann eine neue Stelle in denjenigen Branchen suchen, die im Gegenzug am ständig wachsenden Export partizipieren. Daß dies gelingt ist aber keinesfalls gesichert.

Mit dem ökonomischen Wandel verändern sich auch die Berufsbiographien. Bis ins letzte Drittel des 20. Jahrhundert galt eine quasi "lebenslange" Betriebszugehörigkeit als Normalzustand. Junge Männer begannen im Alter von 14 oder 15 Jahren (ein Hauptschulabschluß war lange Zeit die Regel) eine Berufsausbildung, wurden dann vom Unternehmen übernommen und gingen schließlich nach 50-jähriger Betriebszugehörigkeit in den Ruhestand. Das kann derzeit kaum noch jemand erwarten, wie gerade erwähnt ist kein Arbeitsplatz in keiner Branche wirklich sicher (ich verweise nur auf den Niedergang der deutschen Stahl- und Schiffbauindustrie, früher kamen zudem auch Textilien und Fernseher aus heimischer Produktion). Heutzutage müssen die meisten Menschen sich im Laufe ihres Erwerbslebens mindestens einmal oder auch häufiger umorientieren und den Arbeitsplatz wechseln, d.h. ihre Erwerbsbiographie ist "gebrochen".

Der wiederholte Wechsel des Arbeitsplatzes ist allerdings für sich genommen *kein* Indikator für "Prekarität" – allein schon deshalb nicht, da insbesondere hochqualifizierte Menschen sich neue Herausforderungen suchen, weil ihr bisheriger Job sie zu langweilen beginnt, weil sie anderswo mehr verdienen können, oder sie von sog. "Headhuntern" abgeworben werden. Beruflicher Aufstieg ist jenseits des öffentlichen Dienstes oft mit

einem Wechsel des Unternehmens verbunden. Sind Personen hingegen schlecht qualifiziert und haben ohnehin schon Probleme, einen einigermaßen adäquat vergüteten Arbeitsplatz zu finden, sind wiederholte Brüche in der Erwerbsbiographie sehr wohl ein Indikator für eine "prekäre" Beschäftigungssituation, insbesondere wenn zwischen den einzelnen Stationen längere Phasen von Arbeitslosigkeit und Umschulung stehen.

Wie objektive Unsicherheit der Arbeitswelt von den Menschen subjektiv wahrgenommen wird, unterscheidet sich folglich je nach deren sozialer Positionierung. Verfüge ich über ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital, ist die Lage für mich wahrscheinlich nicht bedrohlich.<sup>65</sup> Habe ich hingegen wenig Alternativen und bin auf meinen Arbeitsplatz angewiesen (möglicherweise auch aufgrund hoher Hypothekenzinsen), muß ich dessen Verlust deutlich mehr fürchten, da ich keineswegs sicher sein kann, in absehbarer Zeit eine gleichwertige Stelle zu finden. Für viele Menschen bedeutet der Verlust des Arbeitsplatzes dergestalt einen sozialen Abstieg, da die sozialen Sicherungssysteme im Zuge der "Reformen" der rot-grünen Regierung Schröder massiv abgebaut wurden, und Langzeitarbeitslose erst dann Sozialleistungen erhalten, wenn ihr gesamtes Vermögen aufgebraucht ist.<sup>66</sup>

Die Begriffe "prekär" und "Prekarität" sollten also nur dann verwendet werden, wenn die eigene Situation auf dem Arbeitsmarkt bzw. in der Erwerbstätigkeit auch tatsächlich als kritisch empfunden wird. Klaus Kraemer spricht diesbezüglich von einer »subjektiv wahrgenommenen, "gefühlten Prekarität"« (2008: 77).

**2. Ausweitung des Niedriglohnssektors:** Der drohende soziale Abstieg ist allerdings nicht die einzige Facette, die ein Arbeitsverhältnis zu einem "prekären" macht. Als prekär kann Brinkmann et.al. zufolge die Erwerbsituation dann bezeichnet werden, »wenn die Beschäftigten aufgrund ihrer Tätigkeit deutlich unter ein Einkommens-, Schutz- und soziales Integrationsniveau sinken, das in der Gegenwartsgesellschaft als Standard definiert und mehrheitlich anerkannt wird. Und prekär ist Erwerbsarbeit auch, sofern sie subjektiv mit Sinnverlusten, Anerkennungsdefiziten und Planungsunsicherheit in einem Ausmaß verbunden ist, das gesellschaftliche Standards deutlich zuungunsten der Beschäftigten korrigiert« (2006: 17). Diese Definition verweist direkt auf den sog. "Niedriglohnssektor".

In der Regel korrespondiert "Prekarität" (wie oben bereits angedeutet) mit materieller Armut, schlechter Ausbildung und fehlenden "Beziehungen". Einerseits sind gering qualifizierte Personen schlechter bezahlt, andererseits haben sie in einer Arbeitswelt, die immer höhere Anforderungen an fachliche Qualifikation stellt, zunehmend Probleme eine Stelle zu finden. Im Grunde werden diese Menschen in der modernen Arbeitswelt gar nicht benötigt, die Produktivitätsentwicklung führt dazu, daß sie zumindest tendenziell "überzählig" sind (vgl. Castel 1995: 348 ff.). Dem aktuellen Berufsbildungsbereich des Bundesministeriums für Bildung und Forschung zufolge verfügten »im Jahr 2017 ... 14,2 % (hochgerechnet 2,12 Millionen) der jungen Menschen zwischen 20 und 34 Jahren in Deutschland über keinen Berufsabschluss und somit über schlechtere Voraussetzungen für eine dauerhafte qualifizierte Beteiligung am Erwerbsleben. Dies ist mit erheblichen negativen Konsequenzen für die Betroffenen und die Ge-

---

<sup>65</sup> Ich habe (a) ausreichend Geld, um nicht in die Schuldenfalle zu geraten, (b) gute Beziehungen, was mir hilft, schnell eine interessante neue Stelle zu finden, und (c) eine gute Ausbildung und auch gute Umgangsformen, die mich für Arbeitgeber interessant machen.

<sup>66</sup> Der französische Soziologe Robert Castel spricht diesbezüglich von der "Wiederkehr der sozialen Unsicherheit" (so lautet der Titel seines Beitrags in Castel/Dörre 2009).

sellschaft insgesamt verbunden. So tragen Personen ohne Berufsabschluss u. a. ein höheres Risiko der Arbeitslosigkeit, insbesondere der Langzeitarbeitslosigkeit, und verdienen im Vergleich zu Beschäftigten mit Berufsabschluss im Durchschnitt deutlich weniger« (BMBF 2019: 49).

Nicht zuletzt um einen Anstieg der Arbeitslosigkeit in dieser Gruppe zu verhindern,<sup>67</sup> förderte die Bundesregierung die Ausweitung des Niedriglohnssektors (bei fehlender Qualifikation dürfte dieser aber kaum ein "Sprungbrett" in besser bezahlte Tätigkeiten darstellen, ich komme gleich darauf zurück). Die absolute Zahl der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer in diesem Bereich liegt mittlerweile bei ca. 9 Millionen (einschließlich Teilzeitbeschäftigte), das ist ungefähr ein Viertel aller arbeitenden Menschen. Diese Zahl ist derart hoch, weil der Niedriglohnssektor nicht nur die Beschäftigten von Bringdiensten, Call-Centern und ähnlich "innovativen" Branchen umfaßt, sondern nahezu den gesamten Dienstleistungssektor, von der Gebäudereinigung über die Paketzustellung bis zur Altenpflege. Auch wenn die Einführung des gesetzlichen Mindestlohns eine gewisse Abhilfe geschaffen hat (dieser wird aber offenbar von etlichen Unternehmen systematisch unterlaufen), sind 9,19 € (ab 1. Januar 2020 9,35 €) nicht eben üppig bemessen. Für eine alleinstehende Person, die in Vollzeit arbeitet, mag dieser Satz ausreichen; er genügt aber kaum, um eine Familie angemessen zu unterhalten, und eine adäquate Absicherung gegen Altersarmut dürfte auch kaum möglich sein.<sup>68</sup>

Letzteres gilt in besonderem Maße, wenn eine Familie gezwungen ist, von Sozialleistungen zu leben. Wir werden uns im übernächsten Kapitel noch ausführlicher mit "Armut" befassen, aber unabhängig davon, ob wir Bezieher von "Hartz IV" als "arm" betrachten oder nicht sollte unstrittig sein, daß die betroffenen Personen sich in einer prekären ökonomischen Situation befinden.<sup>69</sup>

**3. Verfestigung sozialer Lagen:** Eine Auswertung der Daten des sozioökonomischen Panel (SOEP) im Auftrag der Hans-Böckler-Stiftung führte zu dem Ergebnis, daß in Deutschland 12,3 Prozent der Erwerbsbevölkerung (dies entspricht ca. 4 Millionen Menschen) einem "zeitstabilen Prekariat" angehören, wobei den Autorinnen und Autoren zufolge das Risikopotential deutlich höher liegt (Promberger et. al. 2018: 16). Die Personen in dauerhaft prekären Lebenslagen lassen demnach vor allem drei Gruppen zuordnen:

»Die größte Personengruppe in anhaltender, sowohl auf die Beschäftigungs- wie auch auf die Haushaltslage bezogener Prekarität stellen mit 6,7 Prozent aller Personen der Stichprobe Frauen im Haupterwerbsalter dar. Sie waren im Beobachtungszeitraum zu einem großen Anteil erwerbslos oder inaktiv und hatten häufig Kinder. Deshalb nennen wir sie Mütter in anhaltend prekärer

---

<sup>67</sup> Die Liberalisierung der Brief- und Paketzustellung verfolgte allerdings eher das Ziel, die relativ hohen Tariflöhne bei der Bundespost auszuhebeln. Dieser Bereich wurde durch die "Reformen" der 1990er und 2000er Jahre überhaupt erst in den Niedriglohnssektor überführt. Die mit derartigen Vorhaben zur "Deregulierung" verfolgten Intentionen wären mithin im Einzelfall genauer zu untersuchen.

<sup>68</sup> Einer Studie der Hans-Böckler-Stiftung zufolge handelt sich beim Mindestlohn » keineswegs um ein Allheilmittel. Im Haushaltszusammenhang zeigt sich, dass Mindestlöhne in ihrer gegenwärtigen Ausrichtung nicht in jedem Falle eine armutsfeste Einkommenslage erzeugen, so etwa bei größerer Kinderzahl oder zwei Geringverdienern im Haushalt« (Promberger et. al 2018: 19).

<sup>69</sup> Man muß derzeit nicht zum Mindestlohn arbeiten oder arbeitslos sein, um die Wohnung zu verlieren. Nicht nur in Berlin kann es "Normalverdienerinnen" schnell passieren, daß sie im Zuge einer Luxusmodernisierung aus ihrer (bezahlbaren) Wohnung vertrieben werden, und Probleme haben, eine neue Bleibe zu finden. Diese Verdrängung von "Normalverdienern" durch "Besserverdiener" ist selbstverständlich auch eine Facette der gesellschaftlichen Produktion prekärer Lebenslagen (zumaß die Politik eine erhebliche Mitschuld trägt, denn sie war es, die ohne Not die ehemals kommunalen Immobilien an privatwirtschaftliche Unternehmen verkauft hat).

Lage. Wenn sie erwerbstätig waren, dann vorwiegend in prekärer Beschäftigung. Auf diese Weise konnten die Mütter nur wenig zur wirtschaftlichen Sicherung des Haushalts beisteuern. Die zweitgrößte Gruppe sind mit 4,3 Prozent der Analysestichprobe (Familien-)Väter im Haupterwerbsalter, deren Einkommen auch bei dauerhafter Erwerbstätigkeit nicht ausreicht, um gemeinsam mit der Partnerin die Familie sicher zu versorgen – Väter in anhaltend prekärer Lage. Die dritte Gruppe setzt sich aus jungen Männern zusammen und umfasst 1,3 Prozent der Stichprobe. Nur knapp ein Viertel dieser jungen Männer hat am Anfang der Beobachtungsperiode bereits einen Ausbildungsabschluss. In der Folge zeigen sich mehrere, meist erfolglose Anläufe einen Abschluss nachzuholen, sodass am Ende der Beobachtungszeit noch immer zwei Drittel ohne Abschluss sind. Aus diesem Grund nennen wir dieses Cluster die Ausbildungsabbrecher [...]Die anhaltende Prekarität von (Aus-)Bildungsabbrechern gibt Anlass zur Sorge, dass sich Prekarität für diese jungen Menschen auch in späteren Lebensphasen nur schwer überwinden lässt« (Ibid.: 17f.).

Mit der Ausweitung des Niedriglohnssektors war die Hoffnung verbunden, Arbeits- oder Erwerbslosen ein Sprungbrett in Beschäftigung zu bieten, sowie, dass sich diese Berufserfahrung später in höheren Löhnen widerspiegeln würde. Die "Lohnmobilität" der betroffenen Personen ist aber sehr beschränkt, einer Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) zufolge verbleiben etwa zwei Drittel der Niedriglohnbeschäftigten mittelfristig in diesem Sektor (vgl. Grabka/Schröder 2019). Einer der Autoren der gerade zitierten DIW-Studie kommt deshalb zur folgenden Schlussfolgerung: »Dass der Niedriglohnsektor lediglich als Übergang oder gar als Sprungbrett gilt, erweist sich für die meisten als Illusion. Vielmehr gibt es eine Niedriglohnfalle. Die Politik sollte darauf hinwirken, dass der Niedriglohnsektor eingedämmt wird« (Ibid.: 249). Dazu müßte allerdings zunächst ein gesamtgesellschaftlicher Konsens bestehen, daß diese Menschen mehr oder besseres verdient haben, auch wenn ihr Qualifikationsniveau gering ist – ein Einvernehmen, das denjenigen, die die Leistungen dieses Sektors in Anspruch nehmen, einen gewissen Verzicht abforderte, weil die Preise stiegen. Ich vermag nicht zu beurteilen, ob ein derartiger Konsens derzeit in Sicht ist. Das hängt nicht zuletzt davon ab, wie man den anderen oder die andere (der die Getränke bringt oder die Wohnung sauber hält) sieht. Als prinzipiell (trotz fehlender Qualifikation) gleichwertigen Mitmenschen, oder doch eher als irgendwie minderwertig? – Das ist im vorliegenden Kontext tatsächlich eine Schlüsselfrage, ich komme im abschließenden 12. Kapitel darauf zurück.

In diesem Kontext ist auch in Rechnung zu stellen, daß "Prekariat" nicht nur ein deskriptiver, sondern auch ein normativer Begriff ist, der nicht selten benutzt wird, um eine Gesellschaftsschicht zu diskreditieren bzw. abzuwerten, deren Äußeres und deren Konsumverhalten von dem abweichen, was allgemein als "respektabel" gilt. "Sie" unterscheiden sich von "uns" vermeintlich in Kleidung (Jogginghosen und Seidenblousons), Sprache ("Ey Alter, ich schwör Dir"), Ernährungsgewohnheiten und Freizeitverhalten (Fast-Food vor dem Flachbildfernseher). Fraglos gibt es diese Menschen, aber wie repräsentativ sind sie? Diese soziale Konstruktion eines vermeintlich typischen Erscheinungsbilds der "Unterschicht" dürfte zwar weniger über diese Schicht selbst aussagen als über diejenigen, die über sie sprechen (ich komme im 11. Kapitel noch deutlich ausführlicher darauf zurück), sie ist aber so etwas wie die "Spitze des Einsbergs" bei dem Versuch, den sozial Schwachen die Verantwortung für ihre ökonomische Situation zuzuschieben.<sup>70</sup> In dieser Hinsicht ist die "Prekarität" von Lebenslagen auch Resultat

---

<sup>70</sup> Die weitgehende Ausblendung der ungleichen Ressourcenverteilung führt bei Studien zum Medienkonsum mitunter zu nachgerade absurden Ergebnissen. So wird in einer Untersuchung aus den 1990er Jahren z.B. konstatiert, daß »Vielseher im Gegensatz zu Wenigsehern größeres Vertrauen zur Medizin, zur Polizei, zum Militär, zum Erziehungssystem, der organisierten Religion, der Presse, dem TV und den Gewerkschaften [haben].

einer "neoliberalen" Politik, welche eine gesamtgesellschaftliche Verantwortung für die sozial Schwachen negiert, und deren Lage als selbst verschuldet und mithin *nicht* als Resultat höchst ungleicher Chancenverteilung betrachtet. Eine derartige "Entsolidarisierung" fand ihren Niederschlag in der "Reform" der Sozialgesetzgebung unter der rot-grünen Bundesregierung Schröder, die von einer massiven Kampagne gegen angeblich faule und lernunwillige Arbeitslose begleitet war.

In einer Broschüre der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände wird durchaus treffend festgestellt: »Markenzeichen der Sozialen Marktwirtschaft ist das gleichzeitige Streben nach wirtschaftlichem Erfolg und sozialem Ausgleich«. <sup>71</sup> Von diesem "sozialen Ausgleich" ist unsere Gesellschaft aber gerade im Hinblick auf die untersten Schichten der sozialen Hierarchie recht weit entfernt. In der gerade zitierten Broschüre des BDA heißt es weiter: »Wir sind nicht davon überzeugt, dass ein Mehr an Umverteilung stets ein Mehr an sozialer Gerechtigkeit hervorbringt. Im 21. Jahrhundert ist Bildung der Schlüssel zur Teilhabe«. Auch wenn man über den ersten Satz trefflich streiten mag, ist der zweite sicherlich konsensfähig, er galt allerdings auch bereits im 20. Jahrhundert, als der "Aufstieg durch Bildung" zu einem zentralen Versprechen der sozialen Marktwirtschaft wurde.

Aber gerade diese Option ist den Angehörigen sozial benachteiligter Gruppen in Deutschland weitgehend verwehrt. Jenseits der sozio-kulturellen Klischees eines "Unterschicht-Habitus" ist weitgehend unstrittig, daß gesellschaftlicher Aufstieg in der deutschen Gesellschaft nur begrenzt möglich ist – nicht zuletzt auch deshalb, weil Kinder aus sozial schwachen und "bildungsfernen" Milieus in der Schule faktisch systematisch benachteiligt werden. "Prekarität" ist dergestalt auch Resultat einer höchst ungleichen Chancenverteilung, wie folgende Ausführungen von Uwe Schimank verdeutlichen:

»Die Anzahl der Menschen, die irgendwann dieses Sich-Weiterhangeln nicht mehr hinkriegen, weil die Kräfte ausgehen, was sich etwa in chronischen Krankheiten und psychischen Beschwerden äußern kann, oder die einfach Pech haben, nimmt seit vielen Jahren zu. Schon Ende der 1970er-Jahre wurde Deutschland als "Zweidrittel-Gesellschaft" etikettiert. Das verwies auf eine nicht länger bagatellisierbare Anzahl von Gesellschaftsmitgliedern, die – wie es gut zehn Jahre später hieß – Opfer gesellschaftlicher "Exklusion" geworden waren. Zwar kennt man das "Lumpenproletariat" schon seit Anbeginn der kapitalistischen Gesellschaft, das als "industrielle Reservearmee" nur in wirtschaftlich guten Zeiten Beschäftigung findet und in schlechten Zeiten freigesetzt wird. Doch inzwischen sehen einige Beobachter eine Zuspitzung derart, dass unter den heutigen Langzeitarbeitslosen eine wachsende Anzahl von Menschen sei, die man im radikalen Sinne als neue Gruppe der "Überflüssigen" ... einstufen müsse: Sie werden auch in besseren Zeiten nie mehr gebraucht werden, sondern sind nur noch gesellschaftliche Kostgänger. Träfe dies zu, läge

---

Dagegen mißtrauen sie großen Firmen und der Wissenschaft. Vielseher überschätzen ferner die Häufigkeit bestimmter Berufsgruppen (Doktoren, Rechtsanwälte, Geschäftsleute) in der Bevölkerung ebenso wie die Häufigkeit von Scheidungen und Haftstrafen und das Auftreten bestimmter Krankheiten« (Winterhoff-Spurk 1996: 219). Daß der Bildungsstand einen direkten Einfluß auf Art und Menge des Fernsehkonsums hat, wird nur noch am Rande erwähnt. Wenn solche Untersuchungen dann zu dem Ergebnis führen, daß »insbesondere bildungs- und chancenmäßig unterprivilegierte Kinder, die viel und gleichzeitig wenig intensiv Nachrichten- und Informationssendungen sehen, die Bundesrepublik Deutschland sehr viel negativer sehen als andere Gruppen« (Ibid.: 219f.), stellt sich die Frage, warum Kinder, die in geistiger und materieller Armut an den Stadträndern aufwachsen und kaum Perspektiven haben, die gesellschaftliche und politische Realität als sonderlich positiv einschätzen sollten.

<sup>71</sup> [https://www.arbeitgeber.de/www/arbeitgeber.nsf/res/Fakten\\_statt\\_Zerrbilder\\_Gerechtigkeit\\_4.0.pdf/\\$file/Fakten\\_statt\\_Zerrbilder\\_Gerechtigkeit\\_4.0.pdf](https://www.arbeitgeber.de/www/arbeitgeber.nsf/res/Fakten_statt_Zerrbilder_Gerechtigkeit_4.0.pdf/$file/Fakten_statt_Zerrbilder_Gerechtigkeit_4.0.pdf)

hier ein äußerst brisantes gesellschaftliches Konfliktfeld vor; und die Brisanz spitzte sich nochmals zu, wenn sich erwiese, dass nicht nur diese Menschen selbst für den Rest ihres Lebens chancenlos sind, sondern auch ihre Kinder keine realistische Chance bekommen. Gerade für Deutschland hat sich ja im internationalen Vergleich gezeigt, wie schichtabhängig Bildungschancen, an denen spätere Arbeitsmarktchancen hängen, verteilt sind« (Schimank 2012: 3).

Die ökonomische und kulturelle "Verhärtung" der sozialen Lagen ist mithin nicht zuletzt auch von unserem Bildungssystem zu verantworten – welches ausgrenzt statt Chancen zu eröffnen. Zugespitzt könnte man diesbezüglich formulieren: Die Gesellschaft erwartet Leistungsbereitschaft von Menschen, denen sie die Entwicklung ihrer Leistungsfähigkeit systematisch verweigert. Dies ist Gegenstand des folgenden Kapitels.

Zuvor will ich aber noch darauf verweisen, daß auch "Prekarität" eine globale Dimension hat. In Abbildung 11 ist der Anteil der in den jeweiligen Ländern im sog. "informellen Sektor" tätigen Menschen dargestellt. Das sind Personen, die sich als Tagelöhner verdingen oder an der Straßenkreuzung Schnürsenkel verkaufen, und die jeden Tag mit der Ungewißheit konfrontiert sind, ob sie ausreichend zu essen haben werden (möglicherweise wissen sie nicht einmal, wo sie die Nacht verbringen werden). Andere vegetieren in Flüchtlingscamps. Angesichts des täglichen Überlebenskampfes von Abermillionen Menschen relativiert sich die deutsche Prekaritätsdebatte fraglos ein Stück weit – was allerdings nicht heißen soll, daß die deutschen Hartz IV-Bezieher ihren Blick nach Äthiopien richten und zufrieden sein sollten (ich werde den Zusammenhang zwischen beiden Problemhorizonten im Fazit diskutieren).

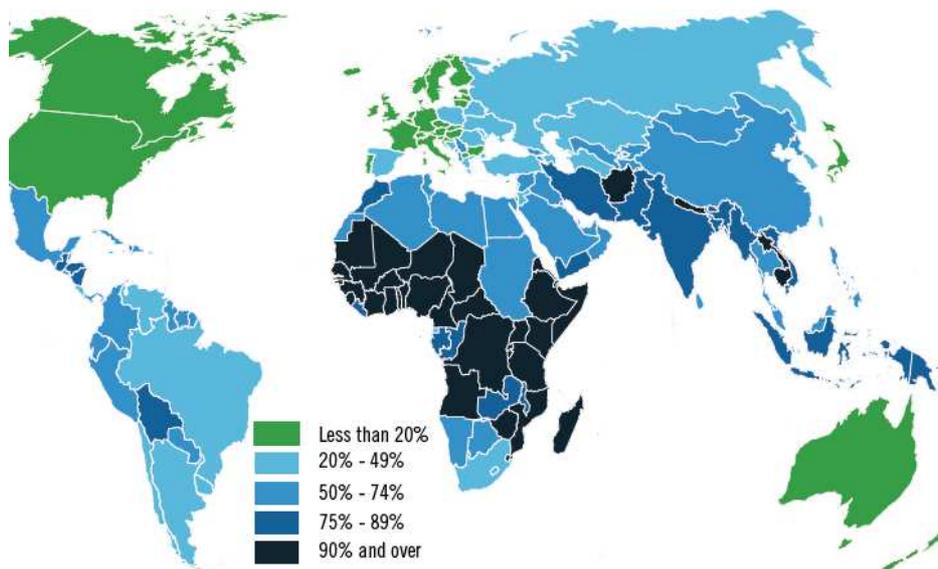


Abb. 11: Anteil der im informellen Sektor Beschäftigten im globalen Vergleich. Quelle: ILO 2018: 24

## Chancenungleichheiten in der Bildungs- und Berufsbiographie

Ein Teil des sozialen Konsensus in den westlichen Industriegesellschaften beruht wie bereits erwähnt auf dem Versprechen des sozialen Aufstiegs mittels Bildung und Leistung – wenn nicht während einer einzelnen Bildungs- und Berufslaufbahn, so doch über die Generationen hinweg. Im Zuge des Strukturwandels des Arbeitsmarkts war die soziale Aufwärtsmobilität der nachfolgenden Generationen in den vergangenen Jahrzehnten eher Regel als Ausnahme; Kinder von Arbeitern mit Hauptschulabschluß besuchten immer häufiger das Gymnasium und studierten anschließend, um als Lehrerinnen oder Ingenieure zu arbeiten. Im Minimum tauschten sie die blaue Arbeitskleidung gegen ein weißes Hemd und waren nach Realschulabschluß und Berufsausbildung im besser bezahlten kaufmännisch-administrativen Bereich beschäftigt.

### Bildungsexpansion – Schulbesuch an verschiedenen Schularten (1952 und 2012)

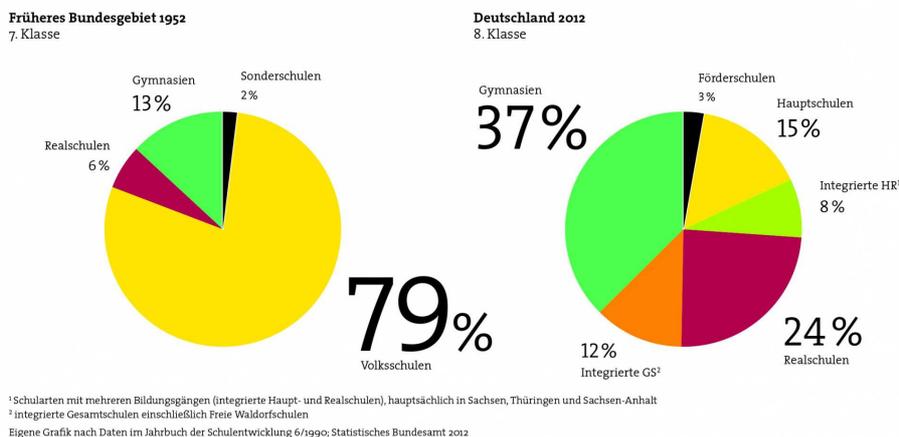


Abb. 12: Bildungsexpansion in Deutschland zwischen 1952 und 2012 (aus Geißler 2014: 1)

Aus den veränderten Anforderungen der Arbeitswelt resultierte also eine deutliche Expansion im Bereich der höheren Schulen und Universitäten. Der Bildungssoziologe Rainer Geißler faßt diese Entwicklung in einem Beitrag der Bundeszentrale für politische Bildung folgendermaßen zusammen:

»Bis in die 1960er-Jahre hinein waren die typischen Erwerbstätigen ungelernete Arbeitskräfte; diese stellten in den 1950er-Jahren große Teile der erwerbstätigen Bevölkerung. 2001 bildeten sie nur noch ein kleines Segment des Arbeitsmarktes im Umfang von 21 Prozent in den alten und 11 Prozent in den neuen Bundesländern. [...] Die typischen Erwerbstätigen von heute sind die gelernten, zum Teil auch angelernten Fachkräfte; diese stellten 2010 in Westdeutschland 53 Prozent und in Ostdeutschland 60 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung. Gleichzeitig haben immer mehr Menschen überdurchschnittliche Qualifikationsabschlüsse erworben. Der Anteil von Fachschulabsolventen, Technikern und Meistern lag 2010 bei 8 Prozent (West) bzw. 13 Prozent (Ost). Besonders stark war das Wachstum der Hochschulabsolventen: Der Anteil der Erwerbstätigen mit Universitätsabschluss ist von 3 Prozent in den 1960er-Jahren auf 11 Prozent (West) bzw. 10 Prozent (Ost) gestiegen. Und weitere 7 Prozent (West) und 6 Prozent (Ost) haben ein Studium an einer Fachhochschule abgeschlossen, die es in den 1960er-Jahren – mit Ausnahme einiger Vorläu-

fer wie zum Beispiel Ingenieurschulen – noch gar nicht gab. Die Bildungsexpansion setzte in der Bundesrepublik bereits in den 1950er-Jahren ein, verlief dann allerdings nicht gleichmäßig, sondern im Wechsel von Schub und Stagnation. Ein kräftiger Schub erfolgte im Zusammenhang mit den bildungspolitischen Debatten der 1960er-Jahre. Die BildungsökonomInnen hoben den Nutzen der Bildung für das Wirtschaftswachstum hervor ("Bildung als Humankapital"), und viele Bildungsforscher und -politiker wiesen auf die gesellschaftspolitische Bedeutung der Bildungschancen hin. "Bildung ist Bürgerrecht" lautet zum Beispiel der Titel einer einflussreichen Schrift von Ralf Dahrendorf aus dem Jahre 1965« (Geißler 2014: 1)

Während in den 1950er Jahren der weit überwiegende Teil der Schülerinnen und Schüler die Hauptschule besuchte (vgl. Abbildung 13), verfügten 2016 ca. 52 Prozent der Schulabgängerinnen und -abgänger über die allgemeine oder eine fachgebundene Hochschulzugangsberechtigung (Bildungsbericht 2018: 120). Waren im Wintersemester 1950/51 lediglich 128.528 Studierende an den Hochschulen der Bundesrepublik eingeschrieben, stieg deren Zahl zum Wintersemester 1960/61 auf 246.939, 1970/71 betrug sie 421.976 und 1980/81 1.036.393. Im letzten Jahr vor der deutschen Wiedervereinigung, im Wintersemester 1989/90 studierten schließlich 1.504.563 junge Menschen an Universitäten, Kunst-, Verwaltungs- und Fachhochschulen.<sup>72</sup>

Aber welche gesellschaftliche Realität verbirgt sich hinter diesen Zahlen? Die Bildungsexpansion und der Strukturwandel des Arbeitsmarkts (beides hängt wie bereits dargestellt unmittelbar zusammen) haben mithin fraglos vielfältige Chancen auf Qualifikation, sozialen Aufstieg und Teilhabe eröffnet. Fragt sich allerdings, für wen? Ist heutzutage tatsächlich jeder und jede seines bzw. ihres "Glückes Schmied"? Daß dem so ist, muß bezweifelt werden, der gerade skizzierte Anstieg der Qualifikationsniveaus darf keinesfalls als Indikator einer quasi universellen Chancengleichheit mißverstanden werden. Eher ist das Gegenteil der Fall, das deutsche Bildungssystem ist nach wie vor in hohem Maß sozial selektiv.

Bei der Geburt sind zwar nicht alle Menschen gleich, ihre natürlichen Anlagen resultieren aber nicht aus der Schichtzugehörigkeit der Eltern. Inwiefern sie aber in ihrem späteren Leben in der Lage sind, ihre natürlichen Begabungen zu entwickeln, hängt in hohem Maße davon ab, in welchem Milieu sie aufwachsen. Diese soziale Selektivität durchzieht sämtliche Phasen der Bildungs- und Berufsbiographie, vom Kindergarten bis zum späteren Berufsverlauf. Nicht könnte mithin für die bundesrepublikanische Realität unzutreffender sein als das bekannte Sprichwort "Jeder ist seines Glückes Schmied", die Chancen darauf, es im Leben "zu etwas zu bringen" sind im Gegenteil von Anfang an höchst ungleich verteilt. Die dem Bildungsbericht 2018 entnommene Abbildung 13 verdeutlicht den Sachverhalt exemplarisch: Nur 28 Prozent eines Jahrgangs entstammen einem akademischen Milieu, diese stellen aber 53 Prozent der Studienanfängerinnen und -anfänger, d.h. die Bildungsbeteiligungsquote dieser Gruppe liegt bei 79 Prozent. Diese Quote beträgt lediglich 24 Prozent, wenn mindestens ein Elternteil eine Berufsausbildung absolviert hat, und lediglich 12 Prozent, wenn kein Elternteil einen Abschluß vorzuweisen hat. Worüber die Darstellung nichts aussagt, ist der jeweilige Studienerfolg, ich werde das später noch eingehender thematisieren, inwiefern auch dieser von der Herkunft abhängen dürfte, will aber zunächst eine Gründe dafür erläutern, warum der Bildungsweg in Deutschland derart stark von der Herkunft abhängt:

---

<sup>72</sup> Quelle: BMBF (<http://www.datenportal.bmbf.de/portal/de/K254.html>)

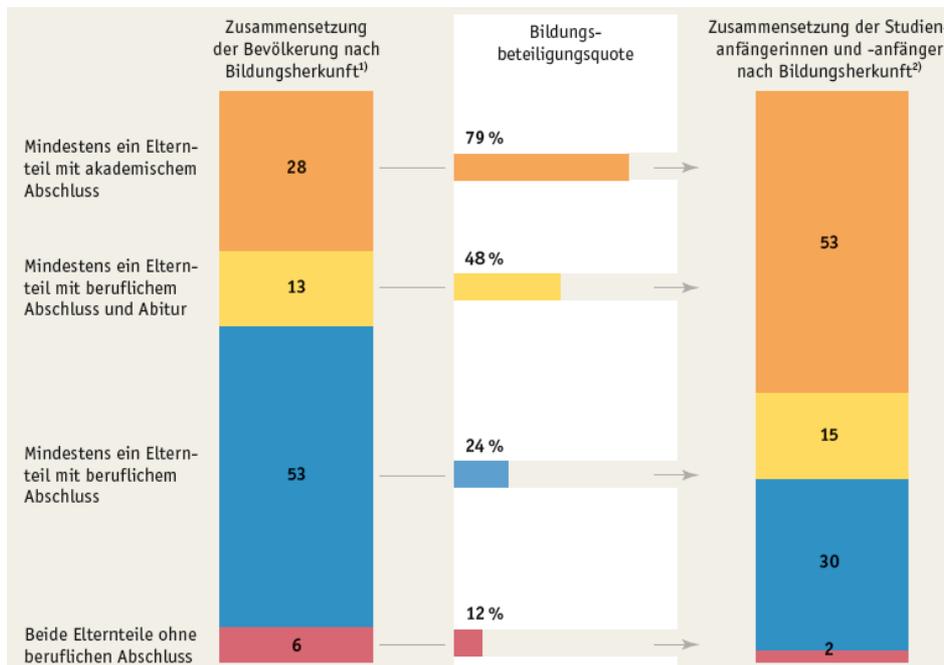


Abb. 13: Herkunftsabhängige Bildungsbeteiligung (Bildungsbericht 2018: 156)

Es sollte diesbezüglich zunächst unmittelbar einsichtig sein, daß Kinder, welche in einem fördernden familiären Umfeld aufwachsen, d.h. deren Eltern mit ihnen spielen, basteln, ihnen vorlesen und mit ihnen die Umwelt entdecken, über deutlich bessere kognitive und auch motorische Fähigkeiten verfügen als solche Kinder, deren Eltern dies nicht leisten, bzw. nicht leisten können. Folgende Passage aus der "Tagesschau"-Webpräsenz verdeutlicht dies eindringlich:

»**Probleme beim Zählen, Sprechen, Schneiden, Kleben.** Marion Teichert, die Schulleiterin der Juri-Gagarin Grundschule, kümmert sich seit 25 Jahren mit Leib und Seele um die Kinder. Sie bestätigt, dass die andauernde Armut Auswirkungen auf die Entwicklung der Kinder hat. 60 Prozent der Kinder seien anfangs gar nicht schulfähig, weil sie aus sozial schwachen Familien kommen. "Es gibt starke Entwicklungsverzögerungen bei einigen Kindern, die nicht einmal bis zehn zählen können und eingeschult werden. Die ganzen grundlegenden Fähigkeiten, sei es Schneiden, Kleben, das Sprechen im vollständigen Satz, fallen vielen Kindern unglaublich schwer."«<sup>73</sup>

Wir dürfen zwar nicht vorschnell die soziale Lage gleichsetzen mit der Anwesenheit bzw. Abwesenheit eines fördernden Umfeldes, die Korrelation ist aber eindeutig: Wer in Armut aufwächst, hat es deutlich schwerer, in Schule und Beruf erfolgreich zu sein als Altersgenossen aus "besser situierten" Elternhäusern. Es braucht zwar keinen Hochschulabschluß, um seine Kinder aktiv zu fördern, es sollte durchaus ausreichen, sich mit ihnen aktiv zu beschäftigen (Kinder müssen m.E. weder mit vier Jahren ein Musikinstrument spielen noch mit fünf Spanisch lernen), aber Eltern, *die einen solchen Umgang selbst nie erfahren haben, können das für ihre Kinder nur schwerlich leisten.* Man mag das als "geistige Armut" bezeichnen, aber Menschen sind nun einmal auch das Produkt

<sup>73</sup> [www.tagesschau.de/inland/kinderarmut-deutschland-101.html](http://www.tagesschau.de/inland/kinderarmut-deutschland-101.html) (2019)

der Verhältnisse, in denen sie aufwachsen, und das gilt im Zweifelsfall auch für die Eltern dieser Kinder.

Aber selbst wenn die Eltern ihre Kinder fördern wollen, können sie möglicherweise nicht. Ich werde im folgenden Kapitel noch genauer betrachten, was es in unserer Gesellschaft heißt "arm" zu sein, in jedem Fall dürfte auch das Fehlen materieller Ressourcen für sich genommen die Entwicklung der Kinder beeinträchtigen. Ende 2018 lebten 1.952.638 unter 18-jährige Kinder und Jugendliche in Hartz-IV Bedarfsgemeinschaften, 886.823 von ihnen lebten in einem Haushalt mit nur einem Elternteil (Hannoversche Allgemeine Zeitung, 1.6.2019). Zwar gibt es eine ganze Reihe kostenloser Angebote für Jugendliche (von der öffentlichen Bibliothek bis zum freien Eintritt ins Museum), aber erstens muß man diese kennen, und zweitens kostet Partizipation in unserer Gesellschaft nun einmal Geld – insbesondere dann, wenn man kein Geld hat. (Ich werde dieses vermeintliche Paradox im nächsten Kapitel erläutern.)

Als Resultat dieses doppelten Ressourcenmangels (Bildung und Geld) sind Kinder aus ärmeren Familien in der Schule deutlich weniger leistungsfähig als ihre Altersgenossen. Die IGLU-Studie kommt z.B. zu dem Ergebnis: »Die Anteile sowohl der lese-schwachen als auch der lesestarken Kinder sind größer geworden ... Zu denken gibt insbesondere der nun auf 18,9 Prozent gestiegene Anteil an Schülerinnen und Schülern, die am Ende der Grundschulzeit keine Leistungen auf Kompetenzstufe III erreichen. Es ist davon auszugehen, dass sie in der Sekundarstufe I in allen Fächern mit erheblichen Schwierigkeiten konfrontiert sein werden. Insbesondere im Hinblick auf die Förderung dieser Kinder besteht somit dringender Handlungsbedarf« (Hußmann et. al. 2019: 297). Die konstatierten Defizite sind demnach in hohem Maß herkunftsinduziert: »Bedenklich ist der konstant hohe Zusammenhang zwischen der sozialen Herkunft der Schülerinnen und Schüler und den Schullaufbahnpräferenzen. [Hinsichtlich] ... der Lesekompetenz und der kognitiven Fähigkeiten haben Kinder aus bildungsnahen Elternhäusern eine deutlich höhere Chance auf eine Gymnasialpräferenz als Kinder aus bildungsfernen Familien. Im Vergleich der IGLU-Erhebungen von 2001 bis 2016 lässt sich im Zeitverlauf sogar eine Zunahme dieser Chancen feststellen« (Ibid.: 23). Einer Studie der Universität Mainz aus dem Jahr 2008 zufolge sind in der vierten Klasse die Noten von Kindern der Unterschicht in Mathematik und Deutsch durchschnittlich um mindestens eine Note schlechter als die von Oberschichtkindern (Schulze et. al. 2008: 38f.).

Wenn Kinder in der vierten Klasse nicht ausreichend lesen können, ist ihr Scheitern im weiteren Verlauf der Bildungsbiographie durchaus wahrscheinlich. Einer Infografik der Bundeszentrale für politische Bildung zufolge variiert der Anteil derjenigen, die die Schule ohne Abschluß verlassen zwischen ca. 4 Prozent (in Bayern) und 11 Prozent (in Mecklenburg-Vorpommern).<sup>74</sup> Diese Personengruppe erreicht dann auch besonders häufig keine berufliche Qualifikation. »Die Ungelerntenquote variiert stark in Abhängigkeit vom erreichten Schulabschluss. Personen ohne Schulabschluss sind besonders gefährdet, keinen Berufsabschluss zu erzielen. Die Ungelerntenquote der 20- bis 34-Jährigen lag 2017 in dieser Gruppe bei 68,8 %. Mit steigendem Schulabschluss sinkt die Ungelerntenquote (Hauptschulabschluss: 32,3 %, Realschulabschluss: 10,3 %, Studienberechtigung: 5,5 %)« (BMBF 2019: 49).

Das ist aber nur die eine Seite des Selektionsprozesses. Daß bei gleichen Schulnoten Kinder aus sozial schwachen oder "bildungsfernen" Schichten seltener eine Gymnasialempfehlung erhalten als Akademikerkinder, dürfte hinreichend bekannt sein (vgl.

---

<sup>74</sup> <https://www.bpb.de/gesellschaft/bildung/zukunft-bildung/216398/schulabbrecher-wie-hoch-ist-der-anteil-der-schulabgaenger-ohne-abschluss-je-bundesland-2013>.

z.B. Klemm/Anbuhl 2008:10). Warum ist das so? Weil die Lehrerinnen und Lehrer ihnen mittelfristig wenig zutrauen (oder deren Eltern nicht zutrauen, sie adäquat zu unterstützen), oder weil sie meinen, diese Kinder gehörten nicht ans Gymnasium? Oder schrecken die Eltern davor zurück bzw. halten die höhere Schule für unpassend (fehlende "Bildungsaspiration")? Pauschal ist diese Frage kaum zu beantworten. Wo auch immer die Gründe im Einzelfall liegen: Zu den Hemmnissen bei der Entwicklung der Leistungsfähigkeit tritt eine soziale Auslese nach Herkunft – möglicherweise mit dem Resultat, daß dann auch die Leistungsbereitschaft sinkt, und eine Art negative Rückkopplungsschleife entsteht. Denn warum soll ich mich anstrengen, wenn ich dafür nicht belohnt werde. Und so geht Johanna aufs Gymnasium, während Kevin die Hauptschule besucht.<sup>75</sup>

Aber selbst wenn Kevin es auf das Gymnasium schafft, wirken hier ähnliche Selektionsmechanismen. Selbstverständlich können Eltern mit akademischem Abschluß ihren Kindern in der Regel besser bei den Hausaufgaben helfen, und selbst wenn das nicht der Fall sein sollte, verfügen sie wahrscheinlich über das Geld, um eine Nachhilfelehrerin zu finanzieren. Möglicherweise müssen "Unterschichtskinder" auch mit einem gewissen Gefühl der "kulturellen Fremdheit" kämpfen, welches um so ausgeprägter sein dürfte, je "elitärer" das Selbstverständnis der jeweiligen Schule ist. Ich kann und will diese Faktoren hier aber nicht näher diskutieren, da sie in anderen Seminaren intensiv thematisiert werden. Mit erscheint insbesondere die Frage bedeutsam, ob Jugendliche aus sozial schwachen und bildungsfernen Milieus tatsächlich adäquat auf das Studium vorbereitet sind, wenn sie eine Hochschulzugangsberechtigung erworben haben.

Die Klagen über eine mangelnde "Studierfähigkeit" von Abiturientinnen und Abiturienten sind derzeit nahezu allgegenwärtig, etliche Universitäten und Fachhochschulen haben mittlerweile Vorkurse und Tutorienprogramme eingeführt (insbesondere für das Fach Mathematik) um die erschreckend hohen Abbrecherquoten insbesondere in den sog. "MINT-Fächern" zu senken. Für unseren Zusammenhang sind weniger diese Defizite an sich bedeutsam, als die Frage, ob sie herkunftsabhängig sind. Leider liegen hierzu keine Daten vor, die Vermutung, daß dem so ist, liegt aber zumindest nahe. Wo könnten die Gründe hierfür liegen? Ist das Abitur von "Arbeiterkindern" im Schnitt schlechter, oder sind Studienanfängerinnen und –anfänger mit einem identischen Notendurchschnitt im Abiturzeugnis nicht im gleichen Maße studierfähig? Und wieviel des bis im Alter von 18 oder 19 Jahren erworbenen Wissens wurde tatsächlich im Schulunterricht angeeignet? Auch das wäre im Hinblick auf den familiären Hintergrund noch zu untersuchen, es dürfte aber sehr wahrscheinlich so sein, daß Erstsemester aus Akademikerfamilien im Schnitt nicht nur besser auf das Studium vorbereitet sind, sondern auch die Wahrscheinlichkeit höher ist, daß sie es erfolgreich abschließen.

Leider liegt hinsichtlich der den Studienerfolg beeinflussenden herkunftsabhängigen Effekte kaum Material vor. Um die diesbezügliche Lücke zumindest im Ansatz zu schließen, führten Melissa Gottschalk und Linda Kachler im Rahmen eines Forschungslernseminars Interviews mit Studierenden durch, in denen sie den Zusammenhang zwischen Herkunft, Studierverhalten und Studienerfolg untersuchten. Auch wenn das Sam-

---

<sup>75</sup> Kinder aus "bildungsfernen" Milieus werden mithin im gesamten Verlauf ihres Bildungswegs systematisch benachteiligt und bezüglich der Entwicklung ihrer Leistungsfähigkeit behindert. Angesichts der Tatsache, daß dies (zumindest "gefühl") seit Jahrzehnten bekannt ist, muß man sich fragen, ob überhaupt gewollt ist, daran etwas zu ändern. Erneut zugespitzt und provokant formuliert heißt das: Von der Ausbildung an guten Schulen profitieren alle, schlechte Schulen (oder Lehrerinnen und Lehrer) schaden hingegen Akademikerkindern am wenigsten.

ple keine verallgemeinerbaren Rückschlüsse zuläßt, verdichtete sich unsere Ausgangshypothese, daß Studierende aus "bildungsfernen" Schichten bzw. Milieus anders studieren als Kinder mit eher "bildungsnahem" Hintergrund.<sup>76</sup> Auffällig war, daß die zweite Gruppe deutlich weniger zwischen Studium und "Freizeit" trennten, und auch außerhalb der Universität viel Zeit mit Kommilitoninnen und Kommilitonen verbrachte. Diese Studierenden schätzten folgerichtig ihr Studium als erfolgreicher ein als diejenigen mit eher "bildungsfernem" Hintergrund, bzw. sie bezogen sich bei ihrer Begründung eher auf Inhalte als auf Noten, was ihre Einschätzung deutlich glaubwürdiger machte.

Diese Differenz (man ist nachgerade versucht, von einer "Segregation" der Studierendenschaft zu sprechen) dürfte auch damit zusammenhängen, daß Personen mit akademischem Hintergrund sich an der Universität deutlich leichter orientieren können und auch eher das Gefühl haben "dazu zu gehören". Die "Passungsprobleme" und "Fremdheitserfahrungen" von Studierenden aus nicht-akademischen Milieus (respektive von "Arbeiterkindern") sind meines Wissens seit Jahrzehnten bekannt, bestehen aber offenbar nach wie vor (vgl. Knuth 2019: 317). Die Schwierigkeiten, die diese Personen damit haben, sich an der Universität zurecht zu finden, sollen hier keinesfalls heruntergespielt werden, ebenso wenig wie ich die von Stephanie Knuth in dem gerade erwähnten Beitrag diskutierte Rolle der Lehrenden bei der Generierung dieses Gefühls der "Fremdheit"<sup>77</sup> klein reden will. Das erklärt aber nicht alles. Die herkunftsabhängigen Selektionseffekte dürften darüber hinaus noch tiefergehendere Ursachen haben, die durch eine aktive "Willkommenskultur" und einen sensibleren Umgang des Lehrkörpers mit der Problematik nicht zu beheben sind. Zumindest erhärtete die gerade erwähnte Exploration den Verdacht, daß Studierende aus "bildungsnahen" Familien im Schnitt auch "leistungsfähiger" sind, weil sie von vornherein über eine höheres Maß an Allgemeinbildung verfügen, was sie wiederum befähigt, Studieninhalte besser zu kontextualisieren. Dieser Effekt wird möglicherweise noch dadurch verstärkt wird, daß diese Studierenden an einer Art "informellem Curriculum" partizipieren, d.h. Deutschlandfunk- oder BBC-Podcasts zu studienrelevanten Themen hören, weit mehr lesen, als im Studium gefordert, usw. Aus Sicht der Dozentinnen und Dozenten sind die Studierenden schlicht interessierter und engagierter, sie dürften deshalb auch einen engeren Kontakt zu den Lehrenden haben und, kommen folgerichtig eher in den Genuß von Stellen als studentische Tutorinnen und Tutoren oder als wissenschaftliche Hilfskräfte in Forschungsprojekten. Mit anderen Worten: Sie befinden sich in einer Art positiver Rückkopplungsschleife, und können durchaus optimistisch in die Zukunft blicken. Aber was wird aus den anderen, aus jenen, die nie so richtig dazu gehörten, nie wirklich auffielen (weder positiv noch negativ) und die ein mittelmäßiges bis irgendwie "ordentliches", aber keinesfalls exzellentes Examen absolvierten?

Womit wir beim Übergang in den Beruf angelangt wären. Selbstverständlich ist das Ziel der Universität nicht nur Berufsqualifizierung, sondern auch Persönlichkeitsbildung, aber zwischen beiden Zielen besteht kein grundlegender Konflikt; eher ist das Gegenteil der Fall: ausgeprägte analytisch-kritische Fähigkeiten und ein hohes Bildungsniveau fördern die "Berufsfähigkeit" ungemein (zumindest wenn es um akademische Berufsfelder geht).

---

<sup>76</sup> "Bildungsnähe" wurde nicht in Abhängigkeit vom Abschluß der Eltern unterstellt, sondern als Selbsteinschätzung abgefragt, wobei die Studierenden aufgefordert wurden, diese zu begründen. Sie ist kein Privileg akademischer Kreise, vielleicht sollte man aus diesem Grund besser von "Bildungsaffinität" sprechen.

<sup>77</sup> Höchstwahrscheinlich gehen Studierende aus nicht-akademischen Elternhäusern wesentlich eher dem sogenannten "Uni-Bluff" auf den Leim, d.h. wichtigtuierischem Gehabe und ebenso unverständlichen wie inhaltsleeren Texten.

## Wenig Geld trotz Ausbildung

Von allen Beschäftigten\*  
mit Niedriglohn hatten 2010 ...



\* inklusive Schüler, Studierende und Rentner  
Quelle: IAQ 2012 | © Hans-Böckler-Stiftung 2012

Abb. 14: Ausbildungsstand der im Niedriglohnsektor Beschäftigten.

evident), daß ein Universitätsabschluss aber möglicherweise zu gar nichts qualifiziert, überrascht auf den ersten Blick dann doch – nicht zuletzt angesichts der Anstrengungen, die von der Politik unternommen werden, um noch mehr junge Menschen für ein Studium zu gewinnen. Aber auch diesbezüglich haben wir es wahrscheinlich wieder mit einem fatalen Zusammenspiel sich wechselseitig verstärkender herkunftsabhängiger Faktoren zu tun, die auf der anderen Seite dazu führen, daß Kinder von Eltern aus privilegierten Berufsgruppen überproportional gute Chancen haben, selbst wiederum privilegierte Positionen einzunehmen, wie Sam Friedman und Daniel Lauriston in ihrem Buch "The Class Ceiling" (2019) exemplarisch herausarbeiteten (vgl. Abbildung 15).

Ich will im folgenden nochmals kurz rekapitulieren, welche Rolle die einzelnen "Kapitalformen" Bourdieus beim erfolgreichen Übergang vom Studium in den Beruf spielen, um anschließend nochmals auf den Faktor "Qualifikation" bzw. "Leistungsfähigkeit" zurückzukommen.

(a) Ökonomisches Kapital: Hat jemand ein Fach studiert, bei dem das Angebot an Absolventinnen und Absolventen die Nachfrage übersteigt (z.B. BWL mit Schwerpunkt

Die Frage ist, ob und inwiefern dieses Ziel mit dem Abschluß durchgängig erreicht wird. Aktuelle Schätzungen zufolge sind zwischen 19 und 33 Prozent der deutschen Hochschulabsolventinnen und -absolventen "unterwertig" beschäftigt, d.h. sie üben eine Tätigkeit aus, die nicht ihrem Qualifikationsniveau entspricht (vg. Kracke 2016:178). Anders herum betrachtet hatten 2012 ca. 10,5 Prozent der im Niedriglohnsektor Tätigen einen Fachhochschul- oder Universitätsabschluss. Ob letzteres für die Betroffenen nur eine temporäre Phase darstellt, oder sie dauerhaft in diesem Segment verbleiben, weil ihr Abschluß auf dem Arbeitsmarkt keinen Wert hat, geht aus den Zahlen der Hans Böckler Stiftung (vgl. Abbildung 14) allerdings nicht hervor. Unklar bleibt zudem, ob nicht in großer Zahl Doktorandinnen und Doktoranden mit erfaßt sind, die lediglich eine halbe oder möglicherweise nur eine drittel oder viertel Stelle einnehmen. Jeder und jedem sollte zwar klar sein, daß nicht jeder Abschluß gleichwertig ist (die doppelte Hierarchie der Fächer und der Abschlußnoten ist unmittelbar

Marketing, Sozial- und Politikwissenschaft, Geistes- und Erziehungswissenschaften insgesamt) kann die Suche nach einem adäquaten Arbeitsplatz sich langwierig gestalten. Ggf. ist auch hilfreich, unbezahlte Praktika zu absolvieren, wenn möglich im Ausland. Eine längere und intensive Arbeitssuche muß man sich aber ebenso leisten können wie ein Praktikum in London oder Paris. Es ist sicherlich kein Zufall, daß etliche der von Sam Friedman und Daniel Lauriston interviewten Personen betonten, wie wichtig das "Bankkonto von Mama und Papa" für ihren Berufsweg war. Wer hingegen nicht über derartige Ressourcen verfügt, kann sich früher oder später genötigt fühlen, im Call-Center anzuheuern – ohne realistische Aussicht darauf, jemals eine der formalen Qualifikation entsprechende Anstellung zu finden.

(b) Soziales Kapital: Selbstverständlich sind auch "Beziehungen" bei der Arbeitssuche von entscheidender Bedeutung. Abgesehen davon, daß ich eine gewisse Vorstellung davon haben muß, wo ich mich überhaupt bewerben kann, sind persönliche Empfehlungen und Referenzen im Zweifelsfall unabdingbar und machen den Unterschied aus (gerade wenn in bestimmten Fächern eine vermeintliche "Noteninflation" um sich greift). Es ist wohl überflüssig zu betonen, daß das entsprechende soziale Kapital in akademischen Elternhäusern eher verfügbar ist als in Familien der Arbeiterklasse.

(c) Kulturelles Kapital: Der Habitus macht sich zwar bereits bei der Formulierung des Anschreibens bemerkbar, im Bewerbungsgespräch dürfte er dann von überragender Bedeutung sein. "Eliten" tendieren ganz offensichtlich dazu, unter sich zu bleiben; sie achten bei der Einstellung auf die "kulturelle Passung", die sowohl Michael Hartmann (in "Mythos der Leistungsgesellschaft", 2002) als auch Sam Friedman und Daniel Lauriston thematisieren. *"Wir erkannten sofort, daß sie eine von uns war"* – dieser Satz bringt den Sachverhalt recht gut auf den Punkt. Dieser Prozeß des "sich wechselseitig Erkennens" dürfte sehr subtil ablaufen, man muß keine weißen Tennissocken zum Anzug tragen oder eine "Bild"-Zeitung in der Hand halten, um beim Bewerbungsgespräch durchzufallen. Dort spielen zwar fachliche Aspekte durchaus eine zentrale Rolle, aber Friedman und Lauriston zufolge trauen Führungskräfte jungen Leuten offenbar mehr zu, wenn sie ihnen ähnlich zu sein scheinen (2002: 17ff.).<sup>78</sup>

(d) Qualifikation: Schließlich überschätzen möglicherweise gerade Studierende aus "bildungsfernen" Schichten den Wert eines bzw. ihres universitären Abschlusses. Insbesondere in den oben genannten Fächern reicht es nicht aus, nur das zu tun, was das "offizielle" Curriculum verlangt. Das mag eine Frage der persönlichen Veranlagung sein (ein Student aus dem aktuellen Forschungslern-Seminar unterschied zwischen denen, die studieren, und jenen, die "studiert haben wollen"), wie hoffentlich hinreichend hervorgehoben können selbstverständlich auch Studierende ohne akademischen Hintergrund äußerst erfolgreich sein. Ein aktives und engagiertes Studium erfordert aber auch das Wissen um die "informellen" Anforderungen sowie ein nicht geringes Maß an Selbstorganisationsfähigkeit. Deshalb dürfte die Wahrscheinlichkeit, daß Studierende mit einem "bildungsaffinen" Hintergrund einen exzellenten Abschluß machen deutlich höher sein als bei jenen, die eher "bildungsfernen" Schichten entstammen.<sup>79</sup>

---

<sup>78</sup> Im Gegenzug treten Personen mit entsprechendem familiären Hintergrund wahrscheinlich deutlich souveräner und entspannter im Bewerbungsgespräch auf, womit wir es wiederum mit einer Art selbsterfüllender Prophezeiung zu tun hätten.

<sup>79</sup> Wenn ein nicht unerheblicher Teil der Studierenden die Universität mit einem Abschluß verläßt, der im Grunde nichts wert ist (in jedem Fall aber weniger wert als eine gute Berufsausbildung) ist das für sich genommen schon ein Skandal – der noch gravierender wäre, sollte sich bewahrheiten, daß vor allem Absolventinnen und Absolventen aus sozial schwachen Schichten von diesem Phänomen betroffen sind; d.h. Personen, die sich vom Studium einen sozialen Aufstieg versprechen, der ihnen aber verwehrt bleibt.

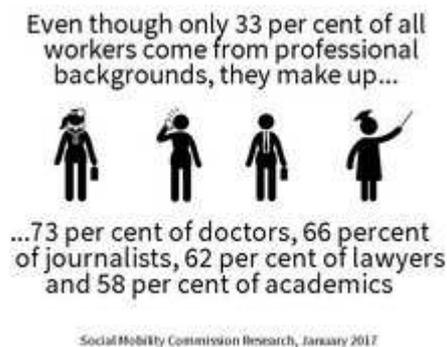


Abb. 15: Herkunftsabhängige Karrieren (*Quelle: www.classceiling.org*).

Dieser Selektionsprozeß endet nicht mit dem Übergang in den Beruf, insbesondere die "kulturelle Passung" spielt Friedman und Lauriston zufolge eine zentrale Rolle für die Karriere einer Person. Gefördert werden jene, die den Führungskräften ähnlich sind. Wer hat, dem wird gegeben – wie schon in der Grundschule.

Durchaus aufschlußreich ist schließlich, daß die geographische Herkunft einer Person offenbar für sich genommen kein entscheidende Einflußgröße für den Bildungserfolg ist. Die in Abbildung 16 wiedergegebene Tabelle aus dem Bildungsbericht 2016 verdeutlicht dies. Daß es nichtsdestotrotz so *scheint*, als seien Kinder mit Migrationshintergrund im deutschen Bildungssystem in besonderem Maße benachteiligt, liegt diesen Daten zufolge daran, daß ein großer Teil von ihnen aus armen und bildungsfernen Elternhäusern stammt (die Hälfte der Kinder mit Migrationshintergrund stammt demnach aus Familien mit einem niedrigen sozioökonomischen Status, bei den Kindern ohne Migrationshintergrund beträgt der Anteil dieser Gruppe lediglich 20 Prozent). Wenn die Eltern z.B. funktionale Analphabeten sind, sind die Kinder in der Schule in besonderem Maße benachteiligt, da Vater und Mutter ihnen gar nicht helfen *können*. Sollten die Kinder zudem schlecht Deutsch sprechen, verschärft sich die Situation noch zusätzlich, weil sie dem Unterricht nicht folgen können.

Die "Verhärtung" sozialer Lagen, die intergenerationale Weitergabe von "Bildungsferne" im Kontext der oben skizzierten Selektionsmechanismen ist aber nicht für alle unentrinnbares Schicksal, wie die Bildungsbiographien vieler Menschen mit Migrationshintergrund belegen. Die Daten des Statistischen Jahrbuchs 2018 zum Qualifikationsniveau der Bevölkerung mit und ohne Migrationshintergrund belagen, daß bei letzteren ein signifikanter Anstieg des Bildungsniveaus über die Generationen festzustellen ist. Während im Gesamtsample der Anteil Personen ohne Schulabschluß über Altersgruppen konstant ist (3,9 Prozent in der Altersgruppe der 25-35 und den 45-55 jährigen, 3,8 Prozent bei den 55-65 jährigen), sinkt er bei der Gruppe mit Migrationshintergrund signifikant, 24,6 Prozent der über 65 jährigen, der 15 Prozent 55-65 jährigen und 9,2 Prozent im Alter zwischen 25-35 verfügen über keinen Abschluß (Statistisches Bundesamt 2018: 88). Das ist selbstverständlich immer noch viel mehr als in der Gesamtbevölkerung, die Zahlen verweisen aber zumindest darauf, daß in vielen Fällen Migration und Bildungserfolg keineswegs unvereinbar sind – auch dann nicht, wenn das Bildungsniveau der Eltern gering ist.

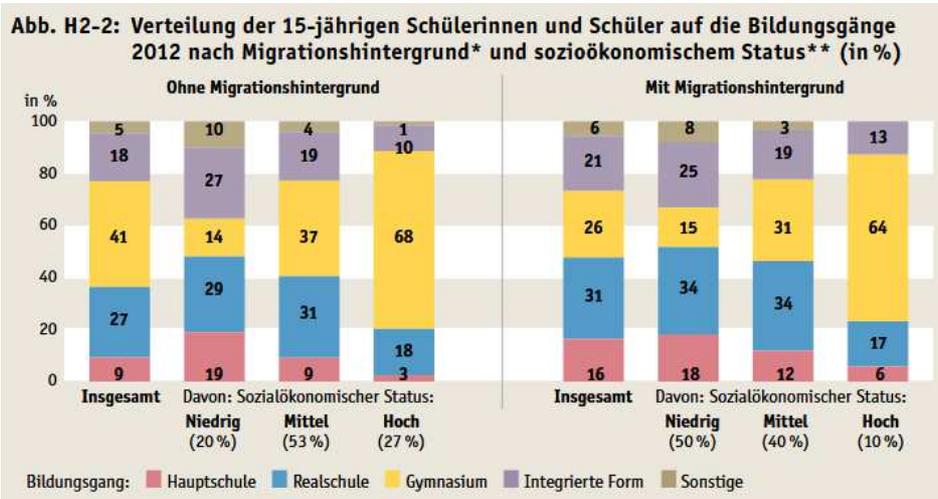


Abb. 16: Bildungserfolg nach Herkunft und Status (Quelle: Bildungsbericht 2016)

In unserem Zusammenhang ist letztlich vor allem relevant, daß diese Benachteiligung primär die sozial Schwachen trifft und weniger die Mittelschicht. Die vermeintliche kulturelle Fremdheit schlecht in die sog. "Mehrheitsgesellschaft" integrierter Migrantinnen und Migranten dürfte mithin auch (und vielleicht vor allem) eine soziale Fremdheit sein – die Angehörigen der akademischen Mittelschicht dürften einander hingegen ungeachtet ihres jeweiligen geographischen Ursprungs weitgehend problemlos verstehen.

### Armut in der Überflußgesellschaft

Ich hatte bereits im Kontext der Diskussion über "Prekariat" und "Prekarisierung" im vorletzten Kapitel darauf verwiesen, daß der Blick die Lebenslage der von diesen Phänomenen betroffenen Menschen sich unter Umständen relativiert, wenn man den globalen Kontext betrachtet. Die Abbildung 17 wiedergegebene Karte des Weltwährungsfonds verdeutlicht, wie drastisch die Unterschiede beim pro Kopf der Bevölkerung erwirtschafteten Bruttoinlandsprodukt sind. Während wir nicht wissen, wie wir unseren Zivilisationsmüll (von Plastikverpackungen bis "fast fashion") entsorgen sollen, wissen viele Menschen in Afrika nicht, wie sie ihre Kinder ernähren sollen.

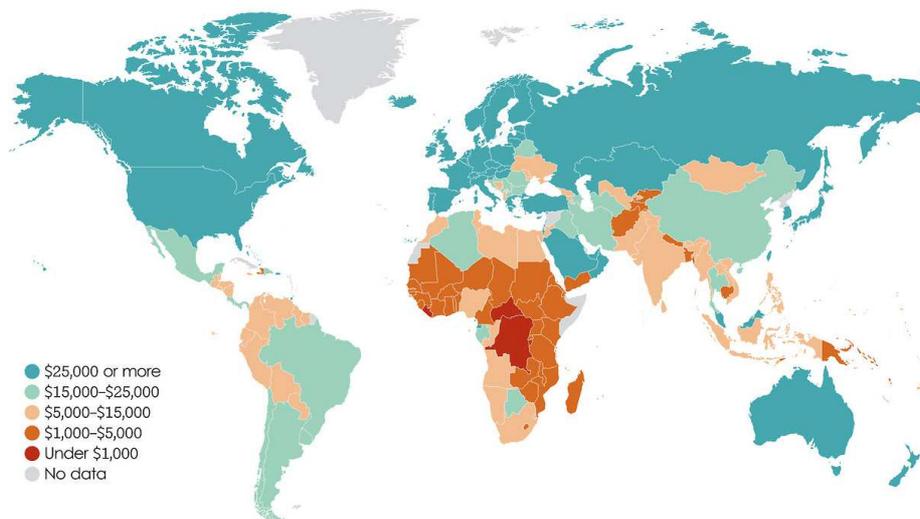


Abb. 17: Bruttoinlandsprodukt pro Kopf 2017 (Quelle: Weltwährungsfonds, [www.imf.org](http://www.imf.org))

In der Summe verfügt das reichste Prozent der Weltbevölkerung über ebenso viel Vermögen wie die restlichen 99 Prozent, wie die von Oxfam erstellte Grafik in Abbildung 18 illustriert. 50 Prozent der Weltbevölkerung verfügen hingegen über gerade einmal 0,2 Prozent der globalen Vermögenswerte.

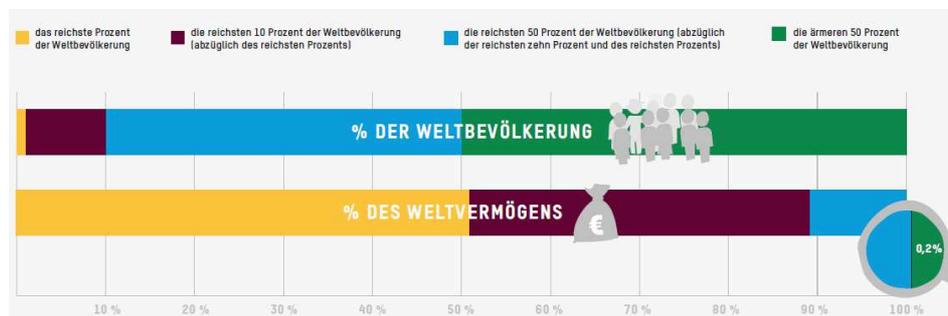


Abb. 18: Globale Vermögensverteilung 2016 (Quelle: Oxfam 2017: 2)

Was im globalen Maßstab gilt, trifft auch für Europa zu, wenn auch in weniger drastischer Form, wie die folgende Aufstellung der Bundeszentrale für politische Bildung belegt:

»Das mittlere Einkommen der 28 Mitgliedstaaten der EU lag im Jahr 2017 bei 16.324 Euro, das des Euroraums (19 Länder) bei 18.673 Euro. Auf der Ebene der 34 hier betrachteten Staaten hatten die Schweiz (44.253 Euro), Norwegen (39.573 Euro), Luxemburg (36.076 Euro), Dänemark (29.383 Euro) und Island (28.393 Euro) die höchsten mittleren Nettoäquivalenzeinkommen. Nordmazedonien (2.233 Euro), Serbien (2.554 Euro), Rumänien (2.742 Euro), Bulgarien (3.590 Euro), die Türkei (3.752 Euro), Ungarn (4.988 Euro) und Polen (5.945 Euro) waren die Staaten mit den niedrigsten Einkommen. Deutschland belegte mit 21.920 Euro den 10. Rang innerhalb der EU« (<https://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/europa/70628/einkommen>).

Das Bruttoinlandsprodukt bzw. das Einkommen pro Kopf sagt aber wenig über die tatsächliche Lebenssituation der Menschen aus, um diesbezüglich einen ersten Aufschluß zu erhalten, muß man zusätzlich Einkommensverteilung analysieren. Auch wenn sich in Deutschland in den vergangenen Jahrzehnten die Kluft zwischen "arm" und "reich" vertieft hat (vgl. oben Abbildung 10), so ist das Ausmaß der ökonomischen Ungleichheit im globalen Vergleich doch recht moderat. Wie der vom World Inequality Lab erstellten Grafik in Abbildung 19 zu entnehmen ist, ist die Einkommensungleichheit in Europa weltweit am geringsten, zumindest wenn man den Anteil der obersten 10 Prozent als Indikator akzeptiert.

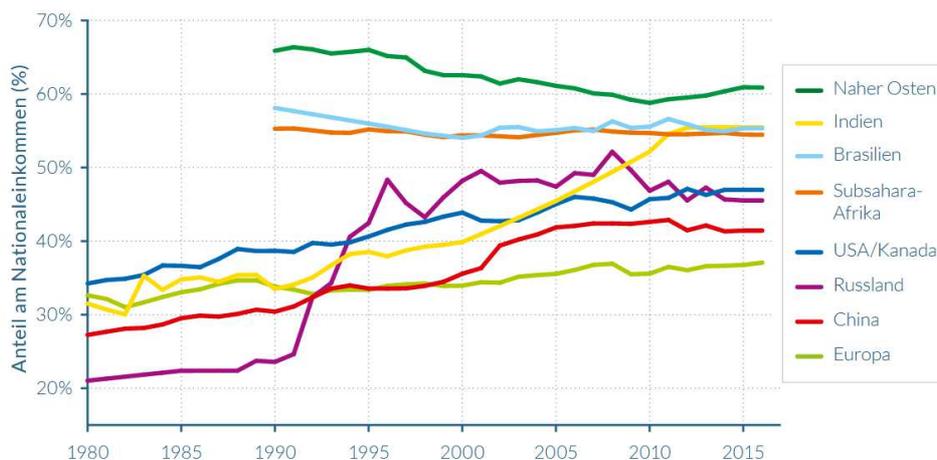


Abb. 19: Einkommensanteile der obersten 10% weltweit (Quelle: World Inequality Lab 2018: 7)

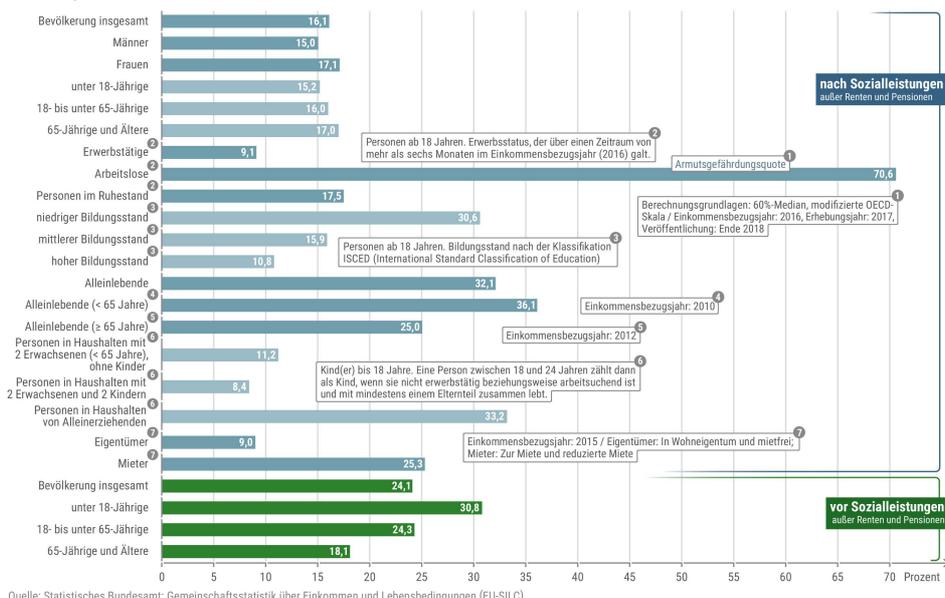
Dennoch ist auch in Deutschland Armut ein gesellschaftliches Problem. Menschen leben in Armut oder sind von Armut bedroht – obwohl sie über deutlich mehr Geld verfügen als Durchschnittsverdiener in anderen Ländern. Ich will im Folgenden versuchen zu klären, was es heißt "arm" zu sein, auch wenn man über ausreichend Nahrung, Zugang zu sauberem Trinkwasser, kostenloser Gesundheitsversorgung, Wohnung, Heizung und Strom verfügt – alles Dinge, die für Milliarden andere Menschen mitnichten selbstverständlich sind.

Beginnen wir bei den "nackten" Zahlen: In Deutschland lag 2016 die Armutsgrenze für einen alleinlebenden Erwachsenen bei einem Netto-Einkommen von 969 Euro im Monat (das entspricht 60 Prozent des mittleren pro-Kopf Einkommens). Dem Armuts-

bericht des Paritätischen Gesamtverbands zufolge lag die Armutsquote in Deutschland 2015 bei 15,7 Prozent, damit lebten in diesem Jahr ca. 12,9 Mio. Menschen unterhalb der rechnerischen Einkommensarmutsgrenze (2018: 9). 4,4 Prozent der Bevölkerung mußten 2017 sogar mit weniger als 40 Prozent des mittleren Einkommens auskommen.<sup>80</sup> Eine deutliche größere Zahl von Menschen ist in Deutschland von Armut bedroht (vgl. Abbildung 20).

### Ausgewählte Armutsgefährdungsquoten

In Prozent, 2016



Quelle: Statistisches Bundesamt: Gemeinschaftsstatistik über Einkommen und Lebensbedingungen (EU-SILC)<sup>81</sup>

Ein Großteil der nach den vorstehend erläuterten Kriterien "armen" Personen bezieht Leistungen aus der Grundsicherung für Arbeitssuchende gemäß dem zweiten Buch des Sozialgesetzbuches (SGB II). Von denjenigen, welche diese Unterstützungsleistungen bezogen, waren aber längst nicht alle arbeitslos, wie die folgenden Erläuterungen der Bundesagentur für Arbeit illustrieren:

»Im November 2018 [waren] 35 Prozent (1.419.000) der 3.999.000 erwerbsfähigen Leistungsberechtigten arbeitslos. Damit erhielten 65 Prozent (2.580.000) Leistungen aus der Grundsicherung für Arbeitssuchende, ohne arbeitslos zu sein. Es sind vor allem drei Gründe, derentwegen erwerbsfähige Leistungsberechtigte nicht arbeitslos sind. Für mehr als ein Viertel war eine Arbeit derzeit nicht zumutbar, weil sie entweder kleine Kinder betreuten bzw. Angehörige pflegten (313.000), oder weil sie selbst noch zur Schule gingen oder studierten (393.000). Fast ein Viertel der nicht-arbeitslosen erwerbsfähigen Leistungsberechtigten (600.000) ging im November 2018 einer ungeforderten Erwerbstätigkeit von mindestens 15 Wochenstunden nach. Gut ein Fünftel der nicht arbeitslosen erwerbsfähigen Leistungsberechtigten hat an einer arbeitsmarktpolitischen Maßnahme teilgenommen (575.000) und galt allein deswegen nicht als arbeitslos. Über diese drei größten

<sup>80</sup> <https://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/europa/70622/streng-armut>

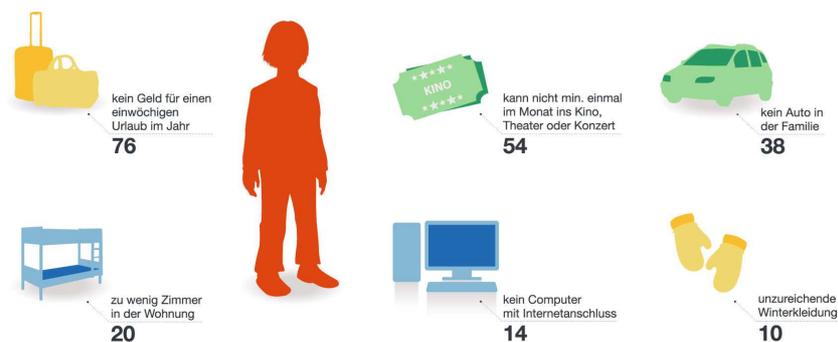
<sup>81</sup> <http://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/61785/armutsgefahrdung>

Gruppen hinaus zählte rund jeder Achte nicht als arbeitslos, weil er arbeitsunfähig erkrankt war (308.000). 167.000 erwerbsfähige Leistungsberechtigte waren nicht arbeitslos, weil für sie Sonderregelungen für Ältere galten«. (Bundesagentur für Arbeit 2019: 21)

Wer als Erwachsener arbeitslos ist und Leistungen gemäß SGB II bezieht ("Hartz IV"), erhält einen Regelsatz von 424 Euro im Monat (Stand 2019). Im Vergleich zum durchschnittlichen pro-Kopf Monatseinkommen von ca. 230 Euro in Rumänien und dem Mindestlohn von ca. 190 Euro pro Monat für Textilarbeiterinnen scheint dies zunächst einmal relativ viel zu sein, zumal Miete und Heizung davon nicht gezahlt werden müssen. Zwar fehlt es in den Familien, die von staatlichen Transferleistungen abhängig sind, oft an Dingen, die für andere selbstverständlich sind (vgl. Abbildung 21); aber wenn auch Akademikerfamilien mit Kindern mittlerweile bewußt auf ein eigenes Auto verzichten, ist die Tatsache, daß nur 62 Prozent der SGB II beziehenden Familien ein Kraftfahrzeug haben, für sich genommen auf den ersten Blick nicht signifikant.

### Weniger als die Anderen

Mängel in Haushalten die SGBII beziehen (in Prozent)



Quelle: Bertelsmann Stiftung/Studie „Kinder- und Familienarmut“

Abb. 21: Materielle Ausstattung von SGB II beziehenden Haushalten (Quelle: ZDF)<sup>82</sup>

Die gerade genannte Zahl bezieht allerdings sogenannte "Aufstocker" mit ein; bei denen, die komplett von Hartz IV abhängig sind, dürfte der Wert deutlich geringer sein, die Datenbasis der Untersuchung von IAB und Bertelsmann Stiftung läßt aber keine entsprechende Differenzierung zu (vgl. Tophoven et. al 2015: 6). Die Aufstellung in Abbildung 21 vermittelt aber jenseits des Problems der Aussagekraft der Zahlen einen ersten Eindruck davon, was sich viele Menschen in Deutschland nicht leisten können.

Genau hier liegt die entscheidende Differenz. Ich habe auch kein Auto (weil ich keines brauche und es ohnehin in meiner Straße keine Parkplätze gibt), keine Winterkleidung (weil ich vermeide, schlecht gekleidet aus dem haus zu gehen), und hatte bis vor kurzem keinen Internetanschluß in der Wohnung (um nicht ständig erreichbar zu sein). Aber es ist etwas ganz anderes, *freiwillig zu verzichten* als *verzichten zu müssen*. Diese Feststellung ist auf den ersten Blick vielleicht banal, aber hier könnte nichtsdestotrotz einen Schlüssel zum Verständnis von Armut als relativer Kategorie liegen: Die Verfügbarkeit bestimmter Güter bedeutet für viele Menschen "Zugehörigkeit", deshalb

<sup>82</sup> <https://www.zdf.de/bilder/kinderarmut-in-deutschland-100.html>

ist es vielleicht gerade für Angehörige sozial schwächerer Schichten wichtig, daß ihre Kinder Markenkleidung tragen und mit neuen teuren Rucksäcken zur Schule gehen – während die Akademikerkinder ganz zwanglos die Kleidung und Schulranzen ihrer Geschwister auftragen. Dieses Beispiel taugt sicherlich nicht zur Verallgemeinerung, da es hinreichend Belege dafür gibt, daß Kinder ausgegrenzt werden, weil sie materiell nicht mithalten können; es wäre aber zu fragen, welche Kinder diese Ausgrenzung tatsächlich trifft, bzw. wer Angst davor haben muß. Wahrscheinlich nicht diejenigen aus der etablierten "linken" akademischen Mittelschicht, die eher abschätzig auf ihre "materialistisch" orientierten Klassenkameraden blicken – und sich das leisten können.

Ein "postmaterialistischer" Lebensstil steht aus diesem Grund wahrscheinlich nur jenen offen, die ohnehin "dazugehören", d.h. die es gar nicht nötig haben, ihren Status mittels der Zuschaustellung materieller Güter zu demonstrieren (bzw. die ihren Status gerade durch eine gewisse demonstrative Geringschätzung des Materiellen zum Ausdruck bringen). Es ist also teuer, arm zu sein – zumindest wenn man darum kämpft, Anschluß zu halten. Wenn ich reichlich mit sozialem und kulturellem Kapital ausgestattet bin, muß ich diesen Kampf hingegen nicht führen (was zurückführt auf die Diskussion über prekäre Lebenslagen im vorletzten Kapitel).<sup>83</sup> Aber das sind letztlich nur Vermutungen auf Grundlage persönlicher Eindrücke, und schwerlich die Basis für belastbare wissenschaftliche Aussagen. Erstaunlicherweise liegt nur sehr wenig Material vor, welches Aufschluß darüber geben kann, wie Menschen in unterschiedlichen materiellen Lagen ihr Leben leben, und welche Bedeutung für die Wahrnehmung der eigenen Situation Herkunft und die Verfügbarkeit von Chancen spielen.

Was allerdings keiner Interpretation bedarf sind die dramatischen Konsequenzen, die es hat, wenn eine Familie in Hartz IV "abrutscht". Die Regelungen nach SGB II verlangen, daß die Betroffenen zunächst sämtliche eigene Reserven aufbraucht, bevor sie staatliche Unterstützung beziehen können. Das ist ein durchaus dramatischer Verlust an Sicherheit. Und wenn Eltern und Kinder den Lebensstandard nicht mehr aufrechterhalten können, ist selbstverständlich auch das soziale Umfeld gefährdet.<sup>84</sup>

Nichtsdestotrotz mag die staatliche Grundsicherung aus einer vergleichsweise privilegierten Perspektive als durchaus ausreichend erscheinen, wenngleich ich den Verdacht habe, daß diejenigen, die diesen Eindruck haben unterschätzen, wieviel Geld sie selbst tatsächlich ausgeben bzw. benötigen; der Verweis auf den morgendlichen Caffè Latte zu 3,40 in Relation zu den 5,- Euro, die Hartz IV-Bezieher pro Tag für Essen und Getränke zur Verfügung stehen, ist an dieser Stelle wohl ausreichend. Aber selbst wenn ich persönlich ein Jahr lang mit 424,- Euro im Monat auskäme (zuzüglich Miete und Heizung), ist es etwas vollkommen anderes, mit diesem Satz auskommen zu *können* als damit auskommen zu *müssen* – auf Dauer und ohne große Hoffnung, daß sich an der materiellen Situation jemals etwas ändert.<sup>85</sup>

---

<sup>83</sup> In vielen "sozial schwachen" Familien fehlt es zudem unter Umständen auch am Wissen über kostenlose Angebote, insbesondere für die Kinder, was Teil des Problems der "Weitergabe" der eigenen sozialen Position auf die nächste Generation sein könnte.

<sup>84</sup> Wie groß die Gefahr für qualifizierte Berufstätige ist, in diese Falle zu geraten, kann ich nicht beurteilen. Wir haben zwar gerade in Deutschland noch statistische "Vollbeschäftigung" – die Zahl der Arbeitslosen betrug im April dieses Jahres 2,23 Millionen –, und es wird in der öffentlichen Diskussion weniger die Arbeitslosigkeit als der Fachkräftemangel thematisiert, das kann sich aber bei der Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage recht schnell ändern.

<sup>85</sup> Insbesondere dann, wenn das Familieneinkommen zuvor deutlich höher war, und mit der Arbeitslosigkeit schmerzliche Einschnitte verbunden sind. 70,6 Prozent der Arbeitslosen waren 2016 armutsgefährdet!

Die materielle Situation wird dann oftmals noch durch das verschlimmert, was Menschen bei der Arbeitsagentur erleben. Die oftmals sinnlosen "Qualifizierungs"-Maßnahmen, die immer wieder in den Medien angeprangert werden (vgl. z.B. Tagesspiegel vom 4.1.2018 und Spiegel-Online vom 3.5.2017)<sup>86</sup> stellen dabei nur die Spitze des Einbergs dar; insgesamt wird von vielen Arbeitslosen das Regime der Arbeitsagentur als demütigend empfunden, nicht nur aufgrund des Sanktionierungsregimes.<sup>87</sup>

Die Beziehung von Helfenden und Hilfsbedürftigen wird Gegenstand der nächsten Kapitels sein, allerdings steht dort nicht die Arbeitsagentur im Mittelpunkt, sondern die "Tafeln" werden als Aufhänger dienen.

---

<sup>86</sup> <https://www.tagesspiegel.de/wirtschaft/kursangebot-der-jobcenter-das-milliardengeschaeft-mit-den-arbeitslosen/20800654.html>;  
<https://www.spiegel.de/lebenundlernen/job/berufliche-weiterbildung-fuer-arbeitslose-wie-beschwerden-verpuffen-a-1145670.html>

<sup>87</sup> Die im Rahmen der Grundsicherung für Arbeitsuchende gemäß Sozialgesetzbuch (SGB) II vorgesehenen Sanktionierungsmaßnahmen können durchaus drastische Kürzungen nach sich ziehen.

### **Wohltäter und Bedürftige: *Die undankbaren Bettler***

Eigentlich dürfte es sie in einem funktionierenden Sozialstaat gar nicht geben. Aber es gibt sie, und die Zahlen sprechen dafür, daß sie unverzichtbar sind: Mittlerweile versorgen die sog. "Tafeln" in Deutschland nach eigenen Angaben 1,5 Millionen Menschen. 500.000 Kinder und Jugendliche nehmen regelmäßig die Tafeln in Anspruch, aber auch ca. 280.000 Geflüchtete. Die Lebensmittelabgabe ist insbesondere bedeutsam für Beziehende von Leistungen nach SGB-II, Rentner und Geringverdiener, d.h. Personen, deren Einkommen unterhalb der Armutsgrenze liegt (um "Kundin" bzw. "Kunde" bei der Tafel zu werden, benötige ich einen Nachweis der Bedürftigkeit); Auf der Webpräsenz der Berliner Tafel, die 1993 als erste derartige Einrichtung in Deutschland gegründet wurde, ist zu lesen: »Menschen, die eine kleine Rente haben, Arbeitslosengeld, Sozialhilfe oder Grundsicherung beziehen, sparen am ehesten am Essen. Mit den gespendeten Lebensmitteln können sie sich gesünder ernähren und haben vielleicht Geld übrig, um mit den Enkeln in den Zoo zu gehen oder sich ein Buch zu kaufen.«<sup>88</sup>

Diese Aussage beschönigt aber zumindest zum Teil die Situation der Tafelnutzer, es mag zwar zutreffen, daß die Essensausgabe vielen die es sich sonst nicht leisten können ermöglicht, in die Oper, ins Theater oder eben in den Zoo zu gehen, für etliche andere dürfte sie existenznotwendig sein. Tatsächlich führen die im Rahmen des Hartz IV-Regimes vorgesehenen Sanktionen z.B. unmittelbar dazu, daß das Existenzminimum von Personen, denen ein Teil der staatlichen Unterstützung gestrichen wurde, nicht länger gesichert ist. Wer nicht ausreichend zu essen hat, ist nicht nur in Relation zu anderen, sondern absolut arm, in welchem Ausmaß dies für die Kundinnen und Kunden der Tafel zutrifft, kann ich allerdings nicht rekonstruieren.<sup>89</sup>

Der Soziologe Stephan Selke faßt die durchaus heterogene Klientel der Tafeln unter dem Etikett "fast ganz unten" zusammen. Für ihn ist das eine neue "Basiskategorie gesellschaftlicher Ordnung".

»Sie bezeichnet Menschen, deren Armut man äußerlich eigentlich kaum sieht, die aber dennoch so arm sind, dass sie auf Lebensmittelspenden angewiesen sind. Dafür zahlen sie jedoch auch einen hohen Preis, nämlich die „Veröffentlichung“ ihrer Lebensverhältnisse, indem sie vor den Tafeln, für jemanden sichtbar, auf der Straße warten (müssen), um abgelaufene Lebensmittel zu erhalten, die von Supermärkten entsorgt werden. Die sonst unsichtbare Armut wird hier an das Licht der Öffentlichkeit gezerrt. [...] Viele Menschen, die eigentlich bedürftig sind, scheuen sich deshalb, zur Tafel zu kommen. Sie fürchten, "erkannt" zu werden. Der eigene soziale Status, den man sonst mit allen möglichen Attrappen kaschieren kann, wird plötzlich transparent. Letztlich muss sich jeder Tafelkunde, wenngleich er nicht direkt darauf ausgesprochen wird, doch der Frage stellen, "wie es denn so weit kommen konnte". "Wenn man jemandem begegnet, den man von früher kennt, und der jetzt Kunde bei der Tafel ist, dann versinkt der quasi im Erdboden", bringt ein Helfer das Problem auf den Punkt. "Die haben es nötig," lautet das gängige Bild, "sonst würden sie es nicht machen."« (Selke 2009: 97)

---

<sup>88</sup> <https://www.berliner-tafel.de/berliner-tafel/der-verein/jahresbericht/test-seite-von-david-mit-redakteurs-account/die-drei-saeulen/>. Einen ersten Einblick in das Spektrum der Kundinnen und Kunden liefert der folgende Beitrag auf der Webpräsenz des Deutschlandfunks: [https://www.deutschlandfunk.de/armut-in-deutschland-vom-verlust-der-inneren-wuerde.769.de.html?dram:article\\_id=431994](https://www.deutschlandfunk.de/armut-in-deutschland-vom-verlust-der-inneren-wuerde.769.de.html?dram:article_id=431994).

<sup>89</sup> In einem Spiegel-Online Artikel über die Tafeln in Großbritannien wird die Sanktionierungspraxis als Hauptgrund für die Bedürftigkeit angeführt. <https://www.spiegel.de/politik/ausland/grossbritannien-immer-mehr-menschen-auf-tafel-angewiesen-a-1266188.html>

Das karitative Engagement der Tafeln ist allerdings nur die eine Seite ihres Selbstverständnisses. Es ging und geht den Initiatorinnen und Initiatoren auch darum, die massenhafte Verschwendung von Lebensmitteln zumindest zu begrenzen. Das erklärt vielleicht zum Teil ein überraschendes Resultat, zu dem eine in diesem Kontext von Rebecca Hausig durchgeführte teilnehmende Beobachtung (die primär eine organisationssoziologische Fragestellung verfolgte) führte. Zumindest im von ihr untersuchten Fall fand nämlich keine (bzw. wenigstens keine universelle) aktive "Soldarisierung" von Helferinnen und Helfern auf der einen und Bedürftigen auf der anderen Seite statt. Die Intention der Tafeln, angesichts des immer wieder konstatierten Zusammenhangs von Armut und Einsamkeit<sup>90</sup> auch einen Raum für Begegnungen zu schaffen, bezog sich vor allem auf Kontakte zwischen den Bedürftigen selbst und *nicht* zwischen Helfenden und Bedürftigen.

Tatsächlich scheint eine klare hierarchische Grenzziehung zwischen beiden Gruppen den Umgang zu bestimmen. Dieser "totalisierende" Blick auf eine höchst heterogene Gruppe manifestiert sich dann im Rahmen der Untersuchung bisweilen in pauschalierenden undifferenzierten Urteilen, vor allem was die "fehlende Dankbarkeit" der Bedürftigen betrifft. Und die Absicht, einen Begegnungsraum bereitzustellen, dürfte angesichts der enormen Heterogenität der Bedürftigen (und auch der Konkurrenz zwischen ihnen, wer zu spät kommt geht ggf. nahe leer aus) nicht nur unpraktikabel sein, sie verkennt auch völlig, als wie demütigend der Besuch bei der Tafel allzuoft empfunden wird. Wie die von Selke gewählte Einordnung der Klientel als "fast ganz unten" verdeutlicht, sind die "Kunden" eher jene, die den "Anschluß" verloren haben.

Die Kritik an den Tafeln sollte aber m.E. nicht überzogen werden, auch wenn bei Zeiten der Eindruck entsteht, einzelne Helferinnen hätten mehr Respekt vor den Lebensmitteln als den Bedürftigen, welche zum Objekt, zum Instrument der eigenen "moralischen" Aufwertung werden können. *Können*, aber nicht notwendig *müssen*: Es geht hier keineswegs darum, die Intentionen oder das Engagement der beteiligten Personen (und der Unternehmen, die ihre abgelaufenen Lebensmittel spenden) pauschal in Frage zu stellen, schließlich sind es nicht die Tafeln, welche die Bedürftigkeit erzeugt haben.<sup>91</sup> Selbstverständlich lösen Almosen keine gesellschaftlichen Probleme, sondern haben eine eher stabilisierende Funktion – diese Feststellung ist aber rein "akademisch", solange diese Almosen dringend benötigt werden. *Kritisch zu hinterfragen ist vielmehr, wie es so weit kommen konnte, daß die Tafeln überhaupt benötigt werden.* Wenn der Staat sich legitimiert fühlt, Menschen das Existenzminimum zu verweigern, ist das ein hochgradig problematischer Akt. Meines Erachtens widerspricht es dem Selbstverständnis der Bundesrepublik, daß viele Menschen ihre Existenz – und dazu gehört eine einigermaßen gesunde Ernährung – nur mittels privater oder kirchlicher karitativer Initiativen sichern können. Da ich kein Jurist oder Politikwissenschaftler bin, kann zwar nicht entscheiden, ob die Sanktionierungspraxis nach SGB II gegen den grundgesetzlich verankerten Schutz der Menschenwürde verstößt; der Verdacht ist allerdings naheliegend.

Im politischen Diskurs werden die sozial Schwachen jedenfalls tatsächlich massiv ihrer Würde beraubt. Ich hatte bereits mehrfach erwähnt, daß soziale Hierarchien immer auch Werturteile über die einzelnen Schichten bzw. Klassen beinhalten. Diese Urteile fallen um so abschätziger aus, je tiefer die Personen auf der sozialen Stufenleiter angesiedelt sind. Christian Baron hat 2016 aus abschätzigen Urteilen über die "Unterschicht"

---

<sup>90</sup> Die meines Wissens aktuellste diesbezügliche Studie stammt von Petra Böhnke und Sebastian Link (2017).

<sup>91</sup> Die Berliner Tafel geht auf ihrer Webpräsenz auf einige der am häufigsten geäußerten Kritikpunkte ein: <https://www.berliner-tafel.de/berliner-tafel/das-original/die-debatte/die-kritik-an-den-tafeln/>

ein ganzes Buch mit dem Titel "Proleten, Pöbel, Parasiten" zusammengestellt.<sup>92</sup> Im Grunde wiederholen alle von Baron zitierten Personen das Credo der von der rot-grünen Regierung Schröder auf den Weg gebrachten "Agenda 2010", das sich in etwa folgendermaßen zusammenfassen läßt: 1. Wer arbeiten will, der findet auch Arbeit. 2. Wer nicht arbeiten will, muß zur Arbeitsaufnahme genötigt werden. 3. Zu hohe Sozialleistungen mindern die Bereitschaft, zu arbeiten. 4. Nicht die Gesellschaft, sondern der Arbeitslose ist für seine Lage verantwortlich.

Um den ersten Punkt sicherzustellen, wurde u.a. die Ausweitung des Niedriglohnssektors ermöglicht; für den zweiten war und ist die Arbeitsagentur im Rahmen ihrer Sanktionsmöglichkeiten verantwortlich ("fordern und fördern"), und der dritte wurde durch die Einführung der "Hartz IV" Regelsätze erreicht. Der vierte Punkt schließlich wurde von der Grünen-Politikerin Renate Künast (Ministerin im Kabinett Schröder) folgendermaßen erläutert: »Früher glaubten wir, die Lebensformen der Unterschicht seien Folgen ihrer Armut. Das Gegenteil ist richtig: Die Armut ist Folge ihrer Verhaltensweisen, eine Folge der Unterschichtskultur« (nach Baron 2016: 38). Diese Überzeugung korrespondiert mit jenen Beschreibungen des "neuen Proleten", die im öffentlichen Diskurs nach der Jahrtausendwende omnipräsent waren. Demzufolge sind die Menschen am unteren Ende der sozialen Hierarchie in ihrer Gesamtheit dumm, faul und gefräßig, bzw. ignorant, arbeitsscheu und übergewichtig. Was letzteres betrifft, schrieb z.B. der Journalist Christian Schwägerl in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 17.10.2006 unter dem Titel "Das neue Kaloriat": »Wer heute übergewichtig ist oder gar fettleibig, gehört mit großer Wahrscheinlichkeit den unteren sozialen Schichten an [...] Kinder armer, ungebildeter Eltern sind einer soeben veröffentlichten Studie des Robert-Koch-Instituts zufolge dreimal so häufig dick oder gar fettsüchtig wie Kinder von Reichen und Akademikern. [...] Fressen ist ... so etwas wie das innere Exil der Armen inmitten der Globalisierung.«<sup>93</sup> Zeitgleich beschwor Gabor Steingart in Spiegel-Online (16.10.2016) eine neue "Unterschicht der Unproduktiven und geistig Verwahrlosten". Unter dem Titel "Die neuen Proleten" fällt er folgendes Urteil:

»Der Prolet von heute besitzt mehr Geld als die Arbeiter vergangener Generationen und wenn er im Anzapfen des Sozialstaats eine gewisse Fertigkeit entwickelt hat, verfügt er über ein Haushaltseinkommen, das mit dem von Streifenpolizisten, Lagerarbeitern und Taxifahrern allemal mithalten kann. Es ist nicht die materielle Armut, die ihn von anderen unterscheidet. Auffällig hingegen sind die Symptome der geistigen Verwahrlosung. Der neue Prolet schaut den halben Tag fern, weshalb die TV-Macher bereits von "Unterschichtenfernsehen" sprechen. Er isst viel und fettig, er raucht und trinkt gern. Rund acht Prozent der Deutschen konsumieren 40 Prozent allen im Land verkauften Alkohols. [...] Der neue Arme ist kein Wiedergänger des alten. Vor allem an seinem mangelnden Bildungsinteresse erkennen wir den Unterschied. Er besitzt keine Bildung, aber er strebt ihr auch nicht entgegen. Anders als der Prolet des beginnenden Industriezeitalters, der sich in Arbeitervereinen organisierte, die zugleich oft Arbeiterbildungsvereine waren, scheint es, als habe das neuzeitliche Mitglied der Unterschicht sich selbst abgeschrieben. Selbst für seine Kinder unternimmt er keine allzu großen Anstrengungen, die Tür in Richtung Zukunft aufzustoßen. Ihre Spracherziehung ist so schlecht wie ihre Fähigkeit, sich zu konzentrieren. Der Analphabetismus wächst im gleichen Maß, wie die Chancen auf Integration der Deklassierten schrumpfen. Die Amerikaner sprechen in der ihnen eigenen Direktheit von "white trash", weißem Müll.«<sup>94</sup>

---

<sup>92</sup> Der Untertitel dieses Buchs lautet irreführender Weise "Warum die Linken die Arbeiter verachten". Richtig müßte es heißen "Warum Liberale und rechte Sozialdemokraten die sozial Schwachen verachten".

<sup>93</sup> [www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/unterschicht-und-uebergewicht-das-neue-kaloriat-1379891.html](http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/unterschicht-und-uebergewicht-das-neue-kaloriat-1379891.html)

<sup>94</sup> <https://www.spiegel.de/wirtschaft/sozialer-verfall-die-neuen-proleten-a-436351.html>

Im Rahmen dieser sozialen Konstruktion des "Prekariats" sind niedrige Unterstützungsleistungen nicht nur notwendig, um einen Anreiz zur Arbeit zu schaffen (ansonsten drohe Guido Westerwelle zufolge "spätromische Dekadenz"), eine Erhöhung der Regelsätze sei (in den Worten des CDU Politikers Philipp Mißfelder) lediglich »ein Anschub für die Tabak- und Spirituosenindustrie« (zit. nach Baron 2016: 37).

Die Parallelen zwischen derartigen Tiraden und den im vierten Kapitel wiedergegebenen Aussagen zu den arbeitsscheuen Armen des späten 18. Jahrhundert sind frappierend. Der "neue Prolet" erscheint denn auch eher als "Wiedergänger" jener Tagelöhner des 18. Jahrhundert, die sich weigerten, mehr zu arbeiten als für die Finanzierung ihrer Ausschweifungen nötig. Der "alte Prolet" ist demnach hingegen strebsam, fleißig, bildungsbeflissen und imitiert in seinem Verhalten (auch was den Konsum betrifft) "bürgerliche" Werte – mit anderen Worten: er ist zum Kleinbürger aufgestiegen. Das Bedürfnis, diesbezüglich eine klare Grenze zu ziehen, scheint insbesondere für Sozialdemokraten übermächtig zu sein, zumindest legen die von Christian Baron wiedergegebenen Aussagen dies nahe. Es scheint fast so, als sei der dicke, dumme und faule Prekariar eine substantielle Bedrohung für unsere Gesellschaft. Warum das so sein sollte, übersteigt allerdings derzeit meinen Verständnishorizont, so daß ich es bei dieser Anmerkung bewenden lassen muß.

Es liegt mir nun fern zu behaupten, die beschriebenen Personen und Verhaltensweise existierten nur in der Phantasie derjenigen, die darüber schwadronierten. Aber erstens ist es infam, bestimmte "Typen" mit einer sozialen Schicht gleichzusetzen, und zweitens sind der Haß und die Verachtung, die aus jenen Kommentaren spricht durchaus erschreckend. Man fragt sich unwillkürlich, was die Autorinnen und Autoren damit bezwecken, bzw. was sie motiviert? Die vorstehend skizzierte "Neiddebatte" irritiert auch deshalb, weil der pauschal angeprangerten Gruppe zumindest unterschwellig unterstellt wird, diese hätten mehr Spaß im Leben als diejenigen, die hart arbeiten, um ihren Hypothekenkredit abzuzahlen. Der faule und hemmungslose Arbeitslose scheint in jedem Fall ein Stachel im Fleisch derjenigen zu sein, die Disziplin und Fleiß als ihre Kerntugenden definieren. (Tatsächlich beides nicht sonderlich erfreulich sein, weder das Leben von und mit Hartz IV, noch vielen Überstunden die nötig sind, um die Kredite zu bedienen).

Über die Ursachen der Empörung kann zwar nur spekuliert werden, die Funktion des vorstehend wiedergegebenen Diskurses über die "neue Unterschicht" ist fraglos, die soziale Ausgrenzung bestimmter sozialer Gruppen zu legitimieren. Ich komme in diesem Zusammenhang nochmals auf die Selektivität des deutschen Schulsystems zurück, welche sich bereits in der Grundschule auf drastische Weise manifestiert. Ich hatte bereits erwähnt, daß der IGLU-Studie 2016 zufolge nahezu ein Fünftel der Schülerinnen und Schüler in der vierten Klasse der Grundschule über keine ausreichende Lesekompetenz verfügen. Die Schuld hierfür wird von einigen bezeichnenderweise nicht in der Schule, sondern bei den Eltern gesucht. »Ist Armut eine Entschuldigung, den Kindern nicht vorzulesen?« fragte anlässlich der Veröffentlichung der gerade erwähnten Studie der Kolumnist Jan Fleischhauer in Spiegel-Online, und erklärt anschließend die Ursachen der Misere:

»Man kann die Lehrer schuldig sprechen, die es offenkundig nicht vermocht haben, den ihnen anvertrauten Kindern basale Kulturtechniken zu vermitteln. Aber gegen die Bildungsverachtung im Elternhaus kommt die beste Schule nicht an. [...] Wir haben uns angewöhnt, von "bildungsfernen Schichten" zu sprechen. Ich halte das für einen Euphemismus. "Bildungsfern" klingt wie ein un-

verschuldetes Schicksal, dabei ist es genau das nicht. Es mag die Alleinerziehende geben, die vor Sorge weder ein noch aus weiß, und deshalb abends zu müde ist, um noch ein Buch zur Hand zu nehmen. Aber das erklärt nicht die Zahl der Zehnjährigen mit gravierenden Leseschwächen. Dass der Arme manchmal vielleicht auch deshalb arm ist, weil er faul ist oder vom Alkohol verblödet, ist ein Gedanke, der in unserer auf sozialen Ausgleich bedachten Gesellschaft als so anstößig gilt, dass er nicht zugelassen werden darf. Ich habe kein Verständnis für Eltern, die ihre Kinder vor die Glotze setzen und sich lieber mit dem Handy beschäftigen, anstatt ihnen bei den Hausaufgaben zu helfen. Man sagt so schnell entschuldigend: Ach, die armen Hascherl am sozialen Rand, die wissen es nicht besser. Doch sie wissen es besser. Sie sind nur zu bequem oder zu gleichgültig, um entsprechend zu handeln. Auch in Teilen Asiens sind sie bettelarm, und trotzdem nutzen sie dort jede Gelegenheit, die sich ihnen bietet, ihren Kindern etwas beizubringen«. <sup>95</sup>

Das vorstehende Zitat illustriert nochmals exemplarisch, wie der diskreditierende Diskurs funktioniert, der eine ganze Schicht pauschal aburteilt bzw. mindestens unter Generalverdacht stellt. Vor allem werden alle Zwischentöne gezielt ausgeblendet, und der Eindruck erweckt, es gäbe lediglich die "überanstrengte Alleinerziehende" und den "saufenden Ignoranten", und sonst nichts. Auch wenn ich das nicht empirisch belegen kann, dürften in der Realität wie bereits erwähnt viele, wenn nicht die meisten der fraglichen Kinder Eltern haben, die ihnen im Zweifelsfall gar nicht helfen können, weil ihnen Bildung und/oder Sprachkenntnisse fehlen. Der oftmals angeführte Verweis, daß mehr Geld für Unterschichtsfamilien nicht notwendig zu einer besseren Bildungsbeteiligung der Kinder führt, mag zwar auch in diesem Fall durchaus zutreffend sein – man muß diesbezüglich nicht abschätzig über "Ignoranz" und "Bildungsverachtung" schwadronieren.

Es ist sicherlich probat, im Rahmen der Förderung direkt bei den Kindern anstatt bei den Eltern anzusetzen, deshalb muß man diese aber nicht unter Generalverdacht stellen oder pauschal wie vorstehend illustriert diffamieren. Ob die aktuellen Verbesserungen im Rahmen des "Bildungs- und Teilhabepakets" aber einen grundlegenden Wandel bewirken, ist allerdings zu bezweifeln. <sup>96</sup> Im Fokus der Bildungspolitik stehen derzeit ohnehin eher fragwürdige Programme zur "Digitalisierung", und nicht derart banale Dinge wie die Lese- und Schreibfähigkeit von Grundschulern. Fragt sich warum. Weil die Arrivierten und Privilegierten an der sozialen Selektivität des Bildungssystems nicht wirklich etwas ändern wollen? Chancen für andere zu eröffnen heißt auch, etwas abgeben zu müssen, die eigenen Privilegien zumindest zum Teil preiszugeben. Ist das tatsächlich erwünscht? Gute Schulen nutzen letztlich allen Kindern, schlechte Schulen hingegen schaden jenen aus "bildungsnahen" Milieus am wenigsten. Vielleicht sollten unsere Schulen deshalb nicht allzu gut sein? Ich kann diesen Punkt hier allerdings nicht weiter vertiefen, sondern wollte nur Anregungen für die weitergehende Reflexion des Sachverhalts geben.

Man kann die Auflistung der vorstehend präsentierten Tiraden über die "Unterschicht" nahezu endlos fortsetzen, aber ich denke die wenigen vorstehend präsentierten Ausschnitte reichen, um den Ton zu illustrieren, in welchem im vergangenen Jahrzehnt über die vermeintliche "Unterschichtkultur" gesprochen und geschrieben wurde. Chri-

---

<sup>95</sup> <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/leseschwache-schueler-die-neue-klassengesellschaft-a-1183282.html>

<sup>96</sup> Vgl. die Kritik, die Ulrich Schneider vom Paritätischen Wohlfahrtsverband am 1.8.2019 im Deutschlandfunk formulierte ([https://www.deutschlandfunk.de/kritik-am-teilhabetpaket-kinder-sind-keine-kleinen.680.de.html?dram:article\\_id=455337](https://www.deutschlandfunk.de/kritik-am-teilhabetpaket-kinder-sind-keine-kleinen.680.de.html?dram:article_id=455337)).

stian Baron verwendet in diesem Zusammenhang den Begriff "Rassenprofil der deutschen Unterschicht" (2016: 37).<sup>97</sup> Tatsächlich ist der "Klassenhaß", der in den von Baron zusammengetragenen Statements zum Ausdruck kommt, rassistischen Vorurteilen verwandt.<sup>98</sup> Derart drastische Vorurteile gegen untere Schichten sind allerdings wie erwähnt keinesfalls neu, wie das folgende Zitat belegt:

»Es stimmt, daß Bauern menschliche Wesen sind, aber sie sind weniger kultiviert und gröber als die übrigen. Man braucht nur ihr Verhalten und ihre Gesten beobachten um zu begreifen, wie einfach es ist, einen Bauern von einer Person mit Manieren zu unterscheiden... Es kann beinahe gesagt werden, daß Bauern wie getrockneter Kabeljau behandelt werden sollten: Sie sind am besten, wenn sie ordentlich weichgeklopft wurden... Das einzige was er [der Bauer] versteht ist eine feste Sprache begleitet von der Drohung körperlicher Züchtigung« ("Veroandro von Warburg" 1684, zit. nach Blanning 2007: 186f.)

Den Bauern wird sicherlich niemand vorgeworfen haben, daß sie an ihrer Lage selbst schuld seien. Aber wie das heutige "Prekariat" sind sie weniger wert als "kultivierte" Menschen – und haben nicht das gleiche verdient. Der Wert von Personen und ihrer Tätigkeiten ist Gegenstand des folgenden Kapitels.

---

<sup>97</sup> Stephan Lessenich (2009) nimmt eine ähnliche Rekonstruktion wie Baron auf, allerdings auf einer eher "wissenschaftlichen" Grundlage.

<sup>98</sup> Es wäre durchaus lohnend, diesen Zusammenhang vertiefend zu untersuchen, gerade auch im Hinblick auf die Frage, aus welchen Quellen sich der Haß und die Verachtung speisen, und welchen Zwecken sie dienen. Fühlt der Bürger sich vom "Proleten" womöglich in seinem Selbstverständnis bedroht?

### Der Wert eines Menschen

Angesichts der aktuellen Diskussion über Armut und die Zukunft des Sozialstaats haben die vorangegangenen Kapitel vielleicht ein wenig zu sehr auf den "unteren Rand" der sozialen Hierarchie fokussiert. Der Umgang mit den Schwachen und Hilfsbedürftigen sagt fraglos viel über eine Gesellschaft aus, ebenso wie die Partizipationsmöglichkeiten, welche sie Menschen aus den "Unterschichten" eröffnet oder eben verweigert. Es darf bei der Auseinandersetzung mit Sozialgesetzgebung, Tafeln und Schulsystem aber nicht aus dem Blick geraten, daß die deutsche Gesellschaft in ihrer Gesamtheit hierarchisch strukturiert ist, und die Chancen auf sozialen Aufstieg begrenzt sind, wie die Kapitel 7 und 9 hinreichend verdeutlicht haben sollten.

Die soziale Hierarchie ist vor allem anderen eine der Tätigkeiten, der Berufsgruppen. Diese Rangordnung spiegelt sich in der Entlohnung wieder. Am oberen Ende der Skala sind Ärzte, Juristen, Manager, Apotheker und Hochschullehrer angesiedelt, am unteren Ende hingegen Arzthelferinnen, Auslieferungsfahrer, Friseurinnen, Kellnerinnen und Kellner sowie Reinigungskräfte. Die Einkommensunterschiede sind gravierend, während im oberen Bereich teilweise sechsstelligen Summen pro Jahr verdient werden (die Aufwandsentschädigung für Bundestagsabgeordnete beträgt z.B. derzeit monatlich 10.083,- €, damit gehören sie aber nicht zu den Spitzenverdienern), müssen die Menschen am unteren Ende der Skala mit dem Mindestlohn auskommen. Aber warum verdienen die einen so viel, und die anderen so wenig? Die gerade formulierte Frage ist im Grunde eine doppelte. Zum einen ist zu erklären, wie Statusunterschiede und Einkommensunterschiede an sich begründet werden, zum anderen ist die enorme Diskrepanz zwischen "oben" und "unten" erklärungsbedürftig. Ich werde mich im folgenden zunächst mit dem ersten Aspekt befassen.

Es existieren fraglos "objektive" Faktoren, die Einfluß auf den "Wert" einer Tätigkeit, und damit deren Entlohnung haben. Zu den "objektiven", d.h. quantifizierbaren Faktoren gehören z.B. die Dauer der für diese Arbeit notwendigen Ausbildung (Qualifikation), die Arbeitsmarktlage (Angebot und Nachfrage bei bestimmten Berufsgruppen bzw. Qualifikationen), die Verantwortung, die eine Person trägt (durch Fehler entstehender Schaden). Gehaltsdifferenzen innerhalb eines Unternehmens können damit vielleicht begründet werden (gelernte werden besser bezahlt als ungelernete Arbeitskräfte), keiner der genannten Faktoren kann aber plausibel begründen, warum z.B. Krankenschwestern schlechter entlohnt werden als Fabrikarbeiter bei Volkswagen.

Letzteres könnte damit erklärt werden, daß in der Automobilindustrie im Unterschied zum Gesundheitssektor Waren produziert werden, d.h. Werte geschaffen. Dieses Argument ist aber nicht stichhaltig, denn jede Dienstleistung ist ebenfalls eine Ware (die gegen Entgelt veräußert wird). Es stimmt zwar, daß im Dienstleistungsbereich (wozu auch das Gesundheitswesen gehört) im Schnitt weniger gezahlt wird als in der Industrie (der gesamte Niedriglohnsektor ist im Dienstleistungsbereich verortet), aber auch Ärzte, Anwälte, Steuer- und Unternehmensberater erbringen Dienstleistungen, sie sind aber weit oben in der Gehaltshierarchie angesiedelt.

Eine weitere Möglichkeit zur Begründung der existierenden Gehaltsunterschiede wäre der jeweils unterschiedliche Beitrag zum "gesellschaftlichen Ganzen". Aber dieser Bezug ist schon gar nicht geeignet, um einen Maßstab für die Wertschätzung eines Berufs zu erhalten. Wie wenig die Entlohnung und das Ansehen einer Berufsgruppe sich am Nutzen für die Allgemeinheit orientiert, kann das Beispiel Vermögensverwaltung

sehr gut verdeutlichen. In dieser Branche wird nicht ein einziger Euro an Wertschöpfung oder irgendein gesamtgesellschaftlicher Nutzen generiert (im Unterschied z.B. zur Müllabfuhr). Der einzige Existenzzweck solcher Unternehmen besteht darin, die Reichen auf Kosten der "Normalbürger" noch reicher zu machen. In unserem Kontext ist aber vielleicht noch bemerkenswerter als die gezahlten Millionengehälter, daß ein Politiker für ein solches Unternehmen arbeiten kann, ohne sich komplett zu diskreditieren.

Womit wir bei der Binsenweisheit angelangt wären, daß Geld eben nicht stinkt – Bettpfannen im Altenheim hingegen schon. Auch wenn der VW-Arbeiter blaue Arbeitskleidung trägt und sich bei der Arbeit schmutzig macht, hat er nichts mit menschlichen Ausscheidungen zu schaffen. Im Bereich der Pflege und Fürsorge ist das naturgemäß anders, egal ob im Kindergarten oder Altenheim. Nun sind aber diese Aufgaben traditionell "weiblich" konnotiert. "Männliche" und "weibliche" Tätigkeiten werden aber nach wie vor unterschiedlich vergütet (während innerhalb der Berufsgruppen nach wie vor eine signifikante "Gender Pay Gap" besteht). Denn nach wie vor gilt in wie ich fürchte den meisten Familien, daß Männer die "Ernährer" sprich Hauptverdiener sind und Frauen nur "dazuverdienen". Deshalb konnten auch historisch die Löhne in "klassisch" weiblichen Berufen lange sehr niedrig liegen, sie mußten eben nicht ausreichen, eine Familie zu ernähren (oder sollten dazu nicht ausreichen, um den Frauen nicht zu viel Unabhängigkeit zu gewähren).

Damit ist aber längst nicht alles erklärt, schon gar nicht die gravierenden Unterschiede in der Entlohnung zwischen den einzelnen Berufsgruppen. Dies liegt primär daran, daß der "Wert" einer Tätigkeit und auch einer Ware keine primär ökonomische, sondern vor allem eine sozio-kulturelle Kategorie ist.<sup>99</sup> Mit anderen Worten: das einer Person oder einer Sache zugeschriebene Prestige entspringt einer gesellschaftlichen Konvention und kann nicht durch die Analyse quantitativer Faktoren rekonstruiert werden. Das betrifft dann auch die Bewertung der "Leistung", welche ein Mensch erbringt. Auch wenn ich deren Leistung unmittelbar vergleichen kann, wenn zwei Menschen die gleiche Arbeit ausführen, ist die Entlohnung unterschiedlicher Tätigkeiten innerhalb einer arbeitsteiliger hierarchischen Struktur nicht auf objektive Faktoren zurückzuführen. Dem Ethnologen Thomas Gibson zufolge tendieren in diesem Zusammenhang sozial höher gestellte Gruppen dazu, ihren Beitrag zum "gesellschaftlichen Ganzen" systematisch zu überhöhen (1988: 169f.). Vielleicht überschätzen sie ihre eigene Leistung aber auch, weil sie vom Wert und Nutzen ihrer Arbeit überzeugt sind – das tückische an Ideologien ist, daß sie nicht einfach nur unwahr sind bzw. zugunsten bestimmter sozialer Gruppen die Realität systematisch verzerrt darstellen, sie wurzeln zudem in einem aufrichtigen Glauben an ihre Gültigkeit. Leider mangelt es an empirischem Material zum Selbstverständnis der sog. "Eliten" (es wäre durchaus interessant, Menschen aus Berufsgruppen zu interviewen, die ich selbst als vollkommen überflüssig betrachte). Deshalb müssen wir einen Umweg nehmen, und zwar über Indien. Der gerade bemühte Thomas Gibson bezog sich bei seiner Bemerkung nicht auf die moderne Industriegesellschaft, sondern auf das hinduistische Kastenwesen. Ein Vergleich der hierarchischen Anordnung der Berufsgrup-

---

<sup>99</sup> Dies mag Studierenden, die sich intensiver mit Karl Marx beschäftigt haben, irritieren. Für diesen wurde der Wert einer Ware objektiv bestimmt durch die Zahl der für die Herstellung aufgewendeten Arbeitsstunden. Die Bestimmung des "Arbeitswerts" hatte vor allem Zweck darzulegen, daß der Arbeiter "unter Wert" entlohnt wird, d.h. der Kapitalist sich den geschaffenen "Mehrwert" aneignet (der Arbeiter arbeitet mehr, als er eigentlich müßte). Die Beschränkung des Begriffs auf jene Bedeutung ist allerdings in diesem Zusammenhang eher uninteressant, geht es doch vielmehr um jene Werturteile, welche die doppelte Hierarchie der Dinge und der Tätigkeiten begründen bzw. mit dieser korrespondieren.

pen in den modernen Industriegesellschaften mit diesem mag zwar auf den ersten Blick als ausgesprochen befremdlich erscheinen, ist aber nichtsdestotrotz ungemein instruktiv.

Im Hinduismus ist der soziale Status einer Person ihr qua Geburt in eine bestimmte Kaste zugewiesen. Der Begriff "Kaste", im indischen *Varna*, bezieht sich einerseits auf die abstrakte Hierarchie der idealen sozialen Ordnung und andererseits auf die konkrete Manifestation dieses Modells in erblichen Berufsgruppen. Der hinduistischen Schöpfungsmythologie zufolge wurde mit der materiellen auch die soziale Ordnung von den Göttern kreiert: Dem *Rig-Veda* zufolge opferten die Götter Purusa, den ersten Menschen. Aus seinem Kopf entsprangen die Priester (Brahmanen), aus seinen Armen die Krieger (Kshatrias), aus seinen Schenkeln die Kaufleute und Bauern (Vaishyas) und aus seinen Füßen die Arbeiter (Shudras).<sup>100</sup> Die drei oberen Varnas sind als "zweifach Geborene" deutlich gegen die Masse der arbeitenden Bevölkerung abgegrenzt, ihre männlichen Angehörigen durchlaufen einen Initiationsritus der als spirituelle Wiedergeburt angesehen wird, und der den Shudras verwehrt ist.

Kasten im engeren Sinne sind die Konkretisierung dieses Modells in Gestalt einer Vielzahl arbeitsteilig differenzierter und hierarchisch gegliederter Abstammungsgruppen. Insbesondere den höheren Kasten sind bestimmte Verrichtungen untersagt, sie sind folglich notwendig auf andere Gruppen angewiesen. Diese Gruppen sind einander aber keineswegs gleichwertig, die Hierarchie innerhalb der arbeitsteiligen Struktur ist im Gegenteil in Termini von Reinheit und Unreinheit kodifiziert. Bereits in der vedischen Frühzeit waren »die Handwerker ... verachtet und gehörten meist den Shudras an. [...] Bezeichnend für Indien ... ist das Element der rituellen Unreinheit (*asuddha*), durch das die Shudra-Handwerker vom Opfer ausgeschlossen waren.« (Kulke/Rohermund 1998: 58). Da insbesondere viele Bereiche der Körperpflege für spirituell höherstehende Personen tabu sind, kommt z.B. den Wäschern oder Barbieren in technischer Hinsicht eine erhebliche Bedeutung zu, die traditionelle indische Gesellschaft kann ohne diese Gruppen nicht existieren, dennoch gelten Sie in besonderem Maße als unrein – was sie zu prädestiniert, ihren verunreinigenden Tätigkeiten nachzugehen.<sup>101</sup>

Sozialer Aufstieg ist nur über die Wiedergeburt möglich, der Gläubige beschreitet den Weg der Pflicht (*Dharma*), die Seelenwanderung ermöglicht die Verwandlung in höheres und niedrigeres Sein (*Kharma*). Die soziale Ordnung ist mithin gleichzeitig eine spirituelle Ordnung. Der "Weg der Pflicht" besteht vor allem auch darin, sich in die vorgegebene Ordnung zu fügen und den qua Geburt zugewiesenen Platz einzunehmen. Die Befolgung der gesellschaftlichen Regeln, die Akzeptanz der Normen hat in diesem System eine zentrale religiöse Dimension, ist entscheidend für Erlangung des

---

<sup>100</sup> »Weder dem König noch dem Millionär, sondern dem Weisen, dem Heiligen, dem Mahatma ... kommt der höchste Rang und die größte Ehre in diesem System zu. Als Seher, als Zunge oder Sprachrohr der zeitlosen Wahrheit ist er es, von dem jede Gemeinschaft ihre Ordnung empfängt. Der König ist eigentlich nur der Verwalter dieser Ordnung; Bauern und Kaufleute liefern das Material, das dem Ganzen Gestalt verleiht; die Arbeiter ... steuern dazu die nötige Arbeitskraft bei. So sind alle am Offenbarwerden, Erhalten und Erleben eines großen, gottgewollten Bildes beteiligt.« (Zimmer 1951: 49)

<sup>101</sup> Daß die einzelnen Kasten in einer komplementären Beziehung der wechselseitigen Abhängigkeit zueinander stehen, heißt mithin keineswegs, daß sie als gleichwertig gelten. Das genaue Gegenteil ist der Fall. In der hinduistischen Welt »stellt man sich vor, daß jede beruflich spezialisierte Gruppe eine qualitativ verschiedene Art von Gut oder Dienstleistung zum sozialen Ganzen beiträgt, mit einem jeweils anderen Wert an sich. In einem derartigen System kann die Hierarchie der den Gütern und Dienstleistungen zugemessenen Werte auf die spezialisierten Berufsgruppen übertragen werden, um eine durchgängige soziale Hierarchie mit den Priestern an der Spitze zu erzeugen.« (Gibson 1988: 311) Gibson bezeichnet dieses System als eine Form hierarchisch-komplementären Austauschs: »Hierarchisch aufgrund der Orientierung auf das Ganze hin ... und komplementär wegen der Anwesenheit funktional geschiedener Einheiten« (Ibid.: 170). Herrschaft und Unterordnung realisieren sich dergestalt als Arbeitsteilung.

Seelenheils (was hier bedeutet: Aufstieg auf eine höhere Seinsstufe).<sup>102</sup> Grenzüberschreitungen führen hingegen zu spiritueller Verunreinigung und haben den Abstieg im Zuge des Kreislaufs der Wiedergeburt, schlimmstenfalls die Reinkarnation als Unberührbarer oder als Tier zur Folge. Ebenso wie in der jüdisch-christlich-islamischen Tradition der Gehorsam gegenüber Gott und das Befolgen von dessen Geboten Schlüssel zum Seelenheil ist, garantiert das Beschreiten des Wegs der Pflicht dem gläubigen Hindu mithin (völlig unabhängig von individueller Frömmigkeit) den spirituellen Aufstieg – mit dem Ziel, in ferner Zukunft die Bürde der körperlichen Existenz abzustreifen und den Zyklus von Geburt, Tod und Wiedergeburt zu durchbrechen.<sup>103</sup>

Interessanterweise stehen bei uns eben jene Tätigkeiten ganz am Ende der Entlohnungsskala, die auch in der traditionellen Rangfolge der indischen Berufsgruppen ganz unten rangieren. Abgesehen von Reinigungskräften (die direkt mit Abfällen und Ausscheidungen zu tun haben) und Menschen, die gezwungen sind in Call-Centern zu arbeiten, werden insbesondere jene, die Dienstleistungen an anderen Menschen erbringen, wie Friseurinnen und Friseure, Kindergärtnerinnen, Altenpflegerinnen, Arzthelferinnen weit unterdurchschnittlich entlohnt. Abgesehen davon, daß es sich bei einem nicht unerheblichen Teil der gerade aufgeführten Tätigkeitsbereich um sogenannte "Frauenberufe" handelt, ist die Wertigkeit, die wir bestimmten Arbeiten (und damit auch den Menschen die sie verrichten) beimessen, nach wie vor direkt assoziiert mit archaischen Vorstellungen von Reinheit und Unreinheit; unsere Gesellschaft ähnelt diesbezüglich strukturell dem indischen Kastenwesen – weit mehr, als wir angesichts der gravierenden Unterschiede in anderen Bereichen wahrscheinlich zu glauben geneigt sind.<sup>104</sup>

Dies ist umso überraschender wenn man bedenkt, daß im Unterschied zur hinduistischen Welt ist die Vorstellung der einer spirituellen Hierarchie der Gesellschaft zumindest auf den ersten Blick kein originärer Bestandteil der westlichen Traditionen. Zwar ähnelt die Konzeption der Sozialordnung im europäischen Mittelalter mit ihrer Unterteilung in Adel, Klerus, Dritten Stand und die Masse der unfreien Bauern auf den

---

<sup>102</sup> Zwar kann ein Individuum die Kaste in die es hineingeboren wurde nicht wechseln, eine Kaste oder Sub-Kaste kann allerdings kollektiv anstreben, ihre Stellung in der sozio-spirituellen Hierarchie zu verbessern, in dem sie "unreinen" Praktiken entsagt, und Verhaltensvorschriften respektive Tabus übergeordneter Kasten übernimmt (Bowker 1997: 197).

<sup>103</sup> »Jeder Mensch steht in einer klar umrissenen Ordnung festgelegter und sorgfältig befolgter Normen und Tabus. Was man essen und nicht essen, was man suchen und was meiden, mit wem man verkehren, speisen und sich verheiraten soll, all diese persönlichen Angelegenheiten sind genau geregelt, und sowohl versehentliche wie absichtliche Übertretungen werden sehr streng geahndet. Der Grundgedanke dabei ist, daß die spezifische geistige Kraft, von der die Wirksamkeit jedes Menschen als Teil einer bestimmten sozialen Gruppe anhängt, vor jeder befleckenden Berührung bewahrt werden muß. [...] Die höchste Tugend ist, sich mit rückhaltloser Hingabe der uralt-zeitlosen, völlig unpersönlichen Maske der traditionellen Rolle einzufügen, in die man hineingeboren (jāti) wurde. [...] Der Schlüssel zur Erfassung der jeweiligen eigenen Inkarnation liegt in den Tugenden der jeweiligen eigenen Kaste. Die Kaste wird als ein die Persönlichkeit mitformender Faktor angesehen. Die göttlich-sittliche Ordnung (dharma), welche die soziale Struktur zusammenfügt und –hält, ist die gleiche, die dem Leben des Individuums Forbestand verleiht; und ebenso wie die Gegenwart verstanden werden muß als natürliche Folge der Vergangenheit, wird die Kaste der Zukunft bestimmt je nach der Art, wie die gegenwärtige Rolle gespielt wird. [...] Im Gaukelspiel der Schöpfung, das unsere Welt ist, wird jedem sein Platz durch Geburt zugewiesen (svadharmā), und es ist seine erste Pflicht, dazu zu stehen, demgemäß zu leben und durch sein Äußeres wie durch sein Handeln zum Ausdruck zu bringen, welche Rolle im Schauspiel er innehat.« (Zimmer 1951: 146ff.)

<sup>104</sup> Der mögliche Einwand, daß im Gegensatz zu uns, wo angeblich jeder seines Glückes Schmied ist (dem der "Weg nach oben" offensteht, vom Tellerwäscher zum Millionär), der Hindu qua Geburt einer bestimmten Berufsgruppe angehört, wiegt nicht sonderlich viel angesichts der Tatsache, daß die jeweilige Kastenzugehörigkeit davon abhängt, ob der Gläubige in seinen vorigen Leben dem "Weg der Pflicht" folgte. Auch hier ist ein gesellschaftlicher "Aufstieg" (allerdings erst im nächsten Leben) möglich. Der Unterschied zwischen beiden Ideologien ist lediglich ein gradueller. Und daß die Wiedergeburtstheorie noch viel märchenhafter ist als die Rede von "Chancengleichheit", macht letztere nicht unbedingt glaubwürdiger.

ersten Blick frappierend an das Kastensystem (zumal auch diese Gruppen sich typischerweise nicht durch Eheschließungen verbanden), aber in Europa besteht keine direkte Korrespondenz zwischen religiösen Anschauungen und gesellschaftlicher Hierarchie. Wenngleich sie fraglos mißbraucht wurde, um die soziale und politische Ordnung zu legitimieren, unterscheidet die christliche Religion gerade *nicht* zwischen Adel bzw. Personen "von Stand" und "Gemeinen" respektive Leibeigenen – vor Gott sind alle Menschen gleich.<sup>105</sup>

Im Hinduismus ist zumindest in praktischer Hinsicht das genaue Gegenteil der Fall: In spiritueller Hinsicht sind die Menschen ungleich. Was die soziale Praxis betrifft, die Kodierung der sozialen Ordnung in quasi-religiösen Termini, bestehen wie gesehen nichtsdestotrotz erstaunliche Parallelen, die historisch begründet sein könnten. Das Hindu-Wort für Kaste, *Varna*, bedeutet "Farbe". Das *Rig Veda*, jener Korpus heiliger Schriften welcher die hinduistische Religion begründet geht auf das 13. vorchristliche Jahrhundert zurück, zu dieser Zeit eroberten die aus Zentralasien eingewanderten Arier den nordwestlichen Subkontinent, so daß die Vermutung, die Hautfarbe sei zentrales Unterscheidungskriterium zwischen hellhäutigen Eroberern und dunkelhäutigen Eroberten gewesen, zumindest nicht unplausibel erscheint (vgl. Kulke/Rotermund 1998: 56f.; Bowker 1997: 1015). Hier scheint die Formulierung religiöser Vorschriften direkt mit der Errichtung einer neuen sozialen Ordnung einher zu gehen, die strikt zwischen "weißen" Eroberern und dunkelhäutigen Eroberten unterscheidet.<sup>106</sup>

Eine derart klare Grenzziehung bestimmt nun allerdings auch die europäische Tradition in Gestalt der doppelten Unterscheidung zwischen Adel und "Gemeinen", Freien und Unfreien. Die "Personen von Stand" betrachteten ihre Mitmenschen noch bis weit in die Neuzeit hinein mit den Augen ausländischer Eroberer – die sie ja ursprünglich auch waren.<sup>107</sup> In einem derartigen Universum ist "Unreinheit" faktisch eine gesellschaftliche Kategorie, die einem Individuum qua Geburt zukommt – völlig ungeachtet der Tatsache, daß die Theologie einer solchen Lesart widerspricht.<sup>108</sup> Tatsächlich haben Rassismus und "Klassismus" einen gemeinsamen Nenner, und dieser liegt in einer allen Gesellschaften explizit oder implizit eigenen Vorstellung von "Reinheit" und "Unreinheit".

Es ist auf den ersten Blick durchaus erstaunlich, wie sehr archaische Vorstellungen von "Reinheit" und "Unreinheit" nach wie vor die soziale Hierarchie der Berufsgruppen und damit auch der Personen sozusagen "kodieren". Begreift man diese Zuschreibungen aber als soziale (und nicht als religiöse) Kategorien, liefert die Gegenüberstellung einen Schlüssel zum Verständnis der "Semantik der sozialen Hierarchie". Auch in der Bundesrepublik werden Menschen nicht als gleichwertig betrachtet; tatsächlich ist das Ge-

---

<sup>105</sup> Dieses Versprechen der Gleichheit vor Gott transportiert auch der Islam, was dessen große Attraktivität in einem hinduistisch geprägten Umfeld zumindest zum Teil erklären kann.

<sup>106</sup> Anders als der Gott der monotheistischen Weltreligionen sind die hinduistischen Götter auch keineswegs allmächtig und unsterblich, sie begrenzen das Universum nicht sondern füllen es aus. Einiges spricht dafür, daß diese Götter einstmals Menschen waren, Kulturhelden im wahrsten Sinn des Wortes, die mit ihren Streitwagen den Hindukush überquerten und in das Tal des Ganges hinabstiegen, um eine neue Welt zu erschaffen – aber das ist wiederum eine gänzlich andere Diskussion.

<sup>107</sup> Es ist durchaus verlockend darüber zu spekulieren, ob eine derart tiefe soziale Kluft, eine derart radikale Abwertung des Anderen sich autochton entwickeln konnte, oder ob sie notwendig der Figur des "ausländischen" Eroberers bedarf.

<sup>108</sup> »Die Deutungsmacht über Reinheit und Unreinheit in einer Gesellschaft ist ... immer Ausdruck konkreter realexistierender Machtverhältnisse. Reinheitsvorstellungen dienen damit oft der Begründung und Aufrechterhaltung von gesellschaftlicher Gliederung, so beispielsweise bei der Unterscheidung nach sozialem Status oder Geschlecht« (Kühnel 2008: 3).

genteil der Fall. Damit ist vielleicht auch umstandslos die Frage zu beantworten, warum wir anderen Menschen Arbeitsbedingungen und Löhne zumuten, die wir selbst niemals akzeptieren würden. Weil sie nicht soviel wert sind wie wir.

Ich belasse es an dieser Stelle bei der Vieldeutigkeit des vorstehenden Satzes, selbstverständlich hängt alles davon ab, wie ich "Wert" definiere. Abschließend will ich die vorstehend diskutierten Sachverhalte nochmals am Beispiel des Gehaltsgefälles zwischen dem Direktor und seiner Putzfrau zusammenfassend rekapitulieren: Erstens ist der Direktor in aller Regel deutlich besser qualifiziert als die Reinigungskraft. Er hat wahrscheinlich studiert, womöglich auch promoviert, während sie im Grunde nicht einmal einen Hauptschulabschluß benötigt. Deshalb verdient er folgerichtig deutlich mehr. Zweitens gibt es nur relativ wenige Personen, die ähnlich qualifiziert sind wie der Direktor, Putzfrauen hingegen gibt es bei der Arbeitsagentur massenhaft. Nach dem "Gesetz" von Angebot und Nachfrage ist die Arbeitszeit des Direktors folglich deutlich teurer. Drittens trägt der Direktor eine enorme Verantwortung, sowohl der Belegschaft als auch den Anteilignern des Unternehmens gegenüber. Auch dies rechtfertigt eine deutlich höhere Bezahlung, wenngleich die Putzfrau selbstverständlich auch in einer Vertrauensstellung tätig ist – keinesfalls darf sie die vertraulichen Dokumente, welche zufällig auf dem Schreibtisch liegen geblieben, fotografieren und an die Presse oder die Konkurrenz verkaufen. Also zahlt man ihr etwas mehr als den Mindestlohn, damit sie sich dem Unternehmen verpflichtet fühlt. Viertens ist die Tätigkeit der Putzfrau "unrein" (sie kommt mit "Schmutz" in Berührung) und fünftens ist sie eine Frau, die einer "weiblich" konnotierten Tätigkeit nachgeht. Sechstens schließlich müßte allerdings der Direktor sein Büro selbst reinigen, wenn die Putzfrau nicht käme – zu exorbitant höheren Kosten, legte er seinen eigenen Stundenverdienst zugrunde. Geht man von dieser Betrachtung aus, müßte die Putzfrau das gleiche verdienen wie der Direktor. Das ist selbstverständlich unrealistisch, wie die Punkte eins bis drei verdeutlicht haben, verweist aber darauf, daß der Direktor eine Menge Geld spart, wenn er eine Reinigungskraft beschäftigt.

Die Frage, welche Bezahlung angesichts dieser Argumente angemessen erscheint, und ob in der besten aller möglichen Welten der Chef sein Büro selbst putzt, müssen die Leserinnen und Leser allerdings jede und jeder für sich beantworten.

## Fazit

Soziale Ungleichheit hat sowohl eine formale wie eine inhaltliche Dimension. Die Analyse der gesellschaftlichen Hierarchie kann sich nicht damit begnügen, lediglich die Ressourcenverteilung und die soziale Mobilität zu untersuchen, sie muß auch jene Werturteile mit in ihre Analyse einbeziehen, welche über den jeweils "sozial Anderen" gefällt werden. Nur unter Einbeziehung der Art und Weise, wie Ungleichheit "gedacht" und gelebt wird, können die Mechanismen der Abgrenzung und Ausgrenzung adäquat verstanden werden. Dies sollten die vorstehenden Ausführungen hinreichend verdeutlichen haben.

Stellt sich abschließend die Frage nach den Konsequenzen sozialer Ungleichheit, bzw. deren gesellschaftlichen Kosten. In einem 2009 erschienenen Buch listen Richard Wilkinson und Kate Pickett detailliert auf, welche negativen Konsequenzen ein hohes Maß an ungleicher Ressourcen- und Chancenverteilung hat. Die Liste reicht von Krankheit und Übergewicht über Gewalt und Kriminalität bis hin zu psychischen Störungen und Drogenkonsum – als Folgen von Unsicherheit, Angst und fehlender Anerkennung.<sup>109</sup> Tatsächlich sterben die Armen früher als die Reichen, auch in Deutschland, wie die Zahlen in Tabelle 6 verdeutlichen. Eine derartig deutliche Diskrepanz (die gut situierten Männer leben 10 Jahre länger als die armen) dürfte kaum ausschließlich auf eine unterschiedliche Lebensführung (Ernährung, Rauchen, Alkoholkonsum, Bewegung) zurückzuführen sein. Möglicherweise (ich kann das allerdings nicht belegen) spielt auch die unterschiedliche Partizipation am Gesundheitswesen, bzw. eine bessere Gesundheitsversorgung eine Rolle (bei den besser verdienenden ist z.B. die Wahrscheinlichkeit höher, daß sie Privatpatienten sind).

Einkommen	Männer	Frauen
	Lebenserwartung in Jahren	
< 60 % des mittleren Einkommens	70,1	76,9
60 bis < 80 % des mittleren Einkommens	73,4	81,9
80 bis < 100 % des mittleren Einkommens	75,2	82,0
100 bis < 150 % des mittleren Einkommens	77,2	84,4
≥ 150 % des mittleren Einkommens	80,9	85,3
<b>Insgesamt</b>	<b>75,3</b>	<b>81,3</b>

Datenbasis: SOEP und Periodensterbetafeln 1995–2005.

Tab. 6: Lebenserwartung bei Geburt nach Einkommen 1995-2005 – Mittelwerte (Quelle: Statistisches Bundesamt et. al. 2018: 303)

Die Gesundheitsversorgung ist aber nur ein Sektor, an welchem sozial benachteiligte Menschen unterdurchschnittlich partizipieren (im globalen Maßstab relativiert sich der deutsche Befund selbstverständlich wiederum deutlich). Das Gefühl unzureichender Teilhabe und fehlender Chancen stellt letztlich auch die Stabilität und Legitimität des politischen Systems in Frage. Barack Obama führte im September 2016 vor der UN-Generalversammlung aus: »Eine Welt, in der ein Prozent der Menschheit so viel Ver-

<sup>109</sup> Ich habe diese Untersuchung hier nicht herangezogen, weil Wilkinsons und Picketts Fallbeispiele sich auf die U.S.A. beziehen und nur eingeschränkt auf Deutschland übertragen werden können.

mögen besitzt wie die verbleibenden 99 Prozent wird niemals stabil sein« (zit. nach Oxfam Deutschland 2017).<sup>110</sup> Ich hatte bereits im 5. Kapitel drauf hingewiesen, daß eine von den Menschen als ungerecht empfundene Verteilung ökonomischer Ressourcen die Legitimität der politischen Akteure bzw. des politischen Systems beeinträchtigt. Das ist möglicherweise kein Phänomen, welches nur Länder der sog. "Dritten Welt" oder Osteuropas betrifft. In Deutschland z.B. hängt die Wahlbeteiligung signifikant von der ökonomischen Situation ab (vgl. Abbildung 22 und 23).<sup>111</sup>

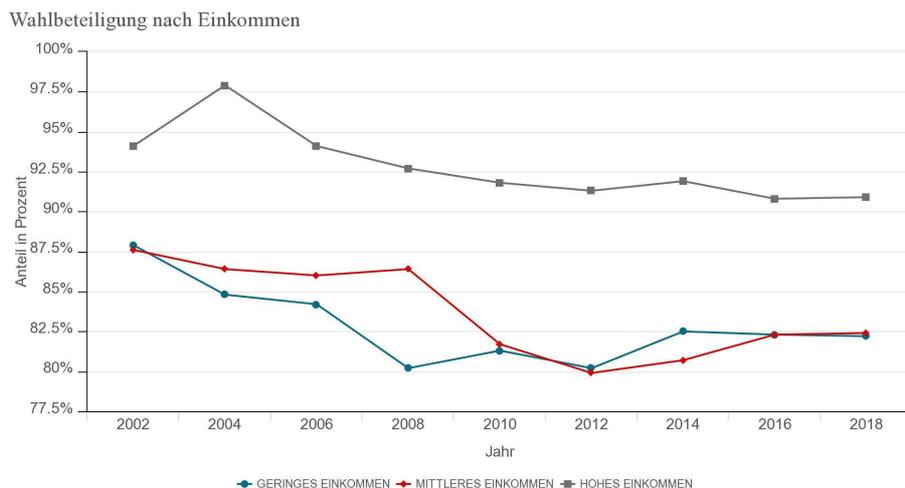


Abb. 22: Wahlbeteiligung nach Einkommen

Warum gehen so viele Arbeitslose nicht zur Wahl? Aus reinem Desinteresse? Weil sie glauben, daß sich doch nichts ändert? Oder weil sie sich von den Politikerinnen und Politikern (denen "da oben") schlicht nicht repräsentiert fühlen? Möglicherweise durchaus zu Recht. Elsässer et. al. (2017) untersuchten diesbezüglich am Beispiel der Entscheidungen des Bundestags, ob die politische Entscheidungsfindung die Interessen aller sozialen Gruppen ausgewogen berücksichtigt (die soziale "Responsivität" der Gesetzgebung). Die Studie kam zu einem ausgesprochen alarmierenden Ergebnis, welches für die Webpräsenz der Max-Planck-Gesellschaft folgendermaßen zusammengefaßt wurde:

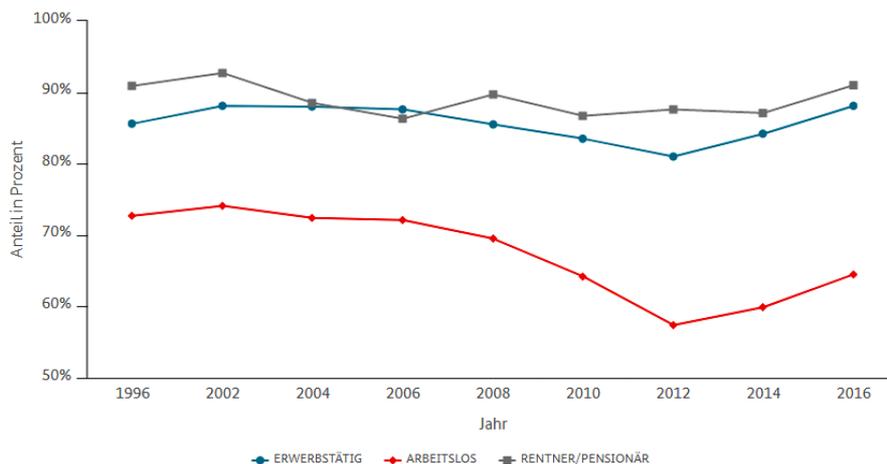
»Wenn nicht alle Gruppen dieselbe Chance haben, dass ihre Anliegen im politischen Prozess berücksichtigt werden, wird das Gleichheitsversprechen liberaler Demokratien verletzt. Die Ursache für ungleiche Responsivität liegt nicht darin begründet, dass die Armen das objektiv Falsche wollen. Untere Einkommensgruppen sprechen sich weder für utopische noch für unfinanzierbare oder gar ethisch anstößige Vorschläge aus. Die ausgewerteten Sachfragen beruhen häufig auf Reformvorschlägen der Regierung oder einer Bundestagsfraktion und würden fast nie eine Grundgesetzänderung notwendig machen. Welche Ideen davon umgesetzt werden, ist eine Frage des politi-

<sup>110</sup> In diesem Zusammenhang heißt "Fluchtursachen bekämpfen" nicht, Boote in Libyen am Auslaufen zu hindern. Die Rolle Deutschlands und der EU bei der Perpetuierung der Unterentwicklung z.B. in den westafrikanischen Ländern konnte ich hier leider nicht näher beleuchten, aber es sollte einsichtig sein, daß das Verlangen nach möglichst niedrigen Löhnen und billigen Rohstoffen dem Interesse an wirtschaftlicher Entwicklung und politischer Stabilität in der Region zuwider läuft.

<sup>111</sup> <https://www.armuts-und-reichtumsbericht.de/DE/Indikatoren/Gesellschaft/Wahlbeteiligung/wahlbeteiligung.html>

schen Willens. Ein konstant hohes Rentenniveau mag beispielsweise Steuererhöhungen notwendig machen, alternativlos ist seine Absenkung deswegen aber keineswegs. Für die meisten politischen Entscheidungen gibt es nicht die eine richtige Lösung, weil Menschen berechtigterweise Unterschiedliches wollen. Spiegeln Entscheidungen dauerhaft einseitig die Präferenzen einer Gruppe wider, liegt ein Repräsentationsdefizit für alle anderen vor. Die empirische Untersuchung der Entscheidungen des Bundestages erhärtet das Bild einer Gesellschaft der politisch Ungleich. Menschen mit niedrigem Einkommen partizipieren nicht nur seltener, sondern die vom Deutschen Bundestag getroffenen Entscheidungen spiegeln auch in viel geringerem Maß ihre Präferenzen wider als die der Bessergestellten. Diese Schieflage der Responsivität ist im Bereich der Wirtschafts- und Sozialpolitik besonders ausgeprägt und führt zu Entscheidungen, die stark über das von Teilen der Bevölkerung gewünschte Maß an Liberalisierung hinausgehen. So wird der Markt zulasten einer ungleichheitsreduzierenden Politik gestärkt. Ungleiche Responsivität stärkt individuelle Rechte und den Wettbewerb, schwächt jedoch Formen kollektiver Sicherung. Wer auf letztere angewiesen ist, wird sich durch diese Politik nicht vertreten fühlen.«<sup>112</sup>

Wahlbeteiligung nach Erwerbsstatus



© Bundesministerium für Arbeit und Soziales

Abb. 23: Wahlbeteiligung nach Erwerbsstatus

Das Gefühl, von der Politik nicht vertreten zu werden, trifft allerdings nicht nur auf Arbeitslose und Niedriglohnbezieher zu. Einer Untersuchung der TU Dresden zufolge entstammt »der „typische“ PEGIDA-Demonstrant ... der Mittelschicht, ist gut ausgebildet, berufstätig, verfügt über ein für sächsische Verhältnisse leicht überdurchschnittliches Nettoeinkommen, ist 48 Jahre alt, männlich, gehört keiner Konfession an.«<sup>113</sup> Wo der irrationale Haß auf Ausländer und Migranten (und Angela Merkel) im einzelnen seinen Ursprung hat, bleibt letztlich unklar; viele dieser Menschen haben aber offenbar das Gefühl, zu kurz zu kommen und belogen zu werden. Sie fühlen sich "ungerecht behandelt" und empören sich. Der Zusammenhang zwischen der "Krise des deutschen Parteiensystems" und der sozialen Ungleichheit in diesem Land dürfte mithin sehr komplex sein.

<sup>112</sup> <https://www.mpg.de/11473153/wahlverhalten>

<sup>113</sup> [https://tu-dresden.de/tu-dresden/newsportal/news/pegida\\_pk](https://tu-dresden.de/tu-dresden/newsportal/news/pegida_pk)

Es ist mithin keine Frage der eigenen ökonomischen Lage, ob ich einen geflüchteten Menschen als potentiell hilfsbedürftig oder als Bedrohung der eigenen Existenz (auch in sozio-kultureller Hinsicht betrachte).<sup>114</sup> Mit anderen Worten: ethisch-politische Überzeugungen lassen sich nicht einfach aus der Schichtzugehörigkeit ableiten, hier stößt die soziologische Analyse an ihre Grenzen.

Letztlich müssen wir entscheiden, in welcher Gesellschaft wir leben und wie wir mit unseren Mitmenschen umgehen wollen. Sehen wir im anderen primär den Mitmenschen, oder lediglich ein potentielles Objekt der Ausbeutung und Bereicherung? Und sind wir bereit, unsere Privilegien zumindest ein Stück weit aufzugeben, um allen Menschen ein Leben in Würde und Sicherheit zu ermöglichen? Man muß den anderen nicht mögen, um sich ihm gegenüber solidarisch zu verhalten und ein gewisses Maß an Großzügigkeit an den Tag zu legen – wie es unter Verwandten üblich ist bzw. sein sollte. Das sind zwar normative Fragen, die wissenschaftlich nicht beantwortet werden können, sie führen aber direkt zurück auf den Ausgangspunkt dieser Ausführungen: die Vergesellschaftung auf Basis von Gleichheit und Gegenseitigkeit, d.h. wechselseitiger Verpflichtungen. Und auch wenn ich die Vermutung nicht belegen kann, daß großzügige Menschen eher mit ihrem Leben zufrieden sind als kleinliche Zeitgenossen, lohnt es doch, diese Hypothese weiter zu verfolgen.

---

<sup>114</sup> Das dürfte selbst dann noch gelten, wenn ich im Niedriglohnsektor arbeite und der Migrant oder die Migrantin für mich eine objektive Bedrohung darstellt, weil er oder sie bereits ist, zu deutlich schlechteren Konditionen zu arbeiten.

## Literatur

- ALLEN, Robert C. (2009): *The British Industrial Revolution in Global Perspective*. Cambridge / New York (Cambridge University Press).
- ANTHONY, David. W. (2007): *The Horse, the Wheel, and Language. How Bronze-Age Riders from the Eurasian Steppes Shaped the Modern World*. Princeton/Oxford (Princeton University Press).
- AUTORENGRUPPE BILDUNGSBERICHT [Hg.] (2018): *Bildung in Deutschland 2018. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu Wirkungen und Erträgen von Bildung*. Bielefeld (wbv).
- ARMSTRONG, Karen (2014): *Fields of Blood. Religion and the History of Violence*. London (Bodley Head). Zitiert nach der dt. Ausgabe, München (Pattloch) 2014.
- BALANDIER, Georges (1967): *Anthropologie politique*. Paris (PUF) 2007.
- BARON, Christian (2016): *Proleten, Pöbel, Parasiten. Warum die Linken die Arbeiter verachten*. Berlin (Verlag das neue Berlin).
- BAYLY, Christopher A. (1988): *Indian Society and the Making of the British Empire*. Cambridge / New York (Cambridge University Press) 1990.
- BISSON, Thomas N. (1994): *The 'Feudal Revolution'*. In: *Past and Present*, No. 142.
- BLANNING, Tim (2007): *The Pursuit of Glory. Europe 1648–1815*. London (Penguin).
- BÖHNKE, Petra und LINK, Sebastian (2017): *Poverty and the Dynamics of Social Networks: An Analysis of German Panel Data*. In: *European Sociological Review*, Volume 33, Issue 4.
- BOURDIEU, Pierre (1979): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/ Main (Suhrkamp) 1982.
- BOWKER, John [Hg.] (1997): *The Oxford Dictionary of World Religions*. Oxford (Oxford University Press) 1999.
- BRINKMANN, Ulrich et.al. (2006): *Prekäre Arbeit. Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse*. Bonn (Friedrich Ebert Stiftung).
- BUNDESAGENTUR FÜR ARBEIT (2019): *Monatsbericht zum Arbeits- und Ausbildungsmarkt, März 2019*.
- BUNDESMINISTERIUM FÜR BILDUNG UND FORSCHUNG [Hg.] (2019): *Berufsbildungsbericht 2019*. Berlin (BMBF).
- CAHSDAN, Elizabeth (1989): *Hunters and Gatherers: Economic Behavior in Bands*. In Plattner, S. [Ed.]: *Economic Anthropology*. Stanford, Cal. (Stanford Univ. Press).
- CASTEL, Robert (1995): *Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit*. Konstanz (UVK) 2000.
- CASTEL, Robert und DÖRRE, Klaus [Hg.] (2009): *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhundert*. Frankfurt/M. (Campus).
- CHAUDHURI, K.N. (1978): *The Trading World of Asia and the English East India Company 1660-1760*. Cambridge / New York (Cambridge University Press) 2006.
- CLASTRES, Pierre (1972): *Chronik der Guayaki*. München (Trickster) 1984.
- (1974): *Staatsfeinde. Studien zur politischen Anthropologie*. Frankfurt/Main (Suhrkamp)
- CONARD, Nicholas J. und KIND, Claus-Joachim (2017): *Als der Mensch die Kunst erfand. Eiszeithöhlen der schwäbischen Alb*. Darmstadt (Theiss).
- CUNLIFFE, Barry (2015): *By Steppe, Desert and Ocean. The Birth of Eurasia*. Oxford (Oxford University Press) 2017.

- DARWIN, John (2007): *After Tamerlane. The Rise and Fall of Global Empires, 1400–2000*. London (Penguin).
- DER PARITÄTISCHE GESAMTVERBAND [Hg.] (2017): *Menschenwürde ist Menschenrecht. Bericht zur Armutsentwicklung in Deutschland 2017*. Berlin.
- DÖRRE, Klaus (2015): *Unterklassen. Plädoyer für die analytische Verwendung eines zwiespältigen Begriffs*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 10/2015.
- DURKHEIM, Émile (1912): *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1978.
- DUBY, G. (1969): *Krieger und Bauern. Die Entwicklung der mittelalterlichen Wirtschaft und Gesellschaft bis um 1200*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1984.
- (1984): *Guillaume le Maréchal oder der beste aller Ritter*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1986.
- DYER, Christopher (2002): *Making a Living in the Middle Ages. The People of Britain 850-1520*. London (Penguin) 2003.
- ELSÄSSER, Lea; HENSE, Svenja; SCHÄFER, Armin (2017): "Dem Deutschen Volke"? Die ungleiche Responsivität des Bundestags. In: *Zeitschrift für Politikwissenschaft*, 47.
- ENDICOTT, Kirk (1988): *Property, power and conflict among the Batek of Malaysia*. In: *Ingold/Riches/Woodburn [Eds.] (1988): Hunters and Gatherers. Vol.2: Property, power and ideology*. Oxford / New York (Berg).
- EVANS-PRITCHARD, Edward E. (1956): *Nuer Religion*. New York/Oxford (Oxford University Press) 1969.
- FAGAN, Brian (2012): *Cro-Magnon. Das Ende der Eiszeit und die ersten Menschen*. Stuttgart (Theiss).
- FINDLAY, Ronald and O'ROURKE, Kevin (2007): *Power and Plenty. Trade, War and the World Economy in the Second Millenium*. Princeton and Oxford (Princeton University Press).
- FRANKFORT, Henry (1948): *Kingship and the Gods. A Study of Ancient Near Eastern Religion as the Integration of Society and Culture*. Chicago & London (Chicago University Press) 1978.
- (1954): *The Art and Architecture of the Ancient Orient*. New Haven and London (Yale University Press) 1996.
- FRIEDMAN, Sam und LAURISTON, Daniel (2019): *The Class Ceiling. Why it Pays to be Priviledged*. Bristol/Chicago (Policy Press).
- FUCHS, Claudia (2013): *Keine Chance für Kevin und Jacqueline? Wie Vorurteile den Schulalltag prägen*. Samstag, 23.11.2013, 8.30 Uhr, SWR 2.  
<https://www.swr.de//id=12221384/property=download/nid=660374/1xv3w2r/swr2-wissen-20131123.pdf>
- GEIGER, Nils; PRETTNER, Klaus; SCHWARZER, Johannes A. (2018): *Die Auswirkungen der Automatisierung auf Wachstum, Beschäftigung und Ungleichheit In: Perspektiven der Wirtschaftspolitik, Band 19, Heft 2*.
- GEIßLER, Rainer (2014): *Bildungsexpansion und Bildungschancen*. In: *Informationen zur politischen Bildung Nr. 324/2014*. Bonn (Bundeszentrale für politische Bildung). <https://www.bpb.de/izpb/198031/bildungsexpansion-und-bildungschancen>
- GEORGE, Andrew (1999): *Introduction*. In: *ders. [Ed.]: The Epic of Gilgamesh*. London (Penguin) 2003.

- GIBSON, Thomas (1988): Meat sharing as a political ritual: forms of transaction versus modes of subsistence. In: Ingold, T. / Riches, D. / Woodburn, J. [Eds.] (1988): *Hunters and Gatherers. Vol.2: Property, power and ideology*. Oxford / New York (Berg).
- GODELIER, Maurice (1982): *Die Produktion der Großen Männer. Macht und männliche Vorherrschaft bei den Baruya in Neuguinea*. Frankfurt/Main (Campus) 1986.
- GRABKA, Markus M. und SCHRÖDER, Carsten (2019): Der Niedriglohnsektor in Deutschland ist größer als bislang angenommen. In: *DIW Wochenbereich* 14/2019.
- HAJNAL, John (1965): European Marriage Patterns in Perspective. In: GLASS, D.V. and EVERSLEY, D.E.C. [Eds.]: *Population in History. Essays in Historical Demography*. London (Edward Arnold).
- HAN, Sung Min / CHANG, Eric C.C. (2016): Economic inequality, winner-loser gap, and satisfaction with democracy. In: *Electoral Studies* 44.
- HARDOON, Deborah (2017): *An Economy for the 99%. It's time to build a human economy that benefits everyone, not just the privileged few*. Oxford (Oxfam Briefing Paper).
- HARTMANN, Michael (2002): *Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft*. Frankfurt/M. (Campus).
- HATCHER, John (1981): English Serfdom and Villeinage: Towards a Reassessment. In: *Past and Present*, No. 90.
- (1994): England in the Aftermath of the Black Death. In: *past and Present*, No. 144.
- (1998): Labour, Leisure and Economic Thought before the Nineteenth Century. In: *Past and Present*, No. 160.
- (2003): Understanding the Population History of England 1450–1750. In: *Past and Present*, No. 180.
- HATCHER, John / Bailey, Mark (2001): *Modelling the Middle Ages. The History and Theory of England's Economic Development*. Oxford (Oxford University Press).
- HILDEBRAND, Elisabeth A. et.al. (2018): A monumental cemetery built by eastern Africa's first herders near Lake Turkana, Kenya. In: *PNAS*, September 4, 2018.
- HILTON, Rodney E. (1973): *Bond Men Made Free: Medieval Peasant Movements and the English Rising of 1381*. London / New York (Routledge) 1995.
- (1978): A Crisis of Feudalism. In: *Past and Present*, No. 80.
- HIRSCH, Fred (1976): *Social Limits to Growth. Revised Edition*. London (Routledge & Kegan Paul) 2005.
- HOBBSBAWM, Eric J. (1968): *Industrie und Empire. Britische Wirtschaftsgeschichte seit 1750*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1982.
- HRADIL, Stefan (2006): Soziale Milieus – eine praxisorientierte Forschungsperspektive. In *Aus Politik und Zeitgeschichte* 44-45/2006.
- HUßMANN, Anke et. al [Hg] (2017). *IGLU 2016. Lesekompetenzen von Grundschulkindern in Deutschland im internationalen Vergleich*. Münster (Waxmann).
- INTERNATIONAL LABOUR ORGANISATION (2018): *Women and Men in the Informal Economy. A Statistical Picture*. Genf (ILO).
- KEBEDE, E./GOUJON, A./LUTZ, W. (2019): Stalls in Africa's fertility decline partly result from disruptions in female education. In: *PNAS* February 19, 2019.

- KLEMM, Klaus und ANBUHL, Matthias (2018): Der Dresdener Bildungsgipfel: von unten betrachtet. Expertise zur sozialen Spaltung im Bildungssystem. Berlin (DGB Bundesvorstand, Abteilung Bildungspolitik und Bildungsarbeit).
- KNUTH, Stephanie (2019): Der Umgang von Soziologie-Professor\_innen mit Habitus-Struktur-Konflikten. Eine praxeologisch-empirische Rekonstruktion. In: *Soziologie*, Jahrgang 48, Heft 3.
- KOTTE, Detlef J. (2010): Entwicklung durch Handel? In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 10/2010.
- KRACKE, Nancy (2016): Unterwertige Beschäftigung von AkademikerInnen in Deutschland. Die Einflußfaktoren Geschlecht, Migrationsstatus und Bildungsherkunft und deren Wechselwirkungen. In: *Soziale Welt* 67.
- KRAEMER, Klaus (2008): Prekarität – was ist das? In: *Arbeit*, Heft 1, Jg. 17.
- KÜHNEL, Florian (2008): Reinheit – religiöse, soziale und politische Aspekte. *H-Net Reviews*, Oktober 2008.
- KULKE, Hermann / ROTHERMUND, Dietmar (1998): *Geschichte Indiens. Von der Induskultur bis heute*. München (C.H. Beck).
- LEE, Richard B. (1969): *The !Kung San. Men, women and work in a foraging society*. Cambridge (Cambridge University Press).
- LEICK, Gwendolyn (2001): *Mesopotamia. The Invention of the City*. London (Penguin) 2002.
- LEPENIES, Philipp (2017): *Armut. Ursachen, Formen, Auswege*. München (Beck).
- LESSENICH, Stephan (2008): *Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus*. Bielefeld (transkript).
- LÉVI-STRAUSS, Claude (1961): Die kulturellen Diskontinuitäten und die ökonomische und soziale Entwicklung. In ders. (1973): *Strukturelle Anthropologie II*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1975.
- LIDDY, Christian D. (2015): Urban Enclosure Riots: Risings of the Commons in English Towns, 1480–1525. In: *In: Past and Present*, No. 226.
- (1991): *Die Luchsgeschichte*. München/Wien (Hanser) 1993.
- MALINOWSKI, Bronislaw (1922): *Argonauten des westlichen Pazifik*. Frankfurt/Main (Syndikat) 1979.
- (1926): *Gegenseitigkeit und Recht* (Auszüge aus "Crime and Custom in Savage Society"). In Kramer, F. und Sigrist, C. [Hg.] (1978): *Gesellschaften ohne Staat. Gleichheit und Gegenseitigkeit*. Frankfurt/Main (Syndikat).
- MARSHALL, Lorna (1961): Sharing, taking and giving: relief of social tension among !Kung Bushmen. In *Africa*, 31.
- MEILLASSOUX, Claude (1975): *Die wilden Früchte der Frau*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1984.
- MOLLESON, Theya (1994) Die beredten Skelette von Tell Abu Hureya. In *Spektrum der Wissenschaft* 10/1994.
- OXFAM Deutschland (2017): *Ein Wirtschaftssystem für alle. Auswege aus der Ungleichheitskrise*. Berlin (Oxfam Deutschland).
- OLADE, Inigo et. al. (2018): The Beaker phenomenon and the genomic transformation of northwest Europe. In: *Nature*, Volume 555 (08 March 2018).
- PERKIN, Harold J. (1969): *The Social Causes of the British Industrial Revolution*. In: *Transactions of the Royal Historical Society*, 5<sup>th</sup> Series, Vol. 18.

- POMERANZ, Kenneth (2000): *The Great Divergence. China, Europe, and the Making of the Modern World Economy*. Princeton (Princeton University Press).
- (2003): Nachdenken über vergleichende Wirtschaftsgeschichte: "Der fernöstliche Entwicklungsweg" als Konzeption, Geschichte und Politik. In: *Zeitschrift für Weltgeschichte* 4:2 (2003)
- POSTAN, M. M. [Ed.] (1966): *The agrarian life of the Middle Ages. The Cambridge economic history of Europe, Vol. 1*. Cambridge / New York (Cambridge University Press) 1973.
- PROMBERGER, Markus et. al. (2018): Existiert ein verfestigtes "Prekariat"? Prekäre Beschäftigung, ihre Gestalt und Bedeutung im Lebenslauf und die Konsequenzen für die Strukturierung sozialer Ungleichheit. In Hans Böckler Stiftung, Reihe: Forschungsförderung Working Paper, Nr. 85.
- SAHLINS, Marshall (1972): *Stone-Age Economics*. Hawthorne, N.Y. (Aldine de Gruyter).
- SAVAGE, Mike et.al. (2013): A New Model of Social Class? Findings from the BBC's Great British Class Survey Experiment. In: *Sociology* 47(2).
- (2015): On Social Class, Anno 2014. In: *Sociology* 49(6).
- SCHIMANK, Uwe (2012): Individualisierung der Lebensführung. In: Bundeszentrale für politische Bildung [Hg.]: Dossier: Deutsche Verhältnisse. Eine Sozialkunde.
- SCHMIDT, Klaus (2006): *Sie bauten die ersten Tempel. Das rätselhafte Heiligtum der Steinzeitjäger*. München (C.H. Beck).
- SCHROEDER, Hannes et. al. (2019): Unraveling ancestry, kinship and violence in a Late Neolithic mass grave. In: *PNAS*, <https://www.pnas.org/content/early/2019/04/30/1820210116>
- SCHULZE, Alexander; UNGER, Rainer; HRADIL, Stefan (2008) *Bildungschancen und Lernbedingungen an Wiesbadener Grundschulen am Übergang zur Sekundarstufe I. Projekt- und Ergebnisbericht zur Vollerhebung der GrundschülerInnen der 4. Klasse im Schuljahr 2006/07*. Hg.: Projektgruppe Sozialbericht zur Bildungsbeteiligung, Amt für Soziale Arbeit, Abteilung Grundsatz und Planung, Landeshauptstadt Wiesbaden.
- SELKE, Stephan (2009): Die neue Armenspeisung. Der Boom der Tafel-Bewegung. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 1/2009.
- SNELL, Daniel C. (2011): *Religions of the Ancient Near East*. Cambridge (Cambridge University Press).
- SÖDER-MAHLMANN, Joachim (1999): *Andere Völker, andere Sitten. Tausch im interkulturellen Vergleich*. In: Finkeldey, L. [Hg.] (1999): *Tausch statt Kaufrausch*, Bochum (SWI-Verlag).
- (2005): *Soziale Tatsachen und kollektive Vorstellungen. Ein Beitrag zur Soziologie des Tauschs und der Erkenntnis*. Universität Hannover (Habilitationsschrift).
- (2015): *Bedürfnis und Verlangen. Anmerkungen zur Emergenz der Konsumgesellschaft*. In: Dierksmeier/Hemel/Manemann [Hg.]: *Wirtschaftsanthropologie*. Baden-Baden (Nomos).
- (2018): *Imperien der Träume. Die Transformation der europäischen Gesellschaften im Zeitalter der Entdeckungen, ca. 1420–1780*. Universität Hannover, Institut für Soziologie.
- STATISTISCHES BUNDESAMT [Hg.] (2018): *Statistisches Jahrbuch 2018*. Wiesbaden (DeStatis).

- STATISTISCHES BUNDESAMT, WISSENSCHAFTSZENTRUM BERLIN FÜR SOZIALFORSCHUNG (WZB) UND DAS SOZIO-OEKONOMISCHE PANEL AM DEUTSCHEN INSTITUT FÜR WIRTSCHAFTSFORSCHUNG (DIW) [Hg.] (2018): Datenreport 2018. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Bonn (Bundeszentrale für politische Bildung).
- SÜDEKUM, Jens (2018): Globalisierung unter Beschuß. Bestandsaufnahme des Freihandels. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 4-5/2018.
- THOMAS, Hugh (2003): Rivers of Gold. The Rise of the Spanish Empire. London (Penguin) 2010.
- TOPHOVEN, Silke; WENZIG, Claudia; LIETZMANN, Torsten (2015): Kinder- und Familienarmut. Lebensumstände von Kindern in der Grundsicherung. Gütersloh (Bertelsmann Stiftung).
- WILKINSON, Richard / PICKETT, Nancy (2009): Gleichheit ist Glück: Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind. Berlin (Haffmans Tolkemitt).
- WINTERHOFF-SPURK, Peter (1996): Individuelles Informationsmanagement. In: Tauss, Jörg / Kollbeck, Johannes / Mönikes, Jan (Hrsg.): Deutschlands Weg in die Informationsgesellschaft. Baden-Baden (Nomos).
- WOLKSTEIN, Diane and KRAMER, Samuel Noah (1983): Inanna. Queen of Heaven and Earth. New York (Harper & Row).
- WORLD INEQUALITY LAB [Hg.] (2018): Bericht zur weltweiten Ungleichheit. <https://wir2018.wid.world/files/download/wir2018-summary-german.pdf>.
- WRIGHTSON, Keith (2000): Earthly Necessities. Economic Lives in Early Modern Britain, 1470–1750. London (Penguin) 2002.
- WRIGLEY, Edward Anthony (2004): Poverty, Progress, and Population. Cambridge, New York (Cambridge University Press).
- (2010): Energy and the English Industrial Revolution. Cambridge, New York (Cambridge University Press).
- ZIMMER, Heinrich (1951): Philosophie und Religion Indiens. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1973.
- ZYLBERBERG, David (2015): Fuel Prices, Regional Diets and Cooking Habits in the English Industrial Revolution (1750–1830). In: Past and Present, No. 240.